Virchow-Briefe

1839-1864

Verlag
Wilhelm Engelmann Leipzig

22101166830

Rud. Virchow.

Verlag von Wilhelm Engelmann, Leipzig.

Hel. u. impr. Meisenbach Riffarth & Co Berlin.

RUDOLF VIRCHOW

BRIEFE AN SEINE ELTERN

1839 BIS 1864

HERAUSGEGEBEN

VON

MARIE RABL

GEB. VIRCHOW

MIT EINER HELIOGRAVÜRE,
DREI VOLLBILDERN UND
EINEM BRIEF IN AUTOGRAPHIE

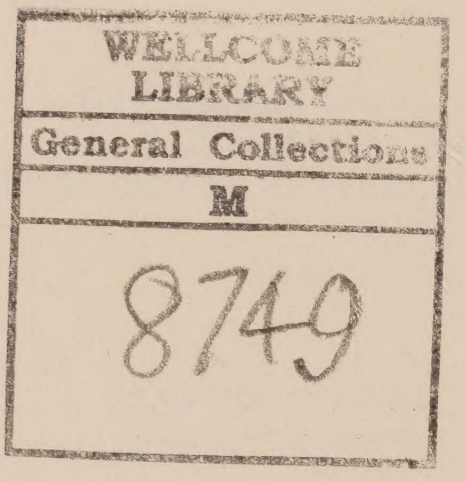
ZWEITE AUFLAGE
(ZWEITES TAUSEND)

LEIPZIG
VERLAG VON WILHELM ENGELMANN
1907

VIRCHOW, Rudolf Ludwig Karl
[1821–1902]

95400

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, sind vorbehalten.



Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Vorwort.

Die Originale der vorliegenden Briefe und Bilder befinden sich im Besitze meiner Mutter. Auf ihren Wunsch wurden sie in der Hoffnung abgedruckt und der Öffentlichkeit übergeben, den Freunden meines Vaters nicht nur ein Bild seiner geistigen Entwicklung und seiner ernsten und mühevollen Jugend, sondern auch seiner aufopfernden Liebe zu seinen Eltern zu bieten.

Die Briefe stammen aus dem Nachlasse meines Großvaters Carl Virchow, der mit außerordentlicher Sorgfalt alle Notizen, Briefe und Dokumente bewahrte, die in Beziehung zu seinem einzigen Kinde standen. Es finden sich hier die Anzeige der Geburt, genaue Notizen über die Kosten der Taufe, die Namen der Gevattern, Maße der Körpergröße und Gewichtsangaben aus verschiedenen Jahren, dann in einem besondern Heft die Abschriften aller Schulzeugnisse und Korrespondenzen mit den Lehrern, weiter das Glaubensbekenntnis bei der Konfirmation, das Abgangszeugnis sowie die Abschiedsrede vom Gymnasium und endlich eine große Zahl von Briefen an beide Eltern. Diese beginnen im Jahre 1835 mit dem Eintritt in das Gymnasium zu Köslin und enden mit dem Tode der Mutter im Jahre 1857 sowie dem des Vaters im Jahre 1864. Geschrieben unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebten, können sie durch ihre fast lückenlose Reihenfolge, durch die Frische, die Lebendigkeit und die so ungemein charakteristische

Genauigkeit der Darstellung für die Zeit von 1839 bis 1850 fast den Wert einer Autobiographie beanspruchen. In dem Augenblick, wo auf die erregten Revolutionsjahre 1848—49 die stille Zeit ruhiger wissenschaftlicher Arbeit in Würzburg folgt, hören die Briefe plötzlich auf, ein allgemeineres Interesse zu bieten. Die noch ebenso fleißig fortgeführte Korrespondenz berichtet von da an fast ausschließlich von alltäglichen Erlebnissen und Familienereignissen und es wurde deshalb aus dieser Zeit nur eine ganz beschränkte Zahl von Briefen wiedergegeben. Eine gewisse Auslese mußte allerdings auch bei den früheren Jahrgängen getroffen werden, um dem rein Persönlichen keinen zu breiten Platz einzuräumen, den es gerade in Briefen an die Eltern selbstverständlich beansprucht und eine Reihe von Briefen sowohl als von einzelnen Absätzen wurde daher auch hier ausgeschaltet. Ganz ohne dieses rein Persönliche wäre aber das Bild eines Menschen unvollkommen. Wenn wir der so unendlich schnell aufsteigenden Linie der geistigen Entwicklung folgen, wenn wir den so früh schon fertigen Mann im lebhaftesten Kampf der Wissenschaft und Politik sehen, so fesselt uns daneben das zärtliche Verhältnis, welches ihn auf das herzlichste mit der Mutter verband, die unerschütterliche Liebe, mit der er an dem oft recht wunderlichen Vater hing, selbst als er schon längst über diesen hinausgewachsen war, die aufopfernde Treue, mit der er für beide sorgte von dem Augenblick an, wo er seine ersten Einnahmen zu verzeichnen begann. Seine Liebe zur Heimat, sein Interesse für Land und Landwirtschaft, seine Freude an den Schönheiten der Natur sowie die Neigung zum Reisen spiegeln sich ebenso wieder wie die innige Teilnahme an den Leiden der Armen und Kranken. Wir erkennen schon in den allerersten Briefen den scharfen

Beobachter, der das Gesehene mit photographischer Treue wiedergibt, wir hören ihn dieselbe Lebensauffassung aussprechen, der er immer treu blieb, wir finden Wendungen, die die Redeweise auch späterer Jahre ebenso lebendig in das Gedächtnis zurückrufen als die Schrift, die durch mehr als fünf Jahrzehnte unverändert dieselbe blieb.

Wie er selbst über den Wert solcher persönlichen Aufzeichnungen dachte, geht aus den folgenden Worten in der Gedächtnisrede auf seinen Schwiegervater Carl Mayer hervor. Er sagt: „Hier muß ich offen gestehen, dass ich es für ganz unmöglich halte, den Entwicklungsgang eines Mannes in voller Deutlichkeit darzulegen, der so wenig durch den Zufall äußerer Verhältnisse bestimmt, der so sehr aus inneren Antrieben gestaltet wurde. Nur eigene Aufzeichnungen des Verstorbenen können hier aushelfen, allein, so musterhaft er in der unmittelbaren Niederschreibung seiner ärztlichen Tagebücher war, so wenig hat er daran gedacht, Tagebücher seiner persönlichen Erlebnisse fortzuführen. Was für den denkenden Betrachter am meisten lehrreich ist, die Kenntnis des Entwicklungsganges, das, was für unser menschliches Interesse am meisten ansprechend und daher auch für unser Gedächtnis am meisten dauerhaft ist, das Verständnis der Persönlichkeit in ihrer geschichtlichen Veränderung, das in ausreichender Weise darzustellen, liegt nicht mehr in der Möglichkeit.“ Die Möglichkeit einer solchen Darstellung des Entwicklungsganges meines Vaters ist nun in den vorliegenden Briefen gegeben und meine Mutter glaubt einer Veröffentlichung derselben schon jetzt ihre Zustimmung umsoweniger versagen zu sollen, als die darin berührte Zeit mit ihren politischen Kämpfen bereits der Geschichte angehört und keine der eingehender besprochenen Personen mehr unter den Lebenden ist.

Es erscheint wohl nicht überflüssig, einige Worte über die Großeltern Virchow zu sagen. Leider ist uns nur wenig von ihnen bekannt. Der Großvater, mit seinem vollen Namen Carl Christian Siegfried Virchow, wurde am 22. December 1785 in Schivelbein als Sohn eines Fleischermeisters, der zugleich Brennerei und Landwirtschaft betrieb, geboren. Im Jahre 1801 kam er für fünf Jahre zu einem Kaufmann Schmidt in Köslin in die Lehre und stand dann vier Jahre hintereinander dem Geschäft eines Kaufmanns Hanff in Wenteich als „Handlungsdiener" vor. Ein Zeugnis bestätigt weiter im Jahre 1810 seine Entlassung aus dem Militärdienst, „weil er seines alten 60jährigen Vaters Wohnhaus No. 209 daselbst, nebst $1^1/_2$ Hufe Land übernehmen musste". Am 16. October 1811 wurde ihm der Bürgerbrief der Stadt Schivelbein ausgestellt und im gleichen Jahre das Amt eines Stadtkämmerers übertragen, das er bis zum Jahre 1828 bekleidet zu haben scheint, während er den Titel eines solchen bis zu seinem Tode fortführte. Sein Leben war im übrigen ausschließlich der Bewirtschaftung seines kleinen Besitztums gewidmet, die er leider mit mehr Freude und Neigung als Umsicht und Geschick betrieb, so daß er stets in Geldverlegenheiten war, die gegen Ende seines Lebens mehr und mehr die Unterstützung durch den Sohn für ihn notwendig machten. Wie es in einem Briefe meines Vaters heißt, gingen ihm die schöne Zeichnung eines Kalbes, der hübsche Kopf einer Kuh weit über ihre nutzbringenden Eigenschaften; irgend eine Kleinigkeit, die seine Neigung oder Abneigung in Anspruch nahm, konnte ihn zu allen Opfern an Geld und Zeit bestimmen, während er nie daran dachte, auch nur seine Ernte zu versichern. — Bemerkenswert ist noch, daß er eine Leihbibliothek hielt. Er verheiratete sich am 20. November 1818 mit der am

30. August 1785 in Belgard in Pommern geborenen „Demoiselle“ Johanna Maria Hesse. Aus dieser Zeit stammen wahrscheinlich die beiden, hier beigefügten Silhouetten, von denen die der Großmutter zugleich das einzige von ihr erhaltene Bild ist. Meine Mutter erinnert sich ihrer als einer kleinen, etwas behäbigen, nicht hübschen Frau mit braunen Augen und auch sonst brunettem Typus. Aus den von ihr erhaltenen Briefen spricht eine zärtliche, ja

fast abgöttische Liebe zu dem Sohne. Zur Verlobung schreibt sie an ihre Schwiegertochter: „Ja das habe ich mir sehr oft gewünscht eine Tochter und das ich die durch meinen Sohn bekommen würde. Gewiss eine So Gute Tochter wie ich einen Sohn habe. Ja meinen Sohn habe ich über Alles Geliebt. Mein Leben hängt von dem Seinigen ab. Ich Weiss nicht was ich Alles Für ihn unternemen könnte das Schwerste würde mir leicht werden.“

Der Großvater, ebenfalls nur von mittlerer Größe, hatte hellblaue Augen. Da er stets eine Perrücke trug, ist über

seine Haarfarbe nichts bekannt. Die augenscheinlich gut gelungene photographische Aufnahme aus den letzten Jahren seines Lebens gibt uns aber von seiner Erscheinung einen sehr deutlichen Eindruck, als den eines durchaus eigenartigen, sehr intelligent blickenden alten Mannes. Geistige Interessen der verschiedensten Art, unter denen besonders die Botanik eine große Rolle spielte, wurden denn auch von ihm gepflegt, und er ließ dementsprechend den Sohn eine sehr sorgfältige Erziehung genießen. Der folgende Brief, den er an den siebenjährigen Knaben richtete, als dieser mit einem Onkel nach Kolberg gereist war, beweist, wie sehr er an dem Kinde hing, wie sehr er aber auch bemüht war, es in jeder Weise zu unterrichten und anzuregen:

Mein liebes Söhnchen,

Sieh, nun haben wir uns schon seit drei Tagen weder gesehen noch miteinander plaudern können. Wie kommt Dir das vor? verlangt Dich nicht schon nach Deinem Vater? und denkst Du auch öfter an mich? ich vermisse Dich oft, und wie ich heute nach dem Garten gehen wollte, da wollte ich Dich nach meiner Gewohnheit suchen, um Dich mitzunehmen, und dachte nicht sogleich daran, dass Du mehrere Meilen von mir entfernt warst. Bist Du denn auch recht hübsch artig? ich will doch wohl hoffen, dass Du dem Onkel und der lieben Tante nicht durch Unartigkeit beschwerlich wirst? Bist Du auch mit Onkel Kameke auf der Reise nach Colberg sehr nass geworden? Das und wie Ihr nach Colberg gekommen, was Du alles unterwegs und in Colberg gesehen, und wie Du Dich an der Ostsee gefallen wirst, wenn Deine lieben Onkels so gut sein werden, mit Dir dahin zu fahren, warum Du sie recht sehr bitten musst, davon wirst Du mir recht viel erzählen, wenn Du wieder

zu Hause bist. Besehe Dir nur hübsch die Wälle, die Zugbrücken und vieles Andere, was zu einer Festung gehört. Auch die Salzwerke wirst Du wenigstens von ferne sehen können. Eben so musst Du auch die Onkels bitten, dass Du Schiffe zu sehen bekommst, damit Du alle diese Dinge kennen lernst.

Dein Petit bangt sich nach Dir, er wird sich sehr freuen, wenn er Dich wieder zu Hause sieht. Sonntag kommen die Husaren, die kannst Du nun nicht sehen, es macht aber nichts aus, sie kommen ja wieder zurück, wenn Du zu Hause bist, und Du siehst ja nun manches Andere, was Dir auch lieb sein wird. Vergiss nicht, Dir die Festungssträflinge in Ketten zeigen zu lassen, damit Du siehst, wie es bösen Menschen ergeht. Siehst Du, mein liebes Kind, nun habe ich Dir einen langen Brief geschrieben, auf den Du mir eine noch weit längere Antwort schreiben müsstest, wenn Du nicht bald zu Hause kämst, so aber lass das nur gut sein, bis Du mir über Alles mündlich erzählen kannst. Bald sehen wir uns wieder, grüsse hübsch alle Tanten und Onkels von mir und bemühe Dich zu sein, ein folgsames und artiges Kind gegen Deine lieben Verwandte und Freunde, sowie

Deines lieben Vaters

Schivelbein Virchow.
den 8. August 1828.

Die Antwort folgt auf demselben Blatt in der Weise, daß eine Frage nach der andern so beantwortet wird, als ob das Kind mit dem Vater redete. Es heißt z. B. am Anfang: „Sehr putzig? Ja, mich verlangt schon nach Dich. Ja! ich denke schon an Dich! Ja, Du vermisst mich gut? 5 Pommersche Meilen von Schivelbein in

5 Stunden sind wir von Schivelbein bis Colberg gefahren. Ja? Nein, ich bin nicht unartig. Nein, ich bin auf der Reise mit Onkel Kaapken nicht nass geworden. Ich habe mich an der Ostsee sehr gefallen. Ich habe die Wällen, und die Zugbrükken gesehen, die Salzwerke habe ich nur von ferne gesehen. Schiffe habe ich nicht gesehen" und so weiter mit der größten Genauigkeit, die einen Einblick in die ganze Art der Erziehung gibt und zeigt, welchen Einfluß der Vater auf den Sohn nahm.

Von den Verwandten der Familie Virchow sind nur zu erwähnen die beiden, in den Briefen oft genannten Onkel meines Vaters. Der eine, Major Joh. Christ. Virchow, Bruder des Vaters, war am 24. Juni 1788 geboren und machte sich durch Vorschläge zu Verbesserungen und Änderungen in der Ausrüstung der preußischen Armee bekannt. Sein besonderes Verdienst soll die innere Gestaltung und die Befestigung des Tornisters, die Änderung der Beinkleider, Stiefel und Helme gewesen sein. Er starb am 20. Februar 1856 und hinterließ den größeren Teil seines Vermögens zu wohltätigen Zwecken, unter anderm zu der Stiftung eines Familienstipendiums.

Der zweite, mehrmals erwähnte Onkel, Ludwig Ferdinand Hesse, ein Bruder der Mutter, wurde 1795 zu Belgard geboren und war Architekt. Er gehörte von 1832 an zu den preußischen Hofbaubeamten und wurde 1865 nach Stülers Tod Leiter der Schloßbau-Kommission und Architekt der beiden königlichen Theater. Zu seinen selbständigen Werken rechnet man die sogenannte neue Charité, die Tierarzneischule und das Elisabeth-Krankenhaus, ferner in Potsdam das Schloß auf dem Pfingstberge und die Orangeriegebäude.

Anmerkungen über andere im Text vorkommende Personen folgen am Schluß und sind, soweit sie nicht aus

privater Quelle stammen, dem „Biographischen Lexikon der hervorragenden Aerzte aller Zeiten und Völker“ von Hirsch und Gurlt und dem Konversationslexikon von Brockhaus entnommen worden. Die ersteren werden einem medizinisch gebildeten Leser allerdings größtenteils überflüssig erscheinen. In der Hoffnung aber, daß die Jugendbriefe meines Vaters auch weitere Kreise interessieren werden, hielt ich sie sogar in einer gewissen Ausführlichkeit für geboten. Weiter ausgedehnt wurde die Notiz über meinen Großvater Carl Mayer wegen des besonders herzlichen Verhältnisses, in dem er zu meinem Vater stand.

Es sei mir endlich gestattet, an dieser Stelle Sr. Excellenz, dem Ministerial-Direktor Dr. Althoff den Dank dafür auszusprechen, daß er mir die Erlaubnis vermittelte, den Briefen die auf seine Veranlassung vom Kgl. Preußischen Kultusministerium zum 80. Geburtstag meines Vaters herausgegebene Veröffentlichung „Der kleine Virchow“ vorausschicken zu dürfen.

Leipzig, November 1906.

Marie Rabl.

Meldung zur Reifeprüfung.

Ostern 1839.

Ich, Rudolph Ludwig Carl Virchow, bin geboren zu Schivelbein am 13. Oktober 1821, und der Sohn des Kämmerer Virchow daselbst. Meine ersten Lebensjahre verflossen ruhig und ohne bedeutendere Ereignisse, die für mein späteres Leben von grösserer Wichtigkeit gewesen wären; wenige oder fast keine bleibenden Erinnerungen prägten sich deshalb auch meinem Gedächtnisse ein. Dass ich zuerst bei dem Durchbruche der Augenzähne, und etwas später an einer Lungenentzündung bedenklich krank gewesen bin, weiss ich nur aus der Erzählung meiner Eltern; aber dessen erinnere ich mich noch dunkel, dass ich schon frühe mit der grössten Sorgfalt Bücher, in denen sich Kupfer befanden, durchblätterte, und mir deren Bedeutung einprägte, besonders wenn es Abbildungen von Thieren oder Pflanzen waren. Was mir meine Wärterin von kleineren Erzählungen mittheilte, hielt ich ziemlich genau fest, und trug es dann mit der grössten Freude vor. Schreiben und Lesen lernte ich bei einer grossen Wissbegierde fast spielend von meinem Vater, auf dessen Arbeitszimmer ich mich deshalb auch am liebsten aufhielt. So vorbereitet kam ich in meinem siebenten Lebensjahre auf die Stadtschule, wo ich mir freilich die Zufriedenheit meiner Lehrer erwarb, aber doch auch durch den Umgang mit roheren Mitschülern mir manche Untugend aneignete. Mochte mir ein solcher Umgang auch öfters zuwider werden, so fesselte doch die

Zuneigung, die sie gegen mich an den Tag legten, meinen jugendlichen Ehrgeiz, der sich besonders in dem Titel eines Königs gefiel. Allmählich rückte ich denn bis zu der ersten Schulklasse, in welcher der Rektor unterrichtete, vor, und wurde nach einiger Zeit der erste meiner Mitschüler. Um diese Zeit erhielt ich meinen Privatunterricht in fremden Sprachen, der lateinischen und französischen, bei dem Herrn Rektor. Da dieser aber gar unvollkommen war, so bewog mein Vater, dem meine geistige und körperliche Ausbildung am Herzen lag, den Herrn Prediger Benekendorff, jetzigen Superintendenten, eine Privatschule zu errichten, an der auch ich Theil nahm. Hier legte ich trotz meiner Jugend (ich war damals nicht bis neun Jahre) einen recht guten Grund in der Religion, der Geschichte und dem Lateinischen. Als aber Herr Benekendorff sich nach zwei Jahren veranlasst sah, diese Schule wieder aufzulösen, so musste ich wider Willen in die Schule des Rektors zurück. Dieser, der mein Wissen wohl überschätzte, überliess es mir, einige Anfänger in den ersten Elementen der lateinischen Sprache zu unterrichten, und dabei vergass ich das Wenige, welches ich gelernt hatte, selbst wieder. Meinem Vater, der die Nutzlosigkeit eines solchen Unterrichts wohl einsah, gelang es endlich, den Herrn Prediger Gantzkow zu bewegen, mir nebst einigen Andern Privatunterricht zu ertheilen. Nach einer grösseren Reise, auf der ich meinen Vater nach Falkenburg, Dramburg und Kallies begleitet hatte, trat ich im Herbst des Jahres 1832 in diese Schule ein. Nachdem Herr Gantzkow uns ein Halbjahr unterrichtet hatte, und dabei fast in allen Gegenständen von den Elementen hatte anfangen müssen, bewog ihn die Ungleichheit seiner Zöglinge, seine Schule aufzulösen. Jedoch liess er sich auf den Wunsch meines Vaters

bereitwillig finden, mir allein auch noch fernerhin Privatunterricht zu ertheilen. Ich genoss denselben zwei Jahre lang, und die Bemühungen, welche mein würdiger Lehrer dabei anwendete, werden mir gewiss stets segensreich sein, und ihm meinen herzlichen Dank sichern. In den alten Sprachen und der französischen machte ich bald recht gute Fortschritte, so dass die Lektüre des Cäsar und Ovid, der Odyssee und des französischen Robinsons mir in der letzten Zeit nicht bedeutende Schwierigkeit machte. Endlich nahte nun auch der Zeitpunkt, wo mein achtbarer Lehrer sein Wort gelöst zu haben erklärte, da er mich für die Tertia eines Gymnasii reif hielte, der Zeitpunkt, den ich so lange sehnlichst erwünschte, und zugleich gern weiter hinausgeschoben hätte; der Zeitpunkt, wo ich die lieben Eltern, die theuern Lehrer, die Gespielen, das Haus, das mich geboren, die Fluren, auf denen ich gespielt hatte — kurz, wo ich alles, was mir theuer war und von dem ich mich fast niemals getrennt hatte, verlassen sollte. So verliess ich denn mit schmerzlichen und freudigen Gefühlen am 1. Mai 1835 meine Heimath, um in Begleitung meines Vaters nach Köslin zu reisen, wo ich das Gymnasium besuchen sollte. Nach überstandener Prüfung erhielt ich den letzten Platz in Tertia. In dem Treiben der grösseren Stadt, in dem vielfachen Wechsel des neuen Lebens wurde es mir leichter, die Trennung von meinen Lieben zu ertragen. Die neuen oder doch wenigstens auf eine neue Art behandelten Gegenstände erregten mein Interesse aufs Höchste, und das Lob, welches mir von einigen meiner Herren Lehrer zu Theil ward, feuerte mich immer mehr an, mir dasselbe auch bei den übrigen zu verschaffen. Am schwersten fiel mir dies in der Mathematik, in der ich einestheils die Theorie der Gleichungen noch garnicht

kannte, anderntheils in der Anwendung planimetrischer Sätze auf die Konstruktion geometrischer Figuren ganz ungeübt war. Trotz alledem waren meine Lehrer so gütig, meine vielfachen Mängel noch zu übersehen, und mich zu Johanni bedeutend in der Rangordnung herauf zu setzen, ja selbst mich zu Michaëli desselben Jahres nach Sekunda zu versetzen. Dies geschah zufällig erst nach den Ferien und so kam es, dass ich an demselben Tage meinen Geburtstag, die Anwesenheit meiner lieben Mutter in Köslin und meine Versetzung feiern konnte. Diese letztere ist für mich von der grössten Wichtigkeit gewesen. Von dem Zutrauen, welches meine Lehrer in mich setzten, erhoben; von dem Ehrgeiz, mich in der neuen Klasse würdig zu halten, getrieben; von dem Reize der Neuheit, der in allen Gegenständen hervortrat, erregt, strengte ich alle meine Kräfte an; und meine Bemühungen hatten einen so günstigen Erfolg, dass ich schon nach Verlauf des ersten Semesters nach Gross-Sekunda aufrückte. Während ich aber hier von meinen Fortschritten und Kenntnissen spreche, darf ich nicht verschweigen, dass auch ich von dem schlechten Geiste, der zu jener Zeit in Sekunda herrschte, angesteckt wurde, und mich mehrmals gegen meine würdigen Lehrer verging. Nur zu bald, jedoch für mich gerade zur rechten Zeit, erfuhr ich die Folgen meines so sehr leichtsinnigen Betragens. Das verehrte Lehrer-Kollegium fand es nämlich zu Weihnachten des Jahres 1836 für nöthig, sich bei der neuen Rangordnung nur durch das Zeugniss des Betragens leiten zu lassen, und — ich muss es zu meiner Beschämung gestehen — ich wurde, da ich schon der zweite in der Klasse gewesen war, wiederum der letzte in Ober-Sekunda. Dieses gerechte Verfahren machte auf mich den tiefsten Eindruck, und desto aufmerksamer wachte ich von nun an über mein

Herz, um jeden bösen Gedanken von demselben zu verscheuchen. Dazu trug zugleich der Umstand bei, dass ich seit Michaëli 1836 den Konfirmanden-Unterricht des Herrn Oberprediger Naatz besuchte, und hier stets die vielfachste Aufmunterung erhielt, mein Herz und meine Gesinnungen zu läutern. Zu Ostern 1837 wurde ich als erster unter den Translokanden nach Prima versetzt, und am Palmsonntage, dem Konfirmations-Tage, las ich als erster der Konfirmanden im Namen aller übrigen das Glaubensbekenntniss in der Marien-Kirche vor, eine Handlung, die mich ausserordentlich erhob und mir mehr Selbstvertrauen gab. So lange ich in Prima gewesen bin, habe ich freilich öfter weniger gethan, als ich wohl hätte thun können, aber ich habe es doch wenigstens nie unterlassen, meine Schularbeiten anzufertigen. Die mancherlei neuen Bekanntschaften, die ich nach meinem Eintritt in Prima machte, zerstreuten mich häufig zu sehr und hinderten mich manchmal an meinen Privatarbeiten. Jedoch kann ich versichern, dass ich bei allen Vergnügungen mich stets bemüht habe, das rechte Maass zu halten, und es auch, wie ich glaube, meistentheils gehalten habe; sowie, dass ich mich nie ihnen so hingegeben habe, dass meine Schularbeiten darunter gelitten hätten, oder gar meine Gesundheit dadurch gefährdet worden wäre. Der gute Geist, der bei den meisten Mitgliedern von Prima herrschte, hat mir dies Bestreben stets erleichtert, so dass ich oft Zeit erübrigt habe, meine Lieblingsstudien, nämlich die Naturwissenschaften, Geschichte und Geographie zu treiben, und mich durch die Lesung alter Klassiker, wie des Cicero, des Sallust und des Sophokles und neuerer deutscher und französischer Schriftsteller weiterzubilden. Freilich habe ich dabei nur zu gut eingesehen, wie sehr viel mir noch fehlt; aber Privatverhältnisse nöthigen mich, mich

schon jetzt zu dem Abiturienten-Examen zu melden, um sobald wie möglich das Studium der Medizin, für das ich mich entschieden habe, beginnen zu können.

Reifeprüfung am Gymnasium zu Köslin.

Ostern 1839.

Deutscher Aufsatz.

Aufgabe: Ein Leben voll Arbeit und Mühe ist keine Last, sondern eine Wohlthat.

Frage den Krieger, wenn er zurückkehrt aus dem blutigen Gefilde der Schlacht, ermattet von der Anstrengung des Kampfes, ob er wieder und wieder ausziehen möchte zu den Gräueln des Krieges; die Sehnsucht nach dem Herde der Heimath, nach Friede und Ruhe, wird gewiss bei ihm die Kampflust, selbst im Taumel des Sieges überwiegen. Und ist er nun wiedergekommen zu den heimischen Fluren, hat er des Mars blutiges Schwert mit dem friedlichen Pfluge der Ceres vertauscht, und du fragst ihn dann, wenn er am Abend eines heissen Sommertages ermüdet mit den ermüdeten Stieren in sein Dörfchen zurückzieht, ob er wohl noch recht oft einen solchen Tag erleben, oft noch solche Mühsal erdulden möchte, wie heute: ich glaube, er wird auch dann den Wunsch äussern, dass die gütige Vorsehung ihm ein günstigeres, ruhigeres Loos zuertheilt haben möchte. Denn so sind die Menschen zumal, dass sie ein Leben voll Arbeit und Mühe für eine Last halten, dass sie oft unter dem Drucke der Geschäfte seufzen und sie weit, weit hinwegwünschen; dass sie durch-

aus nicht erkennen, wie gütig und weise Er, der unser aller Geschick lenkt, gerade hierdurch für sie gesorgt hat. Und forschtest Du auch bei dem ganzen Menschengeschlechte herum, so wirst Du doch fast bei allen diese Gesinnung finden; selbst der Geschäftsmann und der Gelehrte, deren höhere Bildung sie doch empfänglicher machen sollte, Gottes weise Regierung überall zu entdecken, werden, obgleich sie vielleicht in den Stunden der Musse das Gegentheil sprechen, doch, von Arbeiten gedrückt, nur zu häufig mit dem grossen Haufen übereinstimmen. Denn das ist eben die verderbliche Richtung so vieler unserer Zeitgenossen, dass, während von ihrem Munde, wie die Schrift sagt, Honigseim träufelt, ihr Herz voll spitziger Schwerter ist; dass sie vielleicht gar von Gottes gütigem Walten sprechen und im Innern an seinem Dasein zweifeln; sie, die doch, wenn sie ihre Begriffe nur einigermassen zur Klarheit und Bestimmtheit brächten, gar bald erkennen könnten und müssten, wie auch in dem scheinbar Zufälligen nothwendig der Finger des Höchsten sich zeigt, und wie Er gewiss auch für ihr Heil aufs beste gesorgt hat, indem er ihnen ein Leben voll Arbeit und Mühe zuertheilte.

Denn, um zunächst nur das leibliche Wohlergehen des Menschen zu betrachten, welcher Zustand könnte ihm angenehmer und wünschenswerther sein, als wenn er völlig gesund ist? welches Gefühl könnte ihn mehr erheben, als dasjenige, welches seine Brust schwellt, wenn er in der vollen, ungeschwächten Kraft eines Jünglings oder Mannes einherschreitet? Und wie könnte er diese mehr erhalten und stärken, als durch anhaltende, unablässige Arbeit? Sie stählt ja die Stärke des Armes und der Faust, mehrt die Tüchtigkeit der Brust, erhält die Reinheit des Bluts — kurz befördert die Zunahme aller seiner Kräfte, stärkt seine

Gesundheit in jeder Art, und schützt ihn vor jeder Krankheit. „Freilich", könnte da der Gelehrte und der Geschäftsmann sagen, „freilich ist es ganz gewiss, dass die beständige Arbeit den Landmann, der dem stärkenden Einflusse der frischen Luft stets ausgesetzt ist, gesund erhält; aber findet das auch auf uns Anwendung? Schaut her, wie unser Körper hinfällt! wie unsere Gesundheit schwach wird! wie das beständige Sitzen im dumpfen Zimmer uns die Wangen bleicht, und das Feuer unserer Augen erlöschen macht!" Die Thoren, die nur merken, wie ihre Körperkraft immer mehr, und vielleicht früher, als es sonst geschehen sein würde, hinschwindet, aber nicht sehen, dass ihr Geist stark wird bei der fortdauernden Anstrengung, und dass sie immer mehr zunehmen an innerer Kraft und Festigkeit. Wollen sie denn das für keinen Gewinn halten, dass sie, wenn sie auch wirklich körperlich verfallen, doch geistig immer kräftiger aufleben? Denn nicht bloss jene niedrigere Geistesfähigkeit, das Gedächtniss, muss gar sehr zunehmen, sondern auch insbesondere ihr Verstand aufs Höchste ausgebildet werden. Dieses fortwährende Auffassen und Mittheilen, Verbinden und Trennen, Verarbeiten und Entwickeln von Gedanken, die sie bisher nur dunkel geahnt aber nicht deutlich erkannt hatten, muss mit der Zeit die Bestimmtheit der Vorstellungen, die Klarheit der Begriffe, die Schärfe des Urtheils bei ihnen hervorbringen, die als der höchste Triumph des menschlichen Verstandes anzusehen ist. — Durch die anhaltende Arbeit werden sie aber auch immer mehr bekannt mit dem wirklichen Leben; sie sammeln einen weit reicheren Schatz von Lebenserfahrungen und schöpfen weit mehr aus den tiefen, unergründlichen Fundgruben der Weisheit, die nur den Eingeweihten zugänglich sind, als jene trägen, in Unthätigkeit versunkenen

Anhänger der Ruhe und des Müssiggangs. Während diese immer tiefer in den Schlamm der Trägheit versinken, schwingt sich ihr Geist immer höher hinauf zu hellerer Klarheit; während die verweichlichte Phantasie jenen üppige Traumgestalten vorspiegelt, die ihre Sinnlichkeit reizen, und sie vielleicht gar in den Strudel des Lasters hinabziehen, schafft die ihrige kühne Gebilde, die kraftvoll und bestimmt, edel und schön geformt, vor ihr geistiges Auge treten, und sie zu erhabenen, die Menschheit beglückenden Thaten begeistern. Das Begehrungsvermögen tritt zurück, immer weniger zeigt sich die Gewalt der irdischen Stoffe, die sie an den Boden fesselt, in der Sinnlichkeit zurückhält, und den freien Aufschwung ihres Geistes hemmt. Ihr Charakter bildet sich immer reiner heraus; sittlich gross und erhaben steht er vor unseren Augen; rein und strahlend wie des Schöpfers göttlich-heiliger Wille es wollte, erscheint er uns, und wenn auch hier und da noch ein Makel irdischer Schwäche an ihm haftet, so vermögen wir doch nur staunend uns ihm zu nahen; und nur mit Hochachtung den Blick zu ihm zu erheben. Er erscheint uns wie ein Apostel des Höchsten, der mit überirdischer Reinheit ausgerüstet, uns Sündern gesandt ist, um uns ein herrliches Beispiel zu geben, wie wir unsern Wandel einrichten sollen, um immer sittlich vollkommener zu werden; er steht vor uns, wie ein Eingeweihter der Gottheit, der mit seinem klaren Blicke jene undurchdringlichen Wolken zerstreut, die der Gottheit undenkliches Wesen umhüllen, und des Sterblichen Blick beinahe auf die enge Sphäre seines Sonnensystems einschränken. Jedoch eine solche Vollkommenheit, eine solche sittliche Kraft ist dem gewöhnlichen Menschen unerreichbar, ja fast undenkbar. Aber das darf ihn nicht zurückschrecken; vielmehr muss er wenigstens dahin streben, jener

Vollkommenheit so nahe, als möglich, zu kommen. Denn das ist ja eben das höchste Glück des Menschen, dass seine Seele rein ist von gröberen Flecken; das der höchste Triumph seiner Sittlichkeit, dass er sagen kann, ich habe nur selten anders gehandelt, als ich sollte. Und es wäre noch nicht die höchste Wohlthat Gottes, die er den Menschen erwiesen hat, dass er sie durch Mühe und Arbeit zu diesem Glanzpunkte des Lebens führt? Da wollte sich der Sterbliche noch unterfangen, mit dem Willen des Höchsten zu rechten, und ihn meistern zu wollen? Nein, ruhig unterwerfe er sich demselben; suche sich immer denselben deutlich zu machen, und die schönste Frucht wird seinen Eifer belohnen! Stark und gesund, wie Rom's und Sparta's thatkräftige Jugend; klug und weise, wie jene gepriesenen Denker von Hellas; sittlich gross und erhaben, wie Judäa's Propheten, wird er dastehen, ein Hort der Mitwelt, eine Leuchte der Nachwelt. Und könnte er auch nicht das Alles vereint erringen; wenigstens Gesundheit und Verstand wird er sich bei eifrigem Streben verschaffen oder vielmehr stärken können, und das suche er dann doch mit aller Kraft und Anstrengung zu erkämpfen. Aber freilich hat er damit sein Ziel noch lange nicht erreicht, denn „leben ist ein ernstes Geschäft", und auch die Palme der Sittlichkeit darf ihm nicht fehlen, wenn er einst würdig vor dem Throne des Allmächtigen erscheinen will. Wie schwer es ihm also auch werden möge, die Sinnlichkeit in seiner Brust niederzukämpfen; muthig wage er den Kampf, und wohl ihm, wenn er als Sieger aus demselben hervorgeht!

Rudolf Virchow's Geburtshaus in Schivelbein

Briefe aus dem Jahre 1839.

Lieber Vater,

Nach einer etwas langweiligen Fahrt kamen wir gestern um $11^1/_2$ Uhr nach Naugard, blieben dort über Nacht und reisten heut Morgen um 6 Uhr weiter. Auf dem Putkruge, zwischen Gollnow und Damm, assen wir Mittag und kamen um 5 Uhr Nachmittags hier in Stettin an, wo wir im braunen Ross ein Unterkommen gefunden haben. Ich habe bis dato ausgegeben

in Plathe Thee	5	Sgr.	
in Naugard Nachtlager u. Kaffee .	17	-	6 Pf.
im Putkruge Mittag	6	-	6 Pf.
	29	Sgr.	

In Stettin angekommen, ging ich mit dem jungen Schuster nach der Post, wo er seinen Platz offen fand; sodann zu Arthur von Briesen, der uns recht freundlich empfing. Von da begab ich mich zur Frau Stadtrichter Bernd, die sammt ihrem Fräulein Tochter über die Massen freundlich und redselig war, und mir zu meinem Erstaunen mittheilte, dass sie von der Spenerschen Verlobung schon längst gewissermassen benachrichtigt sei. Allsdann eilte ich zu J. Löck, den ich in seinem alten Quartier vergeblich suchte, und endlich im Fegeteufelschen Collegio, in welches er seit einigen Tagen aufgenommen ist, auffand. Mit ihm besuchte ich noch den jungen Schmied u. seinen Bruder Heinrich, der als Artillerist gewaltig verbauert zu sein scheint. Von hier ging ich zu Oncle, den ich aber erst

nach mehrerem Herumsuchen entdeckte. Seine Thüren waren verschlossen. Sein Bursche, den ich fragte, wann er zurückkommen werde, sagte mir, nachdem ich ihm auf seine Frage, ob ich denn so Wichtiges zu verhandeln hätte, bejahend geantwortet hatte, er wolle noch einmal nachsehen, ob sein Herr zu Hause wäre. Nachdem er die Thüre aufgeschlossen, blieb er mehr denn 5 Minuten in den Zimmern und kam endlich mit der Bestätigung seines Nichtzuhauseseins wieder. Ich liess ihm darauf Deinen Brief zurück, und sagte ihm, ich würde seinem Herrn morgen in aller Frühe noch einmal aufwarten. Was dann erfolgen wird, schreibe ich Dir wahrscheinlich aus Berlin. Ich war neulich, wie ich Dir zu sagen vergessen habe, schon vor dem Gange zu Löck bei einem Lohnkutschen-Besitzer gewesen, der morgen um 7 Uhr nach Berlin abreist —, und hatte mir bei ihm einen Platz bedungen. Ich zahlte ihm für mich und meine Sachen $2^1/_2$ Thlr., worauf ich ihm sogleich 16 sgr. Handgeld gab. — Morgen in aller Frühe gedenke ich nun noch die Anlagen zu beschauen und Oncle zu besuchen; auch mir Stettin, dessen Glanz mir freilich schon gewaltig in die Augen geschienen ist, aber am Abend sich doch nicht so ganz entfalten konnte, noch im allgemeinen etwas zu besehen. — Durch Karl, der auf der Herreise nur das Chausseegeld mit 20 Sgr. 6 Pf. bezahlt hat, erhältst Du den Fusssack zurück. Vergessen habe ich, wie ich muthmasse, denn ich habe durch Nachsuchen meine Kiste nicht in Unordnung bringen wollen 1. meine Morgenschuhe, wahrscheinlich unter dem Tische, der in der Mitte meiner Stube steht; 2. meine Kopfbürste auf dem Sofa; 3. meine Pomadebüchse auf dem Schranke meiner Stube. — Sollte dies wirklich der Fall sein, so würde ich wenigstens meine Morgenschuhe ungern vermissen.

Eben habe ich mit dem jungen Schröder, Abends 9 Uhr, feinen Thee mit Rum und Vanille, bei einer Cigarre verspeist, und jetzt lassen wir uns noch Schivelbeiner Brod und Leberwurst schmecken. Wir befinden uns beide recht wohl und grüssen Euch alle herzlich. So bald als möglich sollt Ihr weiteres von mir erfahren; bis dahin beruhige Mutter nur, die gewiss sehr unruhig ist. Ich bleibe

Dein

Dich herzlich liebender Sohn

Rudolf Virchow.

Stettin, 22. October 1839.

NB. Als wir aus der Stadt über die Brücke zurückkehrten, ertönte plötzlich der Ruf: Feuer, Feuer! Es ergab sich aber bald, dass die Geschichte von einem prächtigen Nordlicht herrührte, welches über den halben Himmel sich ausdehnte.

Berlin, den 26. Oktober 1839.

Lieber Vater,

Eben befinde ich mich in der Residenz, Rosenstrasse Nr. 1, bei dem jungen Schröder, von dem ich erfuhr, dass ich noch vor 7 Uhr einen Brief zur Post geben müsse, wenn er zur guten Zeit dort ankommen solle. Zunächst die Versicherung, dass ich mich sehr wohl befinde, sodann einen ganz kurzen Abriss meiner Reise. Am Morgen des Mittwochs, 23ten Oktober, besuchte ich Oncle, der mich, wie es schien, herzlich empfing, obwohl er etwas abstossend

war, mich mit Kaffee, Leckereien, Weintrauben beinahe überhäufte, mir seinen Badeschrank weitläufig und mit besonderer Lust explicirte, mir Vorwürfe machte, dass ich ihn nicht eher besucht, und ohne sein Wissen und Zuthun mir einen Platz in einer Lohnkutsche bedungen habe, und mich endlich mit 5 Thlr. Courant, die ich durchaus nicht zurückweisen konnte, entliess. Wie gesagt, schien er sowohl beim Empfange, wie beim Abschied recht herzlich zu sein, so dass ich, wenn auch nicht ganz zufrieden, doch nicht mit Widerwillen ihn verliess. — Erst um $9^1/_4$ Uhr ging meine Reise vor sich; meine Reisegesellschaft bestand aus 7 Personen ausser dem Kutscher, und zwar recht honetten Leuten, unter denen sich auch der Sohn des Justizraths Bredow aus Dramburg, ein Handlungs-Commis, der nach Hamburg, Holland und Frankreich geht, befand. Um $8^1/_2$ Uhr Abends waren wir in Angermünde, wo wir übernachteten und die Personenpost mit Schröder vorüberfahren liessen. Am folgenden Tage um $5^1/_2$ Uhr fuhren wir weiter, und gelangten um $7^1/_2$ Uhr nach Berlin. Mein Fuhrmann blieb in der Krausenstrasse, wo ich meine Sachen liess und sogleich zu Oncle eilte, der mich sehr freundlich aufnahm und bewirthete. Insbesondere kam mir seine Frau sehr herzlich entgegen, und auch die Kinder bezeigten mir ausserordentliche Freude. Als einen Beweis von Tantens grosser Freundlichkeit darf ich nur den Umstand anführen, dass sie mir alsbald das Anerbieten machte, meine Wäsche zu besorgen und selbst abholen zu lassen, welches ich denn natürlich mit dem innigsten Dank annahm. Am folgenden Morgen um 10 Uhr geleitete mich Oncle, obgleich er an heftigen Zahnschmerzen litt, zu Wiebel. Nachdem wir hier einige Zeit in einem sehr eleganten Audienzsaale gewartet hatten, kam ein etwas kurzer, recht dicker und einem pommerschen

Pachter (z. B. Herrn Dunker) sehr ähnlicher alter Mann, präsentirte sich uns als den Herrn General-Stabs-Arzt, und geruhte, mir recht freundlich einige moralische Regeln mit auf den Weg zu geben. Von ihm eilten wir zum Institut, einem weit über meine Erwartungen grossen, prachtvollen Gebäude, fanden zwar den Herrn Ober-Stabs-Arzt Grimm nicht zu Hause, wohl aber den Herrn Haus-Stabs-Arzt Nidrée (einen Bekannten von Schuffert), der mich freundlichst einlud, nach Belieben meine Wohnung zu beziehen. Nachdem ich nun, noch mit Oncle, den Bau eines neuen Gebäudes, das zu den Vorlesungen an der Thierarzneischule bestimmt ist und äusserst grossartig wird (es liegt in der Louisenstrasse) inspicirt hatte, ass ich noch bei ihm Mittag, und bezog dann meine Wohnung. Ich logire im dritten Stocke des Hauses, No. 10, nach hinten hinaus, auf dem linken (doch nicht Quer-) Flügel, und habe eine sehr nette Aussicht auf den Garten, welcher zum Institut gehört. Schon war vor mir ein gewisser Hoffmann, aus Suhl gebürtig, eingezogen, und bald nach mir kam ein gewisser Fouquet, aus Wetzlar. Wir drei bewohnen ein Zimmer. Die übrigen 6 haben ebenfalls 2, aber schlechtere Zimmer, von ihnen sind 3 aus Berlin, einer aus Potsdam, einer aus Crefeld und einer aus Münster. Eine nähere Beschreibung des Zimmers und der Anstalt überhaupt, behalte ich mir noch vor, jetzt nur das Nöthigste. Heute Morgen, wo ich fast mit allen anwesenden Eleven schon bekannt war, besuchte ich nochmals den Haus-Stabs-Arzt Dr. Nidrée und den Pensionär-Arzt Dr. Klatten, einen Neustettiner, der meine Sektion (ich gehöre noch zur 7ten und bin in den Listen der Eleven immer als der erste der Füchse angeführt) inspicirt. Um 11 Uhr hatte ich das Glück, den Herrn Ober-Stabs-Arzt, der eben aus Charlottenburg zurückgekommen

war, zu schauen. Nur das zu erwähnen, dass er über die Massen freundlich und höflich war (z. B. wollen Sie die Güte haben, mein Herr, hier einzutreten etc.), — das übrige im nächsten Briefe. Es ist schon etwas spät, der Brief muss bald zur Post. Bis zum 1ten November muss ich Licht und Mittagsessen besonders bezahlen, von da ab tritt die gewöhnliche Ordnung ein. Der Rendant ist ein Kriegsrath, ich glaube, er heisst Berg, und wohnt ebenfalls im Institut. Bis zu jenem Termine wirst Du also die Gelder wohl einzahlen müssen, jedenfalls muss es aber auf ein Vierteljahr geschehen. Meine Stuben-Cameraden haben es sogleich gethan. Mittag habe ich in einer Restauration gegessen, Kaffee und Brod vom Wärter bezogen. Einen Schrank, welchen man durchaus gebraucht, und den ein jeder hat, habe ich mir für $3\,^1/_2$ Thlr., eine Kaffeemaschine für 1 Thlr. 10 Sgr. zugelegt. Ich habe also bis dato ausgegeben:

bis Stettin	2 Thlr.	29 Sgr.	6 Pf.	
Fuhr- u. Biergelder .	2 -	22 -	6 -	
im Schwemmkruge . . .		1 -		
- Garz		9 -	6 -	
- Schwedt		2 -		
- Angermünde		23 -	6 -	
- Neustadt-Eberswalde . .		5 -		
- Werneuchen		8 -		
- Falkenberg		2 -		
- Stettin		29 -	6 -	bis zum Institut 6 Thlr. 17 Sgr.
einen Schrank . . .	3 -	15 -		
Kaffeemaschine . . .	1 -	10 -		
in Berlin		19 -	6 -	
Summa	11 Thlr.	26 Sgr.	6 Pf.	

Dabei versichere ich Dich, dass ich nicht weniger habe ausgeben können. In der schönsten Hoffnung, dass Ihr Alle recht gesund sein werdet, sage ich Euch daher lebe wohl. Mutter grüsse recht herzlich, die Gewissheit, dass ich mich wohl u. zufrieden fühle, wird sie gewiss beruhigen. Nächsten Mittwoch feiert das Institut sein Stiftungsfest gewaltiglich; dann schreibe ich über 8 Tage wieder, und fülle die Lücken meines jetzigen Briefes aus. Der junge Schröder lässt herzlich grüssen, und Dich ersuchen, seinem Vater unter vielen Grüssen zu sagen, er werde vor dem 1ten nicht schreiben, weil er noch keine feste Wohnung habe und nur einstweilen bei seinem Schwager logire. Nochmals herzlich Adieu.

Dein

Dich herzlich liebender Sohn

Rudolf Virchow

NB. Vergessen glaube ich nichts zu haben, also desshalb keine Sorge.

Berlin, den 18. November 1839.

Lieber Vater,

Dass Du mir noch nicht geschrieben hast, obwohl Du meinen ersten Brief schon vor 3 Wochen erhalten haben musst, ist mir freilich sehr unangenehm gewesen, indessen hoffe ich, dass Du mir nun dafür desto mehr schreiben wirst, insbesondere, dass Du Dich wohl befindest, dass Dein Roggen und Dein Raps guten Fortgang versprechen, und dass überhaupt Deine Angelegenheiten gut stehen. Sollten vielleicht pekuniäre Rücksichten Dich zurück gehalten haben, so ist es damit hier noch nicht so pressant gewesen. Ich wurde

freilich gestern Morgen zum Ober-Stabsarzt gefordert, der mich fragte, weshalb ich die Zulage noch nicht eingeschickt hätte; als ich ihm aber sagte, Du habest sie selbst einsenden wollen, so meinte er: Nun, da ist es gut; Ihr Herr Vater wird es da schon noch schicken. Ich selbst habe noch genug, zumal da ich mir schon die Frühstücks- und Abendbrodsgelder mit 2 Thlr. $27^1/_2$ Sgr. (denn $2^1/_2$ Sgr. werden monatlich abgezogen, damit dafür in der Charité für meine künftige chir. Laufbahn Meubles angeschafft werden können) habe auszahlen lassen. Willst Du es direkt schicken, so kannst Du es an den Kriegsrath Bercht, welcher Rendant der Kasse ist, einsenden.

Was nun die eigentlich lokalen Verhältnisse betrifft, so habe ich dies in dem Briefe an Mutter, welche ihn Dir wohl geben wird, weitläufig auseinandergesetzt; Dir werde ich von den übrigen, mehr geistigen Sachen so viel als möglich erzählen.

Wie ich Dir schon in meinem ersten Briefe schrieb, so brachte mich Oncle sogleich am ersten Tage zu Wiebel. Wiebel ist ein ältlicher, aber noch recht rüstig aussehender Herr, der, besonders wenn man ihn in Civilkleidung sieht, einem pommerschen Pachter nicht unähnlich sieht. Was er spricht, ist äusserst trivial und seiner Stellung durchaus nicht angemessen; seine Sätze sind ganz kurz, durch Pausen vielfach unterbrochen, und ohne den rechten, innern Kern. Er setzte uns auseinander, wie vielfachen Versuchungen man in Berlin ausgesetzt sei, und entliess uns dann höchst gnädig. An demselben Nachmittage noch zog ich mit meinen auch schon angekommenen Stubenkameraden, Hoffmann und Fouquet in meine Stube ein. Am folgenden Morgen machte ich darauf dem Hausstabsarzt Dr. Nidrée und unserm Sektionsvorsteher, dem Pensionairarzt, Dr. Klatten,

einem Neustettiner, meine Aufwartung, und um 11 Uhr ward ich zum Oberstabsarzt Dr. Grimm geholt. Grimm ist ganz das Gegenstück von Wiebel; er ist ein Mann von 36 Jahren, mittlerer Grösse und recht einnehmender Gestalt, Physiognomie und Benehmen. Er hat helles blondes Haar und blaue Augen, und trägt sich stets höchst fein und fashionabel. So holprig und abrupt Wiebel spricht, so fliessend und geordnet redet Grimm; man sieht ihm den feinen Weltmann auf den ersten Blick an. — Am Sonntag Vormittag stellten wir Neuaufgenommenen uns in pleno sämmtlichen Stabsärzten (so heissen nämlich die Pensionärärzte stets; ob mit Recht?!) vor und Klatten ging darauf mit uns zu Büttner, dem zweiten Generalstabsarzt. Dies ist ein Mann, der, obgleich er die Scheidelinie des Lebens schon lange überschritten hat (denn sein Sohn ist schon Stabsarzt im Hause), doch noch in seinen besten Jahren zu sein scheint; ein Mann, der mit einer offenen, etwas sonderbaren Physiognomie ein treuherziges, aber ein wenig derbes Benehmen verbindet. Am Montag Vormittag gingen wir darauf mit unserm Klatten zu Gräfe, dem dritten Generalstabsarzt. Er hat nebst Grimm die eleganteste Wohnung, die ich bisher gesehen habe; er selbst ist ein noch kräftiger Mann, dem das Selbstbewusstsein aus den Augen leuchtet und der in allem, was er thut, freilich auf eine höchst feine Weise, zeigt, wie sehr er sich seiner hohen Stellung bewusst ist. Während Grimm und Büttner sich freundlich nach diesem und jenem erkundigten, und der letztere unter anderm zu mir sagte, er erwarte von mir das Beste, da mein gutes Zeugniss ihn zu dieser Hoffnung berechtige, hielt uns Gräfe nur eine Rede, die freilich bei ihrer enormen Geläufigkeit, bei der Ordnung, dem Flusse und zugleich der Gedrängtheit ihrer vielfachen Gedanken, beinahe die

Vermuthung hätte erregen können, als sei sie einstudirt. Mit der entlassenden Handbewegung, welche den Grossen eigen sein soll, verabschiedete er uns nach dem Schlusse seiner Rede.

Gestern, Dienstag den 20ten, erhielt ich Deinen und Mutters so sehr ersehnten Brief nebst meiner Zulage durch den Herrn Theiss, welcher mich zu dem Zwecke persönlich mit seinem Sohn hier aufsuchte. Die Zulage überbrachte ich sogleich dem Herrn Kriegsrath Bercht, welcher mir dafür ein „Zulage-Conto-Buch" gab, wie jeder Eleve es erhält, in welchem auf einer Seite von Bercht quittirt wird über die Einzahlung und auf der andern das geschrieben wird, was man wieder ausgezahlt erhalten hat. Dafür quittirt man indess noch wieder besonders in sein Buch. Hiernach schien es mir überflüssig und zugleich etwas kränkend für den Mann, mir noch eine besondere Quittung, wie Du sie verlangst, zu erbitten; solltest Du indess dessenungeachtet dieselbe haben wollen, so sage es nur und ich werde sie mir noch nachträglich geben lassen. — Nach dieser kurzen Unterbrechung werde ich fortfahren, Dir von mir u. meinen Begegnissen zu erzählen.

Am Mittwoch, den 30ten v. M. feierten wir den Stiftungstag des Instituts, welcher eigentlich am 2ten Aug. begangen werden sollte, aber, weil Wiebel damals in Teplitz gewesen ist, verschoben war. Der Prunksaal des Instituts, wo solcherlei Sachen gefeiert werden, ist im zweiten Stock nach hinten heraus, gerade in der Mitte des Gebäudes. Es ist ein langes Zimmer, in welches man vom Corridor durch 3 Thüren eintritt. In die erste seitliche treten die Eleven und attachirten Compagnie-Chirurgen, und nehmen auf amphitheatralischen Bänken Platz, die den Raum bis zur zweiten Thür erfüllen. Durch diese treten die Haupt-

personen; neulich waren es ausser den General Stabsärzten von Wiebel, Büttner, von Gräfe und Lohmeyer, S. K. H. Prinz Carl mit seinem Adjudanten, I. I. Excellenzen der Kriegsminister und General Schuler, der Bundestagsgesandte, Se. Exc. der wirkl. Staatsrath Alexander von Humboldt (der erste Gelehrte unserer Zeit; ein alter greiser Mann, der, nachdem er den Chimborasso bestiegen, jetzt neben Prinz Carl sich niederliess), ausserdem mehrere militärische und medicinische Notabilitäten. Zuerst las Wiebel nach seiner gewöhnlichen abrupten Art einen ganz kurzen Bericht über den Fortgang und Zustand des Instituts vor; sodann sprachen zwei Eleven aus der ältesten Sektion, der eine über die Anwendung der Moxen, der andere über die Uebertragung des Rotzes der Pferde auf den Menschen, und endlich las Herr Prof. Dr. Hecker eine gedruckte Rede über die historische Entwicklung der kontagiösen Krankheitsformen vor, von welcher nachher jeder Eleve ein Exemplar erhielt. Nachdem sich die Herrschaften nun noch etwas unterhalten, schloss der öffentliche Theil der Feierlichkeit. Wir begaben uns nun in den Speisesaal, wo an einer Tafel die 72 Eleven, an einer zweiten die 51 attachirten Comp. Chir. und an einer dritten die General-, Ober- und blossen Stabsärzte Platz nahmen. Es gab eine Fleischsuppe, Braten und Pflaumen; jede Sektion erhielt 6 Fl. Wein, worin eine Unmasse von Gesundheiten getrunken wurden. Damit schloss die Sache.

Von den nachher folgenden Reformationsfeierlichkeiten habe ich Dir wenig zu sagen, einestheils weil du alles sehr deutlich in den Zeitungen gelesen haben wirst, anderntheils weil ich selbst nicht viel davon gesehen habe. Von dem grossen Zuge sah ich durchaus nichts; es war unmöglich, die dicht gedrängte Menschenmauer zu durchdringen, und

ich liess mir deshalb während dieser Zeit die schöne Musik bei der Wachtparade gefallen. Nachmittags sah ich den Zug der Studenten, der aus wenigstens 500 Mann bestand, welche in zwei Reihen gingen und auf diese Weise lange Strassen erfüllten; der Schein der Fackeln war so stark, dass der Himmel intensiv roth gefärbt war, und ich, als ich um 10 Uhr nach Hause kam, den Zug bis zu seinem Ende im Thiergarten verfolgen konnte. —

Im Hause gefällt's mir noch recht gut. Meine Stubenburschen, Hoffmann aus Suhl und Fouquet aus Wetzlar, resp. Düsseldorf, sind die einzigen aus unserer Sektion, mit denen ich zusammen wohnen möchte, denn die übrigen, und zumal die drei Berliner sind unerträglich. Insbesondere haben diese letzteren sich schon mehrmals durch ihr Betragen Verweise zugezogen, und auch heute, den 23ten, ist die ganze Sektion citirt, weil jene sich in einer Stunde im Hause höchst unanständig benommen. Hoffmann ist freilich sehr launisch, was sogar in seinem Abit. Zeugniss steht, und Fouquet in vielen Stücken ein Sonderling — indess wir vertragen uns recht gut, und wenn es einmal einen Kampf giebt, so fällt der doch nie zum Bösen aus. Im ganzen Hause herrscht der sogenannte Du-Comment, und man ist folglich mit jedem Eleven sogleich vertraut. Das hat nun freilich seine Unannehmlichkeiten, insbesondere weil wir häufig durch Besuche am Arbeiten gestört werden; indess wird die Stellung jedes einzelnen zu den übrigen sehr erleichtert. —

Von meinen Wanderungen durch Berlin schreibe ich nichts genaueres; ich kenne es schon jetzt etwas und orientire mich ziemlich. Dafür aber lief ich im Anfang so viel herum, dass ich einmal nicht mehr gehen konnte; Blasen an den Hacken und Wunden an den Zehen machen mir jeden Schritt

schwer. Alles ist ja hier so weitläufig; wenn ich bloss aus meiner Stube nach unsern Appartements gehen will, so habe ich ungefähr so weit, als Ihr vom Hause bis nach dem Steinthor. Berlin selbst hat meine Erwartungen nicht übertroffen; da man fast alle merkwürdigen Plätze, Strassen, Gebäude etc. schon aus Abbildungen kennt, so ist man stets versucht, zu glauben, man sähe nur schon einmal gesehenes vor sich. — Meine Collegia fingen am 4ten Nov. an, die Repetitionen der Anatomie am 14ten, die der Osteologie und Chemie haben noch nicht begonnen. Ist dies aber geschehen, so habe ich wöchentlich 54 Stunden, d. h. täglich von Morgens um 7 Uhr bis Abends um 6 oder (Mittwochs und Sonnabend) 5 Uhr, dazu dann noch die Privatarbeiten kommen. Du siehst also, dass ich dann kaum Eine Stunde zu Vergnügungen benutzen kann, und dass es beinahe zu viel wird. Dazu kommt nun noch, dass nicht einmal eins in das andere greift; in der Anatomie wird vorausgesetzt, dass man schon Osteologie kennt; in der Splanchnologie wieder häufig, dass man sowohl Anatomie als Osteologie gehört hat — genug ich bin so pressirt, dass ich nicht einmal diesen Brief hinter einander habe schreiben können; an ihm und Mutters habe ich wenigstens 14 Tage gesessen. Meinen Stundenplan werde ich Dir nächstens mitschicken, oder vielleicht schon diesem Briefe beifügen; jetzt etwas darüber.

Täglich von 7—8 Uhr Morgens haben wir bei dem Stabsarzt Dr. Meyer Repetition der Anatomie, und wir erhalten dazu dieselben Präparate, an denen am Tage vorher die Sachen im Collegio demonstrirt sind. Da nun aber sowohl in der Anatomie, als in der Splanchnologie stets frische Präparate gebraucht werden (z. B. abgeschnittene und durchsägte Köpfe, herausgenommene Gehirne, ein absecirter

Rumpf oder Arm etc.) und an diesen mehrere Tage lang secirt wird, so entsteht gewöhnlich ein grässlicher Gestank, und wenn man nun in diesem halbverfaulten Fleische herumwühlen muss, um tiefer liegende Theile zu zeigen, so kommt häufig die Nase in eine unangenehme Lage. — Die Repetition der Osteologie wird der Stabsarzt Dr. Klatten zweimal, die der Chemie St. Dr. Schotte einmal wöchentlich halten. 4mal wöchentlich hören wir von 9—10 Uhr Vormittags Splanchnologie bei Prof. Schlemm, dem zweiten Professor der Anatomie und geschicktesten Operateur in Berlin. Diese wird im anatomischen Theater gelesen, welches hinter der Garnison Kirche an der neuen Friedrichstr. liegt u. bis wohin wir vom Hause soweit haben, als Ihr vom Hause bis zum hintern Ende unseres Kamps. 3mal (12—1 Uhr) wöchentlich hören wir bei demselben Osteologie in der Universität, wohin ich so weit habe, als Ihr bis zur Scheune. 6mal (2—3 Uhr Nachmittags) wöchentlich hören wir Anatomie im anatomischen Theater bei Prof. Dr. Müller, welcher im vorigen Jahre rector magnificus gewesen ist; 3mal (3—4 Uhr Nachm.) wöchentlich bei demselben ebenda Anatomie der Sinnesorgane. Beide Collegs sind sehr besucht; es sind über 200 Zuhörer dort. 2mal wöchentlich von 1—2 Uhr haben wir medicinische Encyklopädie und Methodologie bei Prof. Hecker in der Universität. 6mal wöchentlich hören wir von 11—12 Uhr Chemie bei Prof. Mitscherlich; ein sehr besuchtes Colleg, denn es zählt mindestens 200 Zuhörer, welches in der Dorotheenstrasse (5 Minuten von uns) gelesen wird. 4mal wöchentlich hören wir von 4—6 Uhr Abends Logik und Psychologie, ein schrecklich langweiliges Colleg; 2mal wöchentlich von 3—5 Uhr Abends Physik bei Prof. ?, Dr. med. und Obristlieut. der Artillerie a. D., der in seiner Wohnung in der

Marienstrasse liest. Wir haben nun gerade die Stunde vorher Anatomie, und müssen also, um zu ihm zu kommen, eine gute halbe Meile von einer Seite Berlins nach der andern machen. 3mal wöchentlich haben wir von 8—9 Uhr Morgens Geschichte des preuss. Staats von Friedrich dem Grossen bis auf die heutige Zeit im Hause bei Prof. Preuss, welcher nur bei uns liest — derselbe, welcher als Geschichtsschreiber des grossen Friedrich weltberühmt ist. Ausserdem haben wir noch im Hause Celsus, einen medicinischen lateinischen Schriftsteller, bei Prof. Hecker, und einmal Maria Tudor von Victor Hugo bei dem Prediger Gassauer von der benachbarten Dorotheenkirche. Die Collegia, die im Hause ungerechnet, würden mich, wenn ich sie bezahlen sollte, 12 Louisd'or kosten.

Für jetzt will und muss ich schliessen; nächstens ein mehreres.

Mit meinen Geldern bin ich in recht gutem Stande, und ich denke, ich werde wohl mit meiner Zulage auskommen. Was meine Kleidungsstücke betrifft, so muss ich mir jedenfalls bald ein Paar Hosen zulegen; sie aber fertig zu kaufen, wie Du meintest, davon räth mir Jedermann ab; im nächsten Briefe mehr davon. Meine Gesundheit ist gut, und hoffentlich wird auch bei Euch keine Störung vorgefallen sein. Grüsse alle Bekannte recht vielmal und denke recht oft an

Deinen

Dich herzlich liebenden Sohn

Rudolf.

Berlin, den 23ten Novbr. 1839.

NB. Solltest Du vielleicht später einmal eine Kiste herschicken, so sei so gut, und sende mir von meinen Büchern die elementa logices Aristotelicae mit; es ist ein blaues Buch in Gross Octav; innerlich griechisch und lateinisch.

Berlin, den 5ten December 1839.

Lieber Vater,

Deinen letzten Brief habe ich zu meinem grössten Vergnügen erhalten, und ich setze mich deshalb schon jetzt wieder hin, um Dir auf gutem Pandektenpapier, wovon das Buch 5 sgr. kostet und worauf man gewöhnlich die Collegia nachschreibt, weiteren Bericht über mich abzustatten. Nachdem ich 6 Pf. Briefträgergeld und 2 Pf. Aufhebegeld an den Portier bezahlt hatte, erhielt ich Deinen Brief und besorgte alsbald Deine Einlage an Tante. Diese wird Dir wahrscheinlich zugleich mit mir schreiben, und ich werde das ganze Packet wohl durch den jungen Schröder Euch zukommen lassen. Tante schien übrigens recht erfreut zu sein über den Inhalt Deines Schreibens und auch über dasjenige, was ihm folgen soll; denn was sie von „Berauben etc." sagte, war wohl nur rein formell.

Was nun sonst Deinen lieben Brief betrifft, so macht es nichts aus, wenn Du das „Eleven des königl. etc." auf der Aufschrift fortlässt; das schreibt niemand auf dieselben, der hierher einen Brief schickt. — Jetzt will ich Dir zunächst einige Fragen aus Deinem Schreiben beantworten. Von der Immatrikulation habe ich bis jetzt noch nichts erfahren; ich werde aber jedenfalls Dir in diesem Briefe noch das Nöthige wissen lassen, nachdem ich mich bei unserm Stabsarzt erkundigt haben werde. Wahrscheinlich aber wird mir das Stipendium doch noch nicht ausgezahlt werden, denn ich habe hier von mehreren gehört, dass solche erst post terminum, d. h. immer erst nach Verlauf eines Jahres zahlbar sind.

Was unser Verhältniss zu den übrigen Studirenden betrifft, so ist das recht gut, wenigstens könnte ich Dir bis

jetzt noch nicht darüber klagen. Das versteht sich nun freilich ziemlich von selbst; denn da ich meine Bekanntschaften noch eigentlich nicht über den alten Kreis derselben ausgedehnt habe, so habe ich erst wenig Gelegenheit gehabt, die Gesinnung der andern Studirenden gegen uns zu erproben. In den Collegien indess benehmen sie sich ganz gut gegen mich; kein Student wird Anstand nehmen, wofern er sonst nicht extra von Natur aufgeblasen oder etwas verdreht ist, mit einem Pepin umzugehen; keiner wird einem von uns Satisfaktion verweigern, wenn es so weit kommt; keiner sich geniren, mit uns in eine Verbindung einzutreten, wenn wir Lust dazu haben. Andere Leute dagegen scheinen uns häufig für geringer zu halten, als Studenten, und mein lieber Oncle hatte neulich die Güte, mich jemandem als einen Schüler von dem hiesigen Institut vorzustellen. Unsere Vorgesetzten im Hause wissen nicht recht, in welche Stellung sie sich zu uns stellen sollen; bald erinnern sie uns daran, dass wir ja Studenten wären, bald wieder sagen sie uns, wir wären Mitglieder eines durchaus militärischen, folglich absoluten Instituts, und wir hätten jeden Befehl eines Vorgesetzten unbedingt zu befolgen, selbst wenn wir ihn für durchaus ungerecht und falsch erkennten; erst nachher stände es uns frei, durch alle Instanzen (Stabsarzt, Haus-, Ober-, General-Stabsarzt) unsere Sachen zu verfolgen. Freilich muss ich gestehen, dass alle diese Leute recht höflich sind, wenn man ihnen gut begegnet und ihnen keine Gelegenheit zur Rüge giebt. Leider habe ich nun das Unglück, in eine Sektion hineingerathen zu sein, deren Mehrzahl aus schauerlichen Menschen besteht. Ihr grösstes Vergnügen besteht darin, die Collegia zu versäumen, Karten zu spielen, Bier zu trinken etc. Selbst mein einer Stubenbursche, Hoffmann, ist einer von denen, die des Tages fast

regelmässig 2 oder 3 Collegia schwänzen. Gewöhnlich nämlich kommt ein Stabsarzt in das Colleg, um zu inspiciren; jeder St. Arzt hat die Inspection eines anderen Colleges. Häufig inkommodirt dies die Leute, und sie bleiben zu Hause; dann drücken sich auch sogleich die meisten meiner Herren Collegen, die an der Thüre des Auditorii gewartet haben. So sind z. B. in der Logik, anstatt dass 4 Sektionen, d. h. 36 Eleven kommen sollten, meistentheils nur 6 da. Schon einigemal ist aber ein Stabsarzt gekommen, wenn die meisten schwänzten; da erhielt dann jedesmal die ganze Sektion einen harten Verweis, und vorigen Sonntag erhielt auch mein Hoffmann strengen Stubenarrest. Bald kommt wieder einer, und ermahnt uns, wir sollten mehr thun, als bisher — und alles das geht dann immer auf die ganze Sektion über. Du siehst also, dass ich bei dem besten Willen es nicht ganz vermeiden kann, scheele Worte hören zu müssen; weiter indess soll es mir doch nicht kommen.

Was endlich Deine dritte Frage betrifft, hinsichtlich des Schneidens an den Cadavern etc., so ist es damit noch nicht so weit. Wie ich Dir schon im vorigen Briefe geschrieben habe, so höre ich täglich von 2—3 Uhr Nachmittags Anatomie, und zwar jetzt zunächst den ersten Theil davon, die Lehre von den Muskeln (Myologie). Hierzu werden natürlich immer frische Präparate gebraucht, da die Muskeln (d. h. das Fleisch am menschlichen Körper) doch unmöglich an alten, entweder getrockneten oder in Weingeist aufbewahrten Cadavern gezeigt werden könnten. Da giebt es denn bald abgeschnittene Köpfe, bald Arme oder Beine, bald einen getrennten Rumpf, bald ein Stück vom Rücken mit einem Bein oder ein Stück von der Brust mit einem Arm — kurz alle möglichen Variationen. Nun

aber sind die Leichen jetzt sehr selten; von 150 Studenten, die präpariren sollten, können wöchentlich immer nur 70 beschäftigt werden, und doch sind öfters an einem Cadaver 8—15 angestellt. Aus diesem Grunde kann auch der Prof. Müller nicht zu oft mit den Präparaten wechseln, sondern muss sich an Einem so lange begnügen, als es irgend geht. Wir haben nun täglich von 7—8 Uhr morgens Repetition der Anatomie auf dem Institut, und erhalten dazu dieselben Präparate, an welchen der Professor am Tage vorher die Anatomie docirt hat; manchmal, wenn der grösste Theil des Körpers nöthig wäre, der natürlich zu schwer zu transportiren ist, repetiren wir in der Anatomie selbst. Bei diesen Repetitionen ruft nun der repetirende Stabsarzt einen der Eleven auf, und dieser muss nun an dem Präparate demonstriren. Liegen nun vielleicht die Muskeln tief, unter zwei, drei Muskellagen, so muss er natürlich diese zurückschlagen und jene hervorholen. So docirte nun neulich Müller eine ganze Woche lang an Einem Kopf die Muskeln, und da gerade damals so mildes Wetter war, so stank das Ding abscheulich. Bei der Repetition rief nun der Stabsarzt mich einmal auf, um ihm Muskeln zu zeigen, die hinten in der Oeffnung des Rachens liegen. Wie sich von selbst versteht, musste ich nun den Kopf auf den Kopf d. h. auf den Schädel stellen, und nun durch den Hals in den Schlund hineinfahren. Wie schön der Mann da aus dem Halse roch, kannst Du Dir garnicht vorstellen! Neulich indess hatten wir einen noch schöneren Geruch. Müller nahm eben die Muskeln des Rückens und des Bauches, und gebrauchte dazu einen ganzen Cadaver, dem nur die Beine in der Mitte des Oberschenkels abgeschnitten waren. An diesem docirte er vom Dienstage bis zum Sonnabende, und am Montage hatten wir Repetition. Der Anblick des

Präparats war nun schon sehr schön; der Hals ganz zerfetzt, die Brust bloss gelegt, der Bauch in vielen Stücken herumhängend, die Gedärme hervortretend! Aber der Geruch war doch noch schöner. Selbst der Stabsarzt, der an dem halbverfaulten Bauche die Theorie der Brüche im allgemeinen auseinandersetzte, verlor ein Paar mal den Athem. Bei alledem könnte ich aber nicht sagen, dass ich bei den Sachen Schauder empfände; nur der Geruch ist es, der mich inkommodirt, weil er zu scheusslich ist. Weil es aber nun einmal nicht ohne den abgeht, so finde ich mich schon darin. Darum ängstige Dich also nur nicht.

Zu thun habe ich gewaltig viel. Aus meinem Stundenplan, den ich Dir schicke, weisst Du schon, dass ich nur Sonnabends 8 und Mittwochs 9 Stunden habe, ebenso Montags, dagegen an den andern 3 Tagen 10 St. täglich, d. h. von des Morgens um 7 Uhr bis des Abends um 6, resp. 5 Uhr, denn die Stunde zum Mittag kann man nicht als frei betrachten. Wenn es möglich ist, so besuche ich um 6 Uhr meine nahe wohnenden Bekannten, und dann wird bis 11 Uhr Abends gearbeitet. So geht es alle Tage von 6 Uhr Morgens bis 11 Uhr Nachts unaufhörlich, Sonntags ausgenommen, und wie rasch mir die Tage und Wochen hinfliegen, wirst Du Dir vorstellen können. Die Repetitionen der Osteologie und der Chemie haben übrigens erst seit ungefähr 14 Tagen begonnen. Dabei muss man nun den ganzen Tag fortwährend von Hause nach der Anatomie, von da zur Universität, von da zu Pr. Mitscherlich etc. laufen, und wird dabei so müde, dass man sich Abends gewaltig nach dem harten Bette sehnt, von dem man Morgens beinahe ebenso müde aufsteht, nachdem man in einer halben Lethargie geschlafen. — Was unser Essen betrifft, so bin ich noch im Ganzen zufrieden; öfters freilich schon habe ich rohes

Fleisch, rohe Kartoffeln und Wasser mit Suppe bekommen, indess meistentheils geht es an. Nur die Aufwartung müsste besser sein; neulich habe ich $^1/_2$ Stunde gewartet, ehe ich etwas bekam. Auch kann man dem Speisewirthe eigentlich keine Vorwürfe machen, denn von den $3^1/_2$ Thlr., die der König zahlt, erhält er nur $2^1/_2$ Thlr. für jeden; das andere wird auf andere Weise von den Herren consumirt. Ueberhaupt haben wir auf allen Enden Abzüge und Ausgaben. Dass uns monatlich $2^1/_2$ Sgr. abgezogen wird, habe ich Dir geschrieben; neulich hat jeder von uns neu aufgenommenen 1 Thlr. bezahlen müssen in die Meuble-Kasse der Charité! Auf die Betten, welche wir vom Institut erhalten haben, sollen wir uns Decken kaufen, und so geht das immer fort. Frage doch Muttern einmal, ob ich mir eine solche Decke kaufen soll, oder ob sie mir eine schicken will. Dies darf jedoch nicht etwa die alte wollene sein, sondern eine Decke, die über alles geht und alles verdeckt. Selbst die nämlich, welche vom Institut wollene Bettdecken bekommen, müssen sich noch eine Ueberdecke anschaffen. Alle diese Sachen, die ich Dir bis hier erzählt, sagen Anfangs nicht recht zu, und Hoffmann kann sich gar nicht darin finden; er will durchaus fort und setzt alle Stränge in Bewegung, um dies durchzusetzen.

Bei uns im Hause sind seit meinem letzten Brief schon wieder ein paar Feierlichkeiten gewesen. Zuerst nämlich wurde des alten Wiebels Geburtstag nachträglich gefeiert. Natürlich war die Sache mehr familiär, und es waren desshalb ausser uns, die wir im Hause vegetiren, nur mehrere Regimentsärzte u. dergl. versammelt. Der alte Wiebel erzählte uns in seiner gewöhnlichen, recht possirlichen Art, dass sein Geburtstag eigentlich schon im Sommer wäre; da aber damals die meisten der Herren Eleven in den Ferien

verreist gewesen wären, also nicht zu Hause gewesen, so wäre es damals aufgeschoben, und da hätte es sich nun bis heute verschoben. (NB. Die Feier fand an einem Freitage Abends von 6—7 Uhr statt.) Nun hätten die Herren Militärärzte durch Beiträge ein Stipendium gestiftet, woraus alljährlich Akademiker und attachirte Compagnie-Chirurgen Prämien erhalten sollten, und dafür dankte er ihnen noch recht sehr. Nachdem er noch mehreres von dieser Art gesagt hatte, hielt noch ein Compagnie-Chirurgus eine Rede über die Vernichtung der Blasensteine, und damit war die Sache aus; für den Schnabel war nichts gewachsen. — Nachher war noch eine gewöhnliche Feierlichkeit, die gewöhnlich mehrmals im Semester stattfindet, nämlich eine sogenannte Conferenz. Hierunter versteht man eine Versammlung sämmtlicher Hausinsassen, wobei eine oder mehrere Sektionen auftreten müssen, d. h. in irgend einem Gegenstande examinirt wird. Bei der jüngsten Sektion findet dies nie statt; erst im zweiten Semester kommt man zu der Ehre. Bei dieser Conferenz nun war auch ein schwedischer Stabsarzt, den Wiebel mitgebracht, und der sich gewiss schlecht genug unterhalten hat. Grimm führte das Protokoll. Die beiden vorletzten Sektionen wurden über Chemie examinirt, und zwar so leicht und einfältiglich, dass ich nicht zu viel sage, wenn ich behaupte, dass ich die Sache ohne weiteres hätte mitmachen können. Wiebel schlief während der Geschichte ein; als es aber vorbei war, erwachte er und sagte: Na ich sehe, Sie haben Ihre Zeit gut angewendet — — s'is auch 'ne Wissenschaft, die viel repetirt werden muss — —, wenn man nich alle Jahre sie ganz von neuem lernt, so weiss man nichts mehr davon! — Und damit war es aus.

Der junge Schröder, welcher auch sehr viel Collegia

hat, ist alle Augenblicke unwohl, und da er sich, wie ich glaube, das Essen abgewöhnen will, so wird er ganz skelettartig. Neulich ist ihm die Freude widerfahren, dass der alte Wiebel ihm 5 Thlr. laufende Unterstützung monatlich zugesagt hat. So wird es ihm gewiss leichter werden, hier zu subsistiren; was ihm bisher ziemlich schwer geworden zu sein scheint.

Wenn es meine Geldumstände erlauben, so gedenke ich die Weihnachtsfeiertage in Freienwalde zuzubringen. Förster, dessen Du Dich noch wohl erinnerst, und der sich Dir unbekannter-, Mutter bekannterweise empfehlen lässt, drängt mich natürlich, ihn zu begleiten. Wie ich von andern erfahren habe, sehen seine Eltern es sehr gerne, wenn sie Besuch bekommen, und da sie sehr geräumig wohnen, soll sie es auch durchaus nicht geniren. Dass ich sehr gern einmal wieder aus diesem Häuserkoloss in die freie Luft herauskomme, kann mir nur angenehm sein, und da ich dort auch noch die schönste Gelegenheit habe, ausser der Mineralogie die Chemie und Physik praktisch zu studiren, so wird dieser Besuch mir auch sehr nützlich sein. Erwächst mir nun nicht in meinen eigentlich medicinischen Wissenschaften ein zu grosser Berg, so werde ich Euch um Weihnachten wohl 7 Meilen näher sein, denn das Geld muss reichen.

Ob ich Dir ein gutes Weihnachtsgeschenk schicken werde, weiss ich noch nicht, und Du willst es ja auch nicht einmal. Ich weiss nämlich, da ich nicht sehr viel darauf verwenden kann, wenn ich meine egoistische Reise nicht aufgebe, nicht, was ich Dir schenken könnte; sollte also nichts kommen, so verzeihe mir. Finde ich einmal recht etwas Hübsches, was Dir angenehm sein könnte, dann erhältst Du es vielleicht nachträglich — das lasse ich mir nicht nehmen.

Was mich betrifft, so sei nur unbesorgt; ich bedarf ja nichts, als Deiner Liebe, und die hoffe ich doch mit der Zeit mir dauernd zu gewinnen. Ein Paar Hosen muss ich freilich nach Weihnachten mir zulegen; ich werde dazu wohl Buxkin (ich weiss nicht, ob es so geschrieben wird) wählen, und dann Deine Güte noch besonders in Anspruch nehmen müssen. Jedenfalls aber schreibe ich Dir vorher noch einmal darüber, und, wenn ich bitten darf, so sage mir im nächsten Briefe Deine Meinung darüber. Mit meinen übrigen Sachen kann ich noch recht gut auskommen; indess zu Ostern werde ich doch wohl einen neuen Rock mir zulegen müssen. Einen Hut habe ich noch nicht, und ich werde deshalb entweder noch vor Weihnachten mir einen kaufen, oder es länger lassen. Wenn ich einen brauche, so borge ich mir einen von einem Bekannten; alltäglich kann man doch keinen, der Kälte wegen, tragen. Gegen das Frühjahr hin wird sich auch wohl eine neue und feste Mode in den Hüten zeigen, und wenn ich mir einen kaufe, so möchte ich doch auch einen Filz haben, und den nach der Mode. —

Wegen der Matrikel kann ich Dir noch nichts bestimmtes sagen. Mein Herr Stabsarzt, der auch eben erst hergekommen ist, und von dergleichen Sachen garnichts weiss, wollte sich noch erst beim Oberstabsarzt erkundigen. Ich schreibe aber vor Weihnachten immer noch einmal, da Tante Dir antworten will. Dies Paquet Briefe will der junge Schröder, der eine Kiste schickt, mitsenden. Ich lege Dir noch einen Plan von Berlin, der einen Silbergroschen kostet, bei, und meinen Collegienplan. Den eingeschlossenen Brief nach Köslin besorge doch dort auf der Post; frei machen darfst Du ihn nicht. Sollte sich indess passende Gelegenheit finden, so wäre mir das noch lieber.

Meine Schlittschuhe entbehre ich hier sehr; solltest Du mir vielleicht sie später mitsenden können, so wird es mir angenehm sein. Auch kannst Du wohl gelegentlich die Flora von Pommern und die Terminologie von Dietrich mitschicken. Ich gebrauche sie aber erst zu Ostern; es hat also keine Eile.

Wahrscheinlich reise ich nach Freienwalde. Solltest Du also in diesem Jahre noch einmal an mich schreiben, was mich sehr freuen würde, so bitte ich Dich, dies so einzurichten, dass der Brief wenigstens am 20ten oder 21ten hier ist. — Was sich sonst noch zur Mittheilung eignet, nächstens. Ich befinde mich recht wohl, und hoffe dies ganz gewiss von Euch. Grüsse mir nun alle recht sehr, insbesondere Muttern, bei der ich mich für die schönen eingemachten Sachen herzlich bedanke. Lebe recht wohl

Dein

Dich herzlich liebender Sohn

Berlin, den 13ten Decbr. 1839.

Rudolf Virchow.

Briefe aus dem Jahre 1840.

Berlin, den 5ten Juli 1840.

Lieber Vater,

. . . . . .

. . . . . .

Heute Vormittag war ich mit Tante auf der Blumen-Ausstellung in der Akademie. Da für Geld keine Karten zu haben waren, so schmuggelten wir uns auf die Karte eines Mitgliedes des Garten-Vereines durch. Das wäre so etwas für Dich gewesen. Es war ein göttlicher Anblick, zumal der

eine Saal, der eine wahrhaft tropische Welt darbot. Es war derjenige, zu dessen Ausstattung der botanische und der Universitäts-Garten beigetragen hatten. Die Masse von Dattelpalmen, Dracänen und Liriodendren in ihrem schlanken Blätterschmucke; die seltensten Tillandsia, Bilbergia, Maxillaris mit ihrer lilienförmigen Gestalt und den prachtvoll gestalteten Blüthen; die wundersamst geformten Orchideen, besonders Acarpera, die niedlichsten Schlinggewächse und wieder die grossartigsten Farnkräuter — alles in süssem Gemisch mit der Heerde von Fuchsien, Ericaceen, Azaleen, und der übrigen Masse der tropischen Gewächse — das gab einen bezaubernden Anblick. Zunächst machte ein anderer Saal einen grossartigen Eindruck. Hier stand nämlich die Büste des jetzigen Königs, mit Epheu umkränzt, vor einer hohen Wand, deren oberste Spitze eine ungeheure Datura arborea mit Fusslangen Blüthen bildete, und die sonst fast ganz aus hochstämmigen Oleandern bestand. Aber die Masse von Georginen, Hortensien, Pelargonien, Nelken (auch Dianthus nana, die zwerghafte), Rosen, Granaten, Oleander, Veroniken, Ericaceen, Fuchsien, Calceolarien usw. und die Vollendung, in welcher sie zu sehen waren, ist nicht zu beschreiben; es war, möchte ich sagen, entsetzlich. In einem Saale verbreitete eine Masse reifer, ungeheurer Ananas und Aprikosen einen ambrosischen Geruch; man könnte Tagelang stehen und solchen Duft athmen! Am meisten Aufsehen erregte eine Sammlung von Stiefmütterchen, deren Exemplare die Deinigen im Ganzen nur an Grösse zu übertreffen schienen, eine Erythrina Corallodendron (Corallenbaum, der wohl selten zur Blüte kommen muss — das eine Exemplar war aber wohl schon 4 Fss. hoch) und eine Fuchsia fulgens, die ganz neu sein soll. Sollte ich Dir rathen, wenn Du etwas anschaffen willst, so wäre

es diese Fuchsia, dann eine Gloxinie, die nicht schwer zu ziehen zu sein scheint, Adiantum Capillus Veneris, ein wunderliebliches tropisches Farnkraut, das freilich keine Blüthen trägt, aber einen himmlischen Anblick zeigt, eine Adrisia und die Calceolaria Youngi; ausserdem noch eine Thunbergia, ein sehr zartes exotisches Schlinggewächs, das aber nicht viel Sorgfalt erfordert. — Ich bringe jetzt täglich ein Stündchen in dem Universitäts-Garten zu und mache mich da so allmählich etwas bekannt mit den ausländischen Gewächsen. Es sind sehr schöne Sachen da. Zweimal war ich auch schon draussen in Schöneberg im botanischen Garten, welcher leider nur Freitags für Einheimische offen steht. Aber den solltest Du sehen! Diese Gewächshäuser! Es sind einige da, die wenigstens 40 Fuss hoch, 60 Fuss lang und 20 Fuss breit sind, und drinnen die hohen Pisangs, Dattelpalmen, Cypressen, Magnolien u. s. w.! Das ist wirklich sehenswerth!

. . . . . .

. . . . . .

Dein

Rudolf.

Berlin, den 21ten Dezbr. 1840.

Lieber Vater,

Da komme ich einmal wieder zu spät, um Dein Fest mitfeiern zu können, so dass Du es merkst! morgen sollen diese Zeilen erst auf die Post und zu Hause weiss wahrscheinlich wieder kein Mensch davon, dass schon morgen der richtige Tag ist. Doch Du wirst mein Verspäten nicht zu übelnehmen, da Du ja schon seit Jahren gewohnt bist, Geburts- und Weihnachtsfest vereint zu feiern, und da hoffe

ich, doch zu rechter Zeit zu kommen. Was soll ich Dir, lieber Vater, viele Wünsche für Dein Wohl auskramen. Du möchtest sie für erdichtet halten, da Du ja auch meine natürliche äussere Kälte Gleichgültigkeit, meine in sich gekehrte und in sich begrenzte Gemüthsart Zurückstossen der väterlichen Liebe zu nennen geneigt bist. Mich hat selten einer verstanden: der Stein giebt erst Funken, wenn man es versucht, sie aus ihm hervorzulocken. Glaube aber sicherlich, dass keiner seine Zuneigung zu Dir inniger und wahrer zu fesseln und festzuhalten weiss: ich ändere mich schwer, und die Zeit und der Raum wandeln mich wenig um. Ich habe lange darüber nachgedacht, womit ich Dir wohl ein sichtbareres, reelleres Zeichen geben könnte, dass es mein Bemühen sei, Dir Freude zu machen, als wenn ich Dir bloss Wünsche vorkramte wie man es alltäglich mit leeren Worten und leerem Herzen thut; indess mein Mangel an hinreichenden Mitteln und meine Unerfahrenheit in der Auswahl passender Geschenke haben mich lange schwanken lassen. Heute Abend erst habe ich mich entschlossen. Ich gedenke Dir ein Bild zu schicken, was unser Herrscherpaar in dem Augenblick, wo sie in den renaissance Saal (in dem die Stände ihr Mahl geben) treten, darstellt. . . . . Noch will ich Dir eine Abschrift des bekannten Rheinliedes von Becker beilegen, und eine Parodie desselben auf den Herrn v. Hassenpflug, der jetzt wahrscheinlich Gesandter beim Bundestage wird. Das Lied ist etwas stark, aber wahr; S. Maj. soll, als er es kennen gelernt hat, gemeint haben: das wäre der erste traurige Tag in seiner Regierung. Es regt sich überhaupt jetzt ein recht freies und thatkräftiges Leben in der Nation: die Zeit geht von Unruhe schwanger und nährt manch triebkräftigen Keim in ihrem Schoosse. Ich weiss nicht, ob es gut ist,

dass der Hof sich jetzt so mit Pietisten umlagert: die Berliner, die die Sachen immer lustig nehmen, wo die Provinzen ernst denken, haben den Witz aufgebracht, der verstorbene König sei hochselig, der jetzige redselig! Die Unthätigkeit des Königs in der jetzigen Zeit, wo Frankreich und Russland sich die Arme bieten, ist gar zu auffallend. Doch genug von politicis.

. . . . . .

. . . . . .

Dein Sohn

Rudolf Virchow.

Briefe aus dem Jahre 1841.

Berlin, den 2ten Juli 1841.

Lieber Vater,

Obwohl es ebenso möglich ist, als wahrscheinlich erscheint, dass bevor dieser Brief zu Dir gelangt, ich wieder einen von Dir werde erhalten haben, so will ich Dir schreiben, mehr surrogatorisch und dem Impuls der Gelegenheit folgend, als nothwendigerweise. Vielleicht ist's auch besser so. Ich schrieb Dir neulich einmal, dass ich die erste Zeit der Ferien, welche allem Anscheine nach in der Mitte des August beginnen werden, am Strande zuzubringen wünschte. Ich weiss, dass Du nie etwas gegen meine billigen Wünsche hast, um so mehr, als dieser ja gerade nicht zu den kostspieligen gehört und diätetisch für mich sehr wichtig sein möchte. Meine an sich so sehr gallichte Constitution verlangt stets mässigen Hautreiz, der seinerseits auch nur bei einer kräftigen Beschaffenheit der Haut selbst von Nutzen sein kann.

Beides lässt sich allerdings auch auf anderm Wege erreichen, aber auf keinem sicherer und zweckmässiger. Die trockene und heisse Luft, die in Berlin fast immer vorherrscht, lässt mich zumal in diesem Jahre das Bedürfniss mehr als je empfinden, und äussert sich auch oft genug durch Verdauungsstörungen, Stuhlverstopfungen, und Diarrhoen. Allerdings erscheint mir der Aufenthalt am Strande nur dann wünschenswerth, wenn ich dort die Gesellschaft von älteren Freunden haben könnte: ich möchte nicht auch da zu vielem Stubensitzen oder Bücherstudium, wozu ich von Natur so sehr neige, mich verleiten. . . . . Von meinen Freunden sind es nur zwei, die jetzt an den Strand könnten. . . . . Sollte es beiden nicht möglich sein, mit mir zu gehen, so möchte ich mindestens Rügen sehen. Ich schäme mich jedesmal, wenn jemand hier erfährt, ich sei ein Pommer, und mich fragt, ob ich denn nicht auf Rügen gewesen sei. Zugleich könnte ich auf der Rückreise noch nebenher an der See stets baden. . . . . .

Solche übermüthigen Pläne, lieber Vater, lassen die warmen, ich will nicht sagen Hundstage, Deinen Jungen aushecken, und ich möchte wohl die krause Stirn sehen, mit der Du sie liesest. — Allein die Aepfel sind immer erst sauer, bevor sie süss werden. — . . . . . Lebe recht wohl.

Dein

Dich herzlich liebender

Rudolf.

NB. Sollten unsere Kaninchen ganz ausgestorben sein, so wäre es mir sehr angenehm, wenn du mir noch eine kleine Zucht anlegtest. Ich wünschte gern einige Versuche an lebenden Thieren zu machen, wozu diese Gattung am geeignetsten ist.

1841

(Mit einer Ansicht des fürstlichen Schlosses zu Putbus.)

Liebe Mutter,

Gestern Abend von Puttbus hier angekommen, habe ich zuerst jetzt Gelegenheit, Dir meine herzlichsten Glückwünsche zu Deinem Geburtstage darzubringen. Ich gedachte eigentlich, dies mündlich zu thun, allein die Verhältnisse haben es mir möglich gemacht, so lange zu bleiben. Wahrscheinlich werde ich nun erst Ende dieser Woche oder Anfang der nächsten nach Hause kommen, und ich möchte doch nicht so lange zögern, da vielleicht ausser mir doch kaum jemand unaufgefordert Dein Fest begeht. Einen grossen Theil des gestrigen Tages brachte ich auf der See, bei der Ueberfahrt zu, und hatte da Zeit genug, meinen Gedanken in die Ferne nachzuhängen. Wenn es möglich ist, dass die Geister, durch den Raum ungestört, gegenseitig und theilnehmend anklingen, so musst Du es gefühlt haben, wie lange und innig ich Deiner gedacht habe — wenigstens müssen Dir, wie man sagt, die Ohren geklungen haben. Was ich alles Dir gewünscht habe, will ich weiter nicht ausführen: es würde grossentheils das oft Gesagte sein müssen, da ja leider nicht Worte genug für unsere Gefühle da sind. Das Eine aber war darunter, dass Du aufhören mögest, Dich in Deiner tumultuarischen, aufgeregten Weise gegen die Fügungen des Schicksals, welche doch immer durch Menschen zu Tage gebracht werden, und dann als deren Werk erscheinen, zu beklagen. Sie sind einmal nicht zu ändern, und wenn man sich nicht früh gewöhnt hat, seine Zufriedenheit in sich selbst zu suchen, so bleibt allerdings nichts übrig, als sich Freunden zu vertrauen. Fehlen die nun unter den Menschen, wie es bei Dir mehr oder weniger der Fall ist, so bleibt allein die Religion. Und gerade sie

wird auch bei Dir am geeignetsten sein, eine gewisse Zufriedenheit herzustellen, da Du so frühe darauf hingeleitet bist. Dann wird jedenfalls jenes Stürmische, das so oft Dich gegen Vater erheben macht, und jene zu weit getriebene Vertraulichkeit, mit der Du leider so oft unsere Angelegenheiten Fremden erzählst, wegfallen und damit einer der Hauptpunkte der Zwistigkeiten unter Euch gehoben sein. Das Schicksal lässt sich nicht forciren, und den Platz, auf den man von demselben angewiesen ist, würdig einzunehmen, d. h. sich nicht wegzuwerfen und auch nicht thörichte, unerfüllbare Wünsche über denselben hinaus zu hegen, ist die Pflicht jedes Sterblich-Geborenen. Entschuldige, wenn ich Dir auf diese etwas herbe Art den Wunsch mitgetheilt habe, der beinahe der ist, dessen Erfüllung ich am innigsten erflehe, weil er auch in Krankheit und Unglücksfällen, ja im Tode selbst des Menschen Glück ausmacht; also mehr werth ist, als alle Wünsche für Gesundheit, Wohlhabenheit und langes Leben, welche so glühend in meine Seele gegraben sind.

Wenn ich bloss zu meiner Erholung reiste, so wäre ich schon zu Hause, denn ich finde das Fussreisen mit einem guten Ränzel auf die Länge doch etwas beschwerlich. . . . So aber werde ich erst langsam wandern, weil ich sehen und mich belehren will. . . . . .

Lebe recht wohl.

Dein

Dich herzlich liebender Sohn

Rudolf Virchow.

Greifswald.
den 31st. August 1841.

Briefe aus dem Jahre 1842.

Berlin, den 22ten Febr. 1842.

Mein lieber Vater,

Deinen Brief nebst den Sachen habe ich seinerzeit richtig empfangen. Ich danke recht herzlich für alles dabei Befindliche. Die Wurst habe ich grossentheils allein verspeist; einen kleinen Theil überreichte ich Deinem Bruder, welcher dergleichen sehr hoch aufzunehmen scheint. Das Geld kam mir sehr gelegen; freilich werde ich damit nur bis zum April auskommen, wo die Stettiner Stipendien-Gelder fällig werden, allein ich konnte dafür meinem Schneider und Schuster gehörige Abschlagszahlungen machen.

Dein Brief selbst hat mich recht sehr ergriffen, weniger wegen der schlimmen Nachricht über die Militair-Verpflegung, als weil ich Dich so tief um mich bekümmert sehe. Jenes ist freilich sehr schlimm, da ich unsere Zukunft immer zweifelhafter werden sehe, die nun beinahe von einem guten Winter oder guten Sommer, ja vielleicht von einem rechtzeitigen Regen abzuhängen scheint; allein, offen gesagt, ich hatte schon manchmal ähnliches befürchtet. Aber alles Unglück lässt sich bei einem freien Sinne tragen. Leider verscheucht Dein Zweifeln an mir, Dein Misstrauen gegen meinen guten Willen diesen so sehr, dass ich tief bekümmert kaum weiss, wie ich ihn Dir zurückgeben soll. Wenn ich wirklich mit Absicht, und nicht vielmehr aus Ungeschick oder einer übel angebrachten Zurückgezogenheit Dich so zu betrüben vermöchte, wie werthlos müssten Dir dann alle Deine Mühen erscheinen! Lebt doch der Vater nur in dem Sohne fort, in dem sein ganzes Sein aufgeht!

Dir würde dann aber nicht dies glückliche Loos beschieden sein, Du würdest vergebens angekämpft haben gegen ein herbes Geschick, und der Sohn würde Dir vorenthalten sein. Du kannst die Hoffnung nicht aufgegeben haben, dass es anders mit uns sei, denn dann hättest Du alles aufgegeben. Nein, so bin ich nicht wie ich oft, ja immer, s c h e i n e n mag; mein Herz habe ich wenigstens bewahrt, wenn auch das andere sich sehr geändert haben mag. Du erklärst mich für einen Egoisten; möglich. Aber Du klagst mich der Selbstüberschätzung an; das kann in dem Maasse nicht der Fall sein. Aechtes Wissen ist sich des Nicht-Wissens bewusst; und wie sehr, wie schmerzlich fühle ich die grossen Lücken meiner Kenntnisse. Darum stehe ich auch nie, und in keinem Theile des Wissens stille; ich lerne gerne, aber meine Meinungen vertheidige ich aus Ueberzeugung. — Du erklärst mich ferner für einen Phantasten; das ist gewiss wahr. Ein grosser Gedanke reisst mich über das Maass fort, ich bin zu lebhaft; aber Deine Beispiele passen nicht. Freilich liess ich den Situationsplan und die Experimente liegen; aber weniger aus Mangel an Kraft, als weil die Mittel, diese in Anwendung zu setzen, nicht ausreichten. Du hättest noch anführen können, dass ich Dich bat, ein thermometrisches und barometrisches Tagebuch zu führen, und dass ich nachher kaum darauf zurückkam. Ich habe recht oft daran gedacht, es war nicht ein Phantasma von einem Tage. Aber die kurze Zeit der Beobachtungen konnte nicht über ihre Bedeutung entscheiden, und ich verschob es, Schlüsse daraus zu ziehen. Nichts desto weniger will ich Dich nochmals bitten, sie nicht zu unterlassen, ja wo möglich auch die jedesmalige Windesrichtung und eine Hygrometer-Beobachtung hinzuzufügen. Setze bei diesem an den Punkt, wo es normal steht, 0, an den entgegengesetzten 180,

und zwischen beide nach der Richtung der Drehung 90 und 270. Willst Du hin und wieder, alle 4 oder 6 Wochen, einmal die Temperatur des Kellers beobachten, so werde ich Dir danken, und gewiss nicht das Ding vergessen. — Ebenso kramte ich in den alten Urkunden; Du wünschtest Aufschlüsse über unsere Geschichte und ich gab sie nicht. Darum war ich aber unruhig genug, sie herauszubringen, und dass es mir weder an Geduld, noch Kraft fehlt, sie zu verfolgen, hoffe ich Dir noch später zeigen zu können.

Es ist viel Schwankendes und Unstätes in mir. Ich gestehe, es muss ziemlich schwer sein, über mich zum Klaren zu kommen. Wir haben über meine Zukunft zu sprechen begonnen, allein Du hast wahrscheinlich das Gespräch wieder nicht mit Befriedigung geendet. Wie sollte es auch? Meine Zukunft ist zu schwankend. Meine Verhältnisse, so sehr mich auch das Glück noch immer begleitet zu haben scheint, sind mir doch für jetzt recht ungünstig. Sie nöthigen mich zu dem, was ich nicht möchte, und was ich wünsche, darf ich kaum zu erreichen hoffen. So war es von jeher. Du wolltest einen feinen Gesellschaftsmann aus mir machen; mir liegt noch heute sehr wenig daran — Du erklärtest mir in jeden Ferien, all mein Wissen sei ohne das nichtig, und doch konnte ich darauf stolz sein. Hättest Du dort weniger getadelt, hier mehr gelobt, wenn auch nur wenig, so hätte das doch vielleicht zu einer auch äusserlich innigeren Verbindung zwischen uns beigetragen. Es thut mir zu weh, immer nur Tadel und böse Gesichter von Dir zu sehen; ich konnte mich nicht entschliessen, zu liebkosen, wenn mein Theuerstes in den Staub gezogen wurde. Dennoch hegte ich es warm in meinem Herzen. Jetzt ist es ähnlich. Alle meine Zeit wird mit Hören, Lernen, Repetiren von theilweise ganz seichten Sachen ausgefüllt, und meiner

Neigung kann ich beinahe nur auf Kosten meiner Gesundheit ein Stündchen aufheben. Dennoch treibe ich eifrig auch das Unerfreuliche, nicht gewünschte, denn es kann ja leicht einst das einzige Mittel meiner Subsistenz werden. Ich werde mich darin finden, werde selbst meinen Lieblingsbeschäftigungen entsagen können — denn ich habe schon bitterere Erfahrungen ruhig ertragen. Ihr haltet mich für ziemlich gefühllos, weil ich ruhig aussehen gelernt habe, wenn mir das Herz blutet. Nie hat mir der gute Wille gefehlt, das Gute zu thun; Deine Ermahnungen waren nicht in den Wind gesprochen, selbst wenn ich ihnen widersprochen hatte, und oft genug habe ich mich heimlich bemüht, meine Stimme in die süsse höfliche Form zu pressen, die Du verlangtest. Oefter schmeichelte ich mir mit Erfolgen, aber Du bestrittest sie mir und noch dazu den guten Willen.

Ich werde bei diesen Erinnerungen immer etwas bitter. Ich weiss nicht, ob es gut ist, dass ich Dir das Blatt schicke, da es mein Geschick auch ist, missverstanden zu werden. Doch wage ich es noch einmal. Deine trauervollen Briefe kann ich jetzt nicht vollständig beantworten. Das nur wollte ich sagen, dass allerdings in mir viel Stolz und Egoismus, selbst mehr als gut ist, viel Phantastisches und Träumerisches neben vielleicht wenig Gutem ist. Allein Du missverstehst mich, wenn Du glaubst, dass mein Stolz auf meinen Kenntnissen beruhe, deren Lückenhaftigkeit ich am besten sehe; der liegt in dem Bewusstsein, dass ich Besseres und Grösseres w i l l, dass ich ein ernsteres S t r e b e n nach geistiger Durchbildung fühle, als die meisten andern Menschen. Das Schwankende und Ungewisse meines Auftretens aber liegt darin, dass ich einen andern Weg gehe, als ich sollte und wünschte. Allein es war der einzige, der mich dem Ziele näherte, welchem

ich nachstrebe. Dass das eine allseitige Kenntniss der Natur von der Gottheit bis zum Stein ist, wird Dir vielleicht der beiliegende Aufsatz zeigen. Gieb ihn auch nur Hendess hin. . . . . Du hast mir nicht gesagt, ob die früheren mit meinem Namen unterzeichnet waren; dann könnte es immerhin wieder geschehen; wo nicht, bloss R. V. . . . . — Dass die früheren Deinen Gästen nicht gefielen, wundert mich nicht, da ich ihre Apathie kenne. Weshalb Dir mein Styl nicht zusagt, hätte ich wohl näher ausgeführt gewünscht. Dass unsere Väter nicht erforscht sind, ist nur scheinbar, weil ich die Darstellung nur bis zum Jahre 1000 fortgeführt habe. Es ist jener Stamm der Polen oder Licicuriker (Lechen), welcher sich unter dem Namen der Pommern oder Küstenbewohner allmählich von ihnen abzweigte und ursprünglich zwischen der Oder und Weichsel, der Ostsee und der Netze und Warthe wohnte. Einwandernde Deutsche, besonders deutsche Edelleute und deutsche Mönche brachten ihnen erst später deutsche Sprache, Sitte und Kleidung. — Am meisten schmerzt mich der Vorwurf, dass es nicht für Laien geschrieben sei. Allerdings hatte ich das Gymnasium dabei speciell im Auge, dem es ein Vorwurf sein sollte, aber ich dachte doch, es sei allgemein verständlich. Darin hätte ich wohl gewünscht, Dir zu genügen. Das war also auch eine Täuschung.

Dann wünschte ich wohl, dass Du mir die Paar plattdeutschen Liederchen, die man dort bei der Erndte und ähnlichen Gelegenheiten spricht, aufgeschrieben hättest. Sie finden vielleicht einen Platz in der Sammlung des Dr. Firmanich, der aus allen deutschen Gauen sammelt.

. . . . . Wie es zwischen Dir und Mutter werden soll, weiss ich nicht; wenn Du sie nicht als die geistig

und körperlich schwächere, mit Nachsicht behandeln willst oder kannst, so muss ich mit unruhigem Herzen alle Hoffnung aufgeben. Ihr Beide beschuldigt mich der Parteilichkeit! Mir wird dabei auch der Kopf schwer und träumerisch. Es ist mir auch späte Nacht geworden. Gebe nur Gott, dass wir es noch lernen, uns an einander festzuhalten; dann ist noch Hoffnung. Glaube zunächst an meinen guten Willen, und an meine Aufrichtigkeit, du armer Vater; lebe recht wohl.

Dein Sohn

Rudolf Virchow.

Koswig, am 24ten Sept. 1842.

Mein lieber Vater,

Endlich bin ich wieder da. Nach mehr als fünf Wochen voller Freude und Leide, voller Ueberfluss und Entbehrungen nähere ich mich wieder meinem Ausgangspunkt, und betrachte als meine erste Pflicht das liebe Geschäft, Euch zu melden, dass nicht mehr Hunderte von Meilen uns trennen. Mein Reiselust ist für diesmal völlig erschöpft. — Anfangs von der entsetzlichen Dürre aufgezehrt, nachher Tagelang im feinen, nässenden Regen fortwandernd, und dann Tag für Tag rastlos weiter eilend, als ob ein böser Geist mich vorwärts triebe, bin ich nun zufrieden mit den Leistungen meiner Füsse und den Erfolgen meiner Brust. Morgens freilich steuerte ich voller Erwartung und mit hohem Genuss in die frische Bergesluft hinaus, die mich fast immer auf der ganzen Reise umweht hat; aber Abends habe ich oft genug voller Sehnsucht nach Hause gedacht, wenn Alles nach vollbrachtem Tageswerk zu seinen Hütten

eilte, oder wenn wir noch spät durch ein kleines Städtchen eilten und die Leute in ihren friedlichen Stuben bei geselligem Abendmahl vereinigt sahen, und wir noch nicht wussten, wo wir unser Haupt hinlegen sollten. Doch das Alles ist jetzt überstanden; die Entbehrungen der Reise schlingen zusammen mit ihren vielen Genüssen den schönsten Kranz der Erinnerungen. Ich habe viel, sehr viel gesehen; manche schätzenswerte Erfahrung ist zu dem bis dahin etwas kleinen Schatze hinzugekommen, und das Vertrauen auf meine Kräfte hat sich in dem Bewusstsein gesammelt, dass ich nicht unfähig bin, mit Leuten umzugehen und ihnen gefällig zu sein. Ich bin mit vielen zusammengewesen; Leute der verschiedensten Stände und Nationen sind mit mir gereist; ich habe mich überall an's Volk gehalten und seine Eigenthümlichkeiten zu erfassen gesucht — nirgends hat man mich zurückgestossen oder gleichgültig behandelt. Was ich aber am höchsten schätze, ist die Erfahrung, dass ich für keinen Theil des Lebens erstorben bin; dass jede Erscheinung der ewigen Natur und des menschlichen Geistes mich mit aller Regsamkeit anspricht, und in mein Bewusstsein übergeht. Jede allgemeine Bedeutung, Alles Grosse und Universelle freilich hat mich besonders angezogen, und ich habe mehr als je erkannt, dass die kleinlichen Partikular-Interessen, welche zumal in Pommern jede grössere Regung des Geistes ertötet haben, mir in den Grund zuwider sind. Meine Vaterlandsliebe ist nur lebendiger geworden, aber es ist nicht jene tote und passive Liebe, die in stolzem Wahne auf errungener Stufe stehen bleiben will und auf andere Völker mit Anmassung herabschaut. Sie ist vielmehr geläutert worden; sie hat Achtung vor fremder Nationalität, selbst vor Oesterreich gewonnen; der Drang, nicht unthätig zu bleiben in den grossen Begeben-

heiten unserer Tage, ist stärker geworden, aber nicht so stark, dass er ein Verkennen unserer herrlichen, schon bestehenden Institutionen einschlösse. — Doch genug von solchen allgemeinen Redensarten, die Du mir vielleicht wieder als Stolz und Arroganz, als eigensinniges Beharren an verwerflichen Dingen auslegst? Ich wollte Dir nur den allgemeinen Eindruck meiner Reise geben, da ich jetzt nicht Zeit habe, auf Specialien einzugehen. Ich war hier 3 Tage, 5 in Halle, 1 in Leipzig, 4 in Dresden. Dann wanderte ich mit Hallenser Studenten und einigen Ausländern 2 Tage durch die sächsische Schweiz, wo ich den ungeheuren Waldbrand, von dem Du gelesen haben wirst, bei Tag und bei Nacht mitanschaute. Am 1sten Septbr. war ich in Teplitz, fuhr dann die Nacht nach Prag, blieb da 2 Tage, und fuhr wieder die beiden folgenden nach Carlsbad. Von Teplitz bis zum Schlusse meiner Reise wanderte ich mit einem Hallenser Studenten, Wolff aus Perleberg, dessen Gesellschaft mich Alles doppelt geniessen liess. Von Carlsbad gingen wir zu Fuss nach dem berühmten Wallfahrtsort Maria Kulm, wo gerade Tausende gläubiger Katholiken das Fest Maria Geburt feierten; von da nach Franzensbad und Eger. Am 8ten Septbr. überschritten wir die baierische Grenze, besuchten Wunsiedel und Baireuth, wo Jean Paul geboren ist und gelebt hat, machten seiner Wittwe eine Visite, und eilten dann über Culmbach, Coburg und Hildburghausen nach Suhl, wo ich Hoffmanns Eltern meine Aufwartung machte. . . . . Darauf gingen wir durch einen Theil Thüringens, und durchwanderten von Rudolstatt bis Halle das reizende Thal der Saale. Am 14ten kamen wir nach Jena, wo mein Reisegefährte mich verliess. Ich blieb 5 Tage dort bei einem Freunde, ... Am 20ten trennte ich mich von ihm, und erreichte am 21ten über

Naumburg und Merseburg Halle, von wo ich vorgestern hier eintraf. Heute gedenke ich nach Berlin zu kommen und morgen nach Freienwalde. Freilich muss ich dazu nochmals Geld aufnehmen, was Adelung mir zuvorkommend anbot, allein es geht nicht anders, und ich hoffe selbst bezahlen zu können. . . . . Nun lebe recht wohl; ich habe beinahe zu lang geschrieben.

Dein

Dich herzlich liebender Sohn
Rudolf Virchow.

Briefe aus dem Jahre 1843.

Berlin, am 26ten Jan. 1843.

Lieber Vater,

Du entschuldigst, wenn ich für meinen Brief einmal die umgekehrte Form wähle, und den an Dich gerichteten in den für Mutter bestimmten einlege. In einer etwas dunkeln Stelle Deines letzten Schreibens vom 8ten d. M. (Du hast freilich Dezember geschrieben) sagst Du nämlich: „in meinen und Mutterns Briefen, oder vielmehr die an mich und Muttern geschriebenen," und ich vermuthe wohl nicht ohne Grund, dass Du argwöhnst, ich berechnete meine Briefe an Mutter so, dass sie auch auf Dich einen günstigen Eindruck machen könnten. Offenheit ist stets meine schwache Seite gewesen, und ich habe es stets verschmäht, mich feige hinter Redensarten zu verstecken. Es möchte manches besser zwischen uns stehen, wenn ich politischer wäre. Sage mir also in Deinem nächsten Briefe, den ich mit der Quartals-Zulage zum 1sten Februar erwarten soll, geradehin, ob

meine Vermuthung richtig ist, damit ich eine andere Einrichtung treffe; billig sollte wenigstens kein Zweifel unter uns sein. Offenheit und Oeffentlichkeit werden immer meine Fahnen sein. Ueberdies lese ich aus Deinem letzten Briefe viel Herzliches und Erfreuliches heraus, und ich habe ihn förmlich darauf studirt; an mir soll's nicht fehlen, wenn das nicht so fortgeht. Einen Satz, den Ruge jüngst in den jetzt verbotenen deutschen Jahrbüchern aufstellte, muss ich Dir dazu noch hersetzen: „Ist Dein Sohn brav, so reisst er sich selbst von Deiner Autorität los; ist er ein Schwächling, so wird er nur Deine Zucht verlassen, um eines Andern Knecht zu werden."

Da wir nun so lange in unsern Briefen über Principien und Gesinnungen hin und her gefahren sind, dass Du am Ende erklärst, ich schriebe Dir Nichts Neues mehr, so muss ich nun auf meine äusseren Verhältnisse kommen, die Dir ja auch zu wissen lieb ist. Indem ich es mir vorbehalte, über meine pekuniären und wenn ich so sagen darf, amtlichen Angelegenheiten zu sprechen, nehme ich heute die gesellschaftlichen vor. Freilich kann ich da nicht von Schul- und Universitäts-Freunden reden, denn das wäre zu weitläufig; allein von einigen Beziehungen doch, die Du längst gelöst meintest. Nachdem ich Deinen Bruder, dem ich übrigens noch meine Neujahrs-Visite abstattete, aufgab, blieb mir freilich nur Dein Schwager mit seinem Anhang. Denn zu Meier bin ich nie näher herangetreten; der Prof. Preuss, den ich öfters besuche, giebt keine Gesellschaften und der Prof. Hecker, der berühmte Geschichtsschreiber der Medizin, hat mich nur einige Mal zu Thees eingeladen, die er ihm näher stehenden Schülern gab. Demnach blieb also nur Onkel Hesse zurück.

Als ich Dir zuletzt schrieb, nahte eben Weihnachten

heran. Zwar wiesest Du mit Eifer meine Zaghaftigkeit über meine Geschenklosigkeit zurück; indess überzeugst Du mich nicht. Da ich ein fixes monatliches Einkommen (!) habe, so liegt es nur in meiner Hand, so viel davon zu ersparen, dass ich andern damit Geschenke machen kann; Du entziehst das doch nicht den Verwandten, oder meine ganze Existenz müsste ein Deficit in ihrem Einkommen sein. Ich kaufte also für einen mühevollen Thaler Bücher, und erregte damit den Kindern so viel Freude, als ein Dritttheil der übrigen Geschenke ihnen machte; ich bin noch heute stolz auf meine Wahl. Von den Eltern erwartet allerdings keins ein Geschenk von mir, wie Du bemerkst; indess hatten die Kleinen schon öfters gesagt, ich brächte ihnen auch nie etwas zum Geschenke mit. Nenne mich denn immerhin einen unerfahrenen Narren; ich habe wenigstens die Beruhigung, von meinen Ersparnissen das mir Geschenkte verhältnissmässig zu compensiren. — Doch ich greife der Zeit vor. In der Erwartung auf das herannahende Weihnachtsfest war ich noch am Mittwoch vorher bei Onkel, erhielt eine Einladung dazu, und verliess die Tante etwas leidend. In der schönsten Laune komme ich denn am heiligen Abend angestiegen, finde den Onkel allein und schweigsam die Geschenke ordnend und erhalte die meinigen angewiesen; eine Atlasbinde, zwei Paar Ballhandschuhe, einen Waschlappen von der kleinen Marie als Erstlingswerk gestrickt, einen Teller mit Naturalien, und endlich einen Stock, bei dessen Ueberreichung mir der Onkel sagt: den hat Dir noch die Frau zum Doktorstock gekauft. Das „noch“ bewegte mich, als ob von einer Todten die Rede wäre. Und in der That war es nicht weit davon gewesen. Die heftigste Entzündung des Bauchfells, man nennt's gewöhnlich Unterleibsentzündung, hatte sie

nach einer grossen Unvorsichtigkeit, wie sie Frauen öfters kömmt, schon am Donnerstag früh in die höchste Gefahr gebracht, und als wir zu ihr hinaufgingen in ihr kleines Kämmerlein, war sie so schwach und hinfällig, so gebrechlich, dass man meinte, sie sollte auseinanderfallen. Das war ein trüber heiliger Christ — Weinen unten und Weinen oben. Es ging recht langsam wieder zu Berge; erst am vorletzten Tage des Jahres konnte sie wieder zu uns herunterkommen und erst gestern hat sie ihren ersten Gang ausser dem Hause gemacht. Der Onkel zeigte sich in der langen Zeit recht kalt und theilnahmslos, und sie empfand das recht bitter, dass sie sagte, sie hätte sterben können und man hätte ihrer nicht lange gedacht. Unrecht hat sie nicht ganz; es würde mancher Ehefrau und Mutter so gehen. —

Am ersten Feiertage sollten wir dort zu Mittag sein, auch die Familie Fleck, welche jetzt nicht mehr im Hause wohnt und kürzlich den Charakter Geh. Justizrath erhalten hat. Dafür wurden wir nun zu denen geholt, wo ich noch eben so willkommen bin, als vor Jahren. Am zweiten Tage ging ich auf das Billet der alten Bauräthin, welche mir mehr passiv wohl will, in's Theater; die andere Ferienzeit theilte ich zwischen meinen Studien, der Klinik und dem Krankenbett der Tante. So kam das neue Jahr heran, ohne dass ich eine Einladung oder Geld besessen hätte, mir zu guter Letzt Freude zu machen, und als ich gegen 4 Uhr Abends am Sylvester Abend nach Hause steuerte, hatte ich schon den famosen Plan gefasst, mir für meine letzten 4 Sgr. Rum zu kaufen, davon Grog zu brauen und als ächter Philosoph eine Recension des alten Jahres zu schreiben. Das wäre gerade so ein pendant zum 13. Oktober geworden. Indess zu Hause angekommen, spielte mir das Schicksal

einen seiner gewöhnlichen Streiche; ein Billet Onkels mit einer Einladung zum Ball bei Flecks wartete schon den halben Tag auf mich. Ich borgte mir also schnell Stiefel und Ueberschuhe, flickte meine Hosen, bürstete meinen Hut, zog meine neuen Handschuhe an, und ging eiligst — zu einem Kranken, dem ich sein Wasser abzapfen sollte. Die Extreme berühren sich — eine halbe Stunde später stand ich in dem glänzenden Ballsaal. Flecks wohnen in einem der grössten Häuser der neuen, eleganten Anhalt-Strasse, dessen Besitzer gegen seine Mieter ebensoviel Zuvorkommenheit zeigt, als diese unter sich harmoniren. Er ist zwar nur Kaufmann, Besitzer einer Gummifabrik (Fonrobert); jene meist vom höheren Beamtenstand — nichts destoweniger hat er aus freiem Willen einen Saal und ein Zimmer reservirt, welches auf allgemeine Kosten geheizt und erleuchtet wird, und allabendlichen Reunionen der Einwohner dient. So hatten sich denn jetzt alle zu einem Picknick-Ball verbunden und ihre Gäste einzeln mitgebracht, welche grossentheils meinem Alter angehörten. Leider sehe ich, dass das Papier mir schwindet; daher nur so viel, dass Vorstellungen und Zwang verbannt waren, also nur eine freie Gesellschaft von lauter Unbekannten sich zusammenfand. Das war so spasshaft, dass wir bis 3 Uhr zusammenblieben, wo die Lampen ausgingen, und dass ich soviel getanzt habe, wie kaum in meinem ganzen übrigen Leben zusammen genommen. — Am ersten Freitag des neuen Jahres hatte Onkel dann die Güte, mich auf die Stiftungsfeier des Künstlervereins mitzunehmen, die auch bis tief in die Nacht währte und von der Du vielleicht in der Zeitung gelesen hast. Diesen Montag endlich, an seinem Geburtstage, fand sich wieder eine Gesellschaft heiterer Freunde bei ihm ein. — Du siehst, wenn die Wohl-

fahrt und die Zufriedenheit des Lebens in der allmählichen Wiederkehr gewisser Lusttage bestünde, zwischen denen es düster ist, so fehlte mir nichts. Ob es wahr ist, nächstens.

Dein Dich herzlich liebender Sohn

Rudolf Virchow.

Berlin, am 17ten März 1843.

Lieber Vater,

In fortlaufend thätiger Beschäftigung ist mir die Zeit weiter so hingeschwunden, dass ich länger, als gebührlich, mit meinem Briefe warten lasse. Dein letztes Schreiben vom 3ten Febr., welches meine Zulage und eine Wurstsendung brachte, entbehrt bisher noch meines Dankes zur Antwort, und ich trage schon mehrere Wochen den Plan bei mir, jenen abzustatten. Eine wesentliche Veränderung meiner Verhältnisse, deren sichere Bestimmung erst heute erfolgt ist, liess mich so lange zögern. Durch die Erkrankung und den früheren Abgang eines Collegen aus einer älteren Sektion ist nämlich zu Ostern ein Platz unter den Charité-Chirurgen offen geworden, der natürlich durch unsere Sektion auszufüllen war, welche jetzt in das letzte Semester einrückt. Mir wurde der ehrenvolle Antrag gestellt, ob ich sie annehmen wollte, und nach einigem Zögern entschied ich mich dafür, unter der Bedingung, dass man mich $1^1/_2$ Jahre in der Charité liesse. Heute machte ich meine Meldungen bei dem General-Arzt Lohmayer, der die persönlichen Verhältnisse der Militärärzte dirigirt, und bei dem Hausstabsarzt der Charité, von dem ich erfuhr, dass mir zunächst die Station für Augenkranke, die sogenannte Augenklinik, welche unter der Direktion des berühmten Ophthal-

miaters Jüngken steht, übertragen worden sei. Diese Nachricht war mir um so angenehmer, als gerade diese Station nicht jedem von uns zu Theil wird, und als gerade dieser Theil der Medizin mich jetzt vorzüglich interessirt. Ich mache nun von morgen ab die Morgen- und Abendvisiten mit, um mich mit den vorhandenen Kranken und den Geschäften vorläufig bekannt zu machen, und zum 1sten April ziehe ich dann ganz hinaus. — Auf diese Weise verliere ich ein sehr angenehmes Semester, in dem ich die grossen Lücken meines theoretischen Wissens auszufüllen gedachte; ich verliere die klinischen Vorträge berühmter Lehrer, und die rechte Musse, mich auf mein Examen vorzubereiten. Ich hoffe aber, dass der Gewinn auch nicht unbedeutend sein wird, und die materiellen Vortheile müssen manches andere überwiegen.

Nun liegt es aber in meinem Interesse, sobald als möglich zu promoviren, da der Mangel des Titels unter der grossen Zahl promovirender Collegen eine unangenehme Zurücksetzung, zumal für das dienende Personal einschliesst. Ich habe Dich daher bitten wollen, mir bestimmt mitzutheilen, ob Du mir die nöthigen Geldmittel zum Juli, wo uns die Erlaubniss zu promoviren ertheilt wird, wirst geben können. Auch über die Zulage scheint mir diese Frage um so dringender, als ich ohne jene Schneider und Schuster nicht befriedigen kann, bei denen meine Rechnungen ziemlich aufgesummt sind, während das Bedürfniss neuer Kleidungsstücke bei mir ziemlich gross ist. Ich habe in diesem Jahre an keine Bezahlung denken können, da manche andere Ausgaben meinen Beutel leerten: so brachten wir Dieffenbach zu seinem Geburtstage ein Ständchen, und Hecker soll in diesen Tagen eins erhalten; von beiden konnte ich mich nicht füglich zurückziehen, jedes kostete 1 Thlr.

Dann ist es Sitte, den Wärtern in den Kliniken am Schlusse des Semesters ein Geschenk zu machen, nachdem sie schon Neujahrsgeschenke eingefordert hatten. So kam noch manches andere, und obwohl ich das ganze Semester weder Theater, noch Concerte, noch Restaurationen besuchte, kurz ein exemplarisches Leben führte, so kosteten mich doch manche andere Gesellschaften und Bälle Geld, ohne welches es leider dabei nicht abgeht.

Im Anfang des Februar war ich zu einem thé-dansant bei dem Gummi-Fabrikanten Fonrobert eingeladen, in dessen Hause ich das neue Jahr erlebte und der mich auch jetzt wieder höchst freundlich aufnahm. Dann kam das Ständchen für Dieffenbach, der dafür die ganze Klinik zu einer Soirée in sein fürstlich ausgestattetes Haus einlud und mich dadurch hinderte, eine gleichzeitige Einladung des Professor Hecker anzunehmen. Nachher kam der grosse Maskenball beim König, zu welchem ich eigentlich mit Widerstreben ein Billet von Onkel Hesse bekam; indess schien es mir gewissermassen Pflicht, diese Gelegenheit zu benutzen, und so ging ich denn zu Fastnacht auf's Schloss, wo ich mit an des Königs Tafel ass. Der Raum verbietet mir ein näheres Eingehen auf dies so verschiedenartig beurtheilte Fest, das ja in der Zeitung weitläufig beschrieben ist. Leider hielt es mich ab, einer Einladung des Sanitäts-Raths Angelstein, ersten Arztes an der Universitäts-Klinik, folgen zu können. Seitdem war ich noch einmal auf einer Soirée bei Prof. Hecker, und auf nächsten Sonntag habe ich wieder eine Einladung zu einem Ball bei Fonrobert, zum grossen Aerger der Tante, die auch gerne einmal tanzen möchte, es aber aufgeben muss, da ich allein invitirt bin. Doch muss ich diese dürre Aufzählung interessanter Erinnerungen schliessen; es sieht beinahe aus, als ob ich

mit diesen Gunstbezeugungen, welche man auf mich häuft, renommiren wollte.

Verzeihe meine Kürze bei dem Uebermass von Stoff, und erfreue mich bald mit einer Antwort.

Dein Dich herzlich liebender Sohn

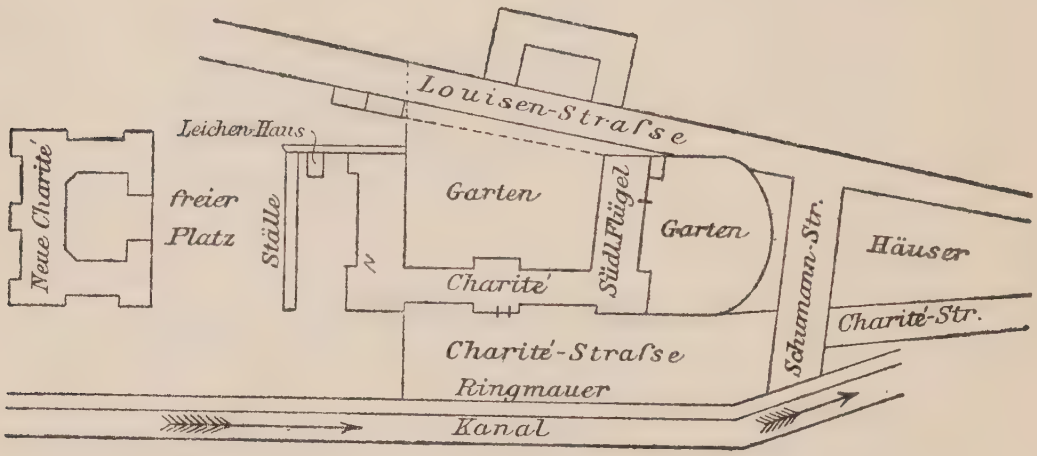
Rudolf Virchow
Charité-Chirurgus in spe.

Charité-Haus zu Berlin, am 7ten April 1843.

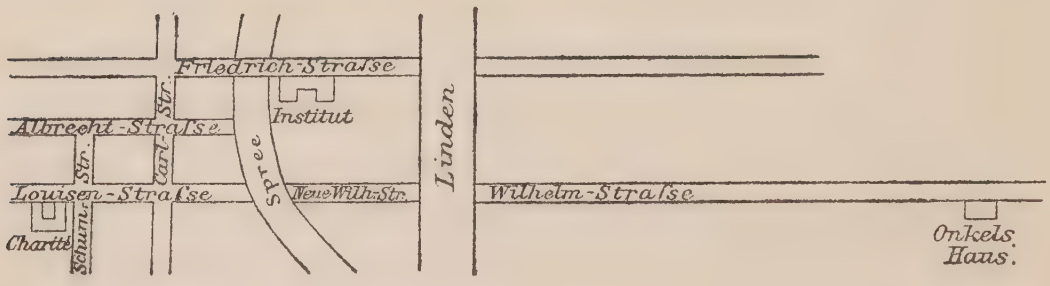
Lieber Vater,

Ich freue mich, Dir von meinem neuen Wirkungskreis aus sagen zu können, dass er mich sehr beglückt. Du hast mir auf meinen letzten Brief noch nicht geantwortet, und es scheint fast, als wärest Du über den Eindruck meiner Nachrichten auf Dich noch nicht so recht im Klaren: ein Grund mehr für mich, diesen Eindruck durch einige nähere Mitteilungen zu vervollständigen und entschieden zu machen. Ich sagte Dir wohl schon, dass ich seit der Mitte des vorigen Monats die Morgen-Visiten auf meiner künftigen Station mitmache. Darauf bezog ich am 1sten April Nachmittags meine neue Wohnung und ergriff mein Scepter mit Würde. Wie es hier gewöhnlich ist, theile ich eine mässig grosse Stube von zwei Fenstern und eine Schlafkammer von einem mit zwei Collegen. Ihre Ausstattung ist, wie Du Dich vielleicht erinnerst, früher auf Kosten der Eleven selbst geschehen, und wir lassen uns noch jetzt einen monatlichen Abzug dafür gefallen. Sopha, Rohrstühle, Tisch, Spiegel, Vorhänge etc. sind auf diese Weise zu unserm Gebrauch da. Die Charité selbst steht am nordwestlichen Ende Berlins, dicht an der Ringmauer und einem kleinen Kanal

— ein imposantes Gebäude, mit zwei grossen Flügeln, drei Stock hoch, und rings von freien Plätzen, zum Theil von Gärten umgeben.



Die umstehende Zeichnung mag Dir vorläufig ein Bild unserer Lage geben. Die Louisenstrasse liegt gerade in der Verlängerung der Wilhelmstrasse über die Spree nach Norden hinaus, und ist daher der Friedrichstrasse parallel; ich bin so von Onkel in gerader Richtung ungefähr $^1/_2$ Stunde entfernt. Zum Institut geht man $^1/_4$ Stunde, wenn man sich eilt. Noch etwas nördlich von uns, durch einen grossen, wüsten Platz getrennt, liegt die neue Charité, ein Bau



Onkels; sein neuester, die Thierarzneischule, steht der Charité gegenüber auf der andern Seite der Louisenstrasse, wo ich ihn angedeutet habe. Mein Zimmer ist 2 Treppen

hoch, in dem südlichen Flügel, wo der dicke Strich ist; er hat eine reizende Aussicht auf den Platz, der unsern südlichen Garten umschliesst und mit lauter neuen, eleganten Häusern geschmückt ist — denn die Häuser rings um uns sind alle neu; die Cultur hat es erst spät gewagt, unsern Umkreis zu Wohnplätzen gesunder Menschen zu erwählen. Der Garten unter unsern Fenstern ist nur für die Beamten der Anstalt, worunter auch wir zählen, bestimmt, und zeigt ein reizendes Gemisch von natürlichen und künstlichen Dingen — halb abgestorbene Elsen neben jungen Tannen, grüne Rasenplätze neben künstlichen Steinhaufen, junge Mädchen neben alten Störchen, die ihren Winterzug zu machen vergessen haben. Nach rechts hin haben wir noch eine weitere Durchsicht auf Spree und Thiergarten.

Was unsere materielle Stellung betrifft, so behalte ich mir das Nähere noch vor, da ich Dir manches zu bemerken habe. Das Essen ist sehr gut, und hat in der Bereitungsart ausserordentlich viel Aehnlichkeit mit dem, was Mutter bereitet. Das Geld genügt für meine laufenden Bedürfnisse, wozu sich allgemach Instrumente und Bücher nöthig machen; ich glaube aber nicht, dass es mir je gelingen wird, meinen Bedarf an Kleidungsstücken dadurch herzustellen. Jetzt wenigstens sehe ich einem Zuschuss von Dir zu diesem Zwecke erwartungsvoll entgegen, und ich hoffe, dass Du mir im nächsten Briefe über diese Zulage und meine Aussichten zur Promotion Bestimmtes mittheilen wirst. Die Ungewissheit plagt mich sehr.

Meine persönliche Stellung ist ganz angenehm. Meine oberste Behörde ist das Curatorium für die Krankenhaus- und Thierarzneischul-Angelegenheiten, worin auch Onkel Hesse als technisches Mitglied sitzt; der Director der Charité,

Kluge, und der dirigende Arzt der Augenklinik, Jüngken, meine höchsten Vorgesetzten. Immerhin stehen wir noch unter den Leitern des Instituts. Der nächste Vorgesetzte aber ist ein Stabsarzt, Zillmer, der jedoch nächstens die Station wechseln wird. Meine Kranken, deren Zahl sich in diesem Augenblick auf 29 beläuft, sind in 2 grossen Sälen und 2 kleinen Zimmern vertheilt; 3 Wärter und 1 Wärterin sind mir für ihre Bedienung untergeben. Der Stabsarzt macht täglich zweimal, Morgens gegen 9 und Abends gegen 5 Uhr Visite in meiner Begleitung, und bestimmt die einzuhaltende Behandlung. Ich habe dann schon Vorvisite gemacht, den Zustand der Kranken zu erforschen gesucht und die Verbände etc. gewechselt. Nach der Visite verschreibe ich, lasse zur Ader, besorge das Schröpfen etc. Ausserdem halten wir noch alle Morgen eine sogenannte ambulatorische Klinik, wo Augenkranke aus der Stadt unsere Hülfe und Behandlung in Anspruch nehmen und dann wieder nach Hause gehen. Dazu kommen dann noch eine Menge Schreibereien, tägliche, monatliche, vierteljährliche Berichte, Kranken-Journale u. a. Sachen zu einem solchen Belauf, dass im vorjährigen Abschnitt 19 Charité-Chirurgen 36,000 gedruckte Schema-Bogen verbraucht haben. Diese grosse Zahl erscheint jedoch nicht übermässig, wenn man bedenkt, dass z. B. jetzt 1036 Kranke in unserer Anstalt liegen.

Mit der Meldung, dass Onkel Hesse seit ungefähr 8 Tagen Ritter des rothen AOrdens 4ter Klasse ist, schliesse ich für heute meinen Brief, dem bald eine Fortsetzung folgen soll.

Dein Dich herzlich liebender Sohn

Rudolf
Charité-Chirurgus.

Am 8ten. Ich habe doch noch Deinen Brief abgewartet. Für das Geld meinen besten Dank. Auf Deine Bedenken wegen des verlorenen Semesters antworte ich Dir nächstens; für jetzt nur mein Bedauern über die Spärlichkeit Deiner Mittheilungen. Glaubst Du denn, dass ich das Interesse für Dich, Deine Geschäfte, Deine Saaten, und endlich für Schivelbein ganz verloren habe? — Onkels Orden steht schon in der heutigen Zeitung. Adieu.

Charité, den 14ten Mai 1843.

Dein letzter Brief, lieber Vater, hat mich eigentlich der Lust zu schreiben etwas überhoben, er erinnert mich gar sehr an die Art, wie Du meine Schulcensuren zu empfangen pflegtest. Lüdden beruhige nur vorläufig wegen der Stümperei. Wie Du wohl weisst, hatte ich mir alle Einwürfe selbst gemacht und beantwortet; ich verhehlte Dir nicht, dass die materiellen Vortheile mich vor allem bestimmten. Bis jetzt habe ich noch keine Gelegenheit gehabt, über meine Wahl unzufrieden zu sein; meine Lage ist wenigstens in Berlin noch nicht so angenehm gewesen. Ich stationire noch immer auf der Augenklinik, welche ich das Glück gehabt habe, zwei Monate zu behalten; zum nächsten werde ich aber weichen müssen. Dieser Monat ist eigentlich der rentirende. Jüngken hält jetzt dreimal wöchentlich klinische Vorlesungen über Ophthalmiatrik bei uns; dabei wird operirt, und somit ist ein weites Feld der Erfahrung eröffnet. Eben jetzt liegen vier Leute unten, welche auf beiden Augen am grauen Staar operirt sind. Freilich erfordern sie nun die gespannteste Aufmerksamkeit, und meine Nächte werden oft genug gestört; nur vor einer halben Stunde, Morgens um 5 Uhr, musste ich wieder

zur Ader lassen. Diese Thätigkeit, so anstrengend sie sein mag, ist aber so beglückend, weil man zum erstenmale über die Schultheoreme ins Leben hineinschreitet, und eine reale, schaffende Wirksamkeit an die Stelle der klinischen Spiegelfechtereien tritt. Freilich ist sie beschränkt, und genau genommen, nur eine exekutive. Allein die Stellung unserer Stabsärzte ist nur in sehr seltenen Fällen die absolutistische, als welche sie aufgerichtet worden ist, und namentlich mir ist noch nie ein Vorschlag, den ich machte, zurückgewiesen worden. Uebrigens liegt das Wohlergehen der Kranken zum grossen Theile in unserer Hand. Die Stabsärzte bleiben meist in Ehrfurcht erregender Ferne; sie sind die Götter, in deren Hand Donner und Blitz liegt. Die Wärter sind so sehr auf jene drückende Nähe angewiesen, welche den Kranken bewacht und beengt, wie der Teufel den gläubigen Christen. Dazwischen ist unsere Lage eine wahrhaft englische, vermittelnde; die Menge kleinerer Verordnungen, welche zur Durchführung eines allgemeinen Heilplans nöthig sind, die Diätvertheilungen, das Aufstehen aus dem Bette, das Promeniren im Garten etc. sind ganz von uns abhängig. Die Darreichung von Abführungen, Schlafpulvern, Zahnpillen u. dergl., unter Umständen auch das Aderlassen und das Setzen von Blutegeln, stehen in meiner Gewalt. Du siehst, wie sehr ich Recht habe, wenn ich meine Stellung eine beglückende nenne; sie beglückt mich und die Kranken, denn mein Wärter versichert mich täglich, dass ich viel zu gut gegen sie sei. Dabei wird man so häuslich, da auch die regelmässigen Mahlzeiten einem das Gefühl des Heimischseins einflössen. Die Charité mit ihren anderthalb tausend Einwohnern ist zu sehr Stadt für sich, als dass sie sich sehr für das Berlin ausser ihr, mit dem sie gewissermassen nur an einer Seite zusammenstösst, inter-

essiren sollte. Man stirbt ganz dafür ab, der Umgang wird seltener und die Verbindung sparsamer. Ich gehe vor dem Abendbrot fast nie aus; geschieht es, so muss es sein. So ist auch die Charité im Allgemeinen wenig gesellig mit der Stadt, und weist sie störrisch zurück; wenn aber dann der Sonntag- oder Mittwoch-Nachmittag kommt, wo sie den Zugang erlaubt, dann strömt es fast wie Prozession auf den Strassen zu uns. Vielleicht ist das ein Vorzeichen, dass es auch im Hause selbst bald Prozessionen geben wird. Der Pietismus macht wenigstens kräftige Schritte dazu, und da er in den höchsten Kreisen eine breite Basis findet, so mag er wohl Lust haben, sich als ein mächtiger Baum darüber auszubreiten. Man kann ihm das nicht so sehr verdenken, denn man ist selbst zu sehr Egoïst, als dass man die Blüthe des Egoïsmus und zwar des recht dicken, materiellen Egoïsmus von vornherein abschneiden möchte. Die Diakonissen werden schon im nächsten Monate über die Huren-Stationen vertheilt werden, und Wiebel, der uns neulich besuchte, sagte uns geradezu, sie seien geschickt, um uns zu moralisiren; er würde uns aber beschützen. Indess ist das ein eigenes Ding, da die Königin und der Minister Eichhorn selbst Berichte über uns einfordern.

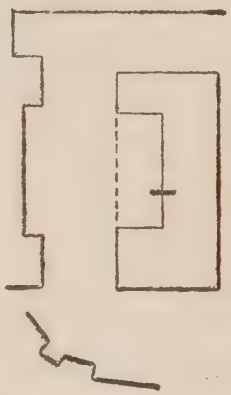
Ich wollte noch über unsere Geldverhältnisse schreiben. Wir bekommen den grössten Theil unseres Gehaltes vom Institut, einen Theil von der Charité; wir sind in der That die ältesten Eleven des Instituts, die mit dem Dienst in der Charité beauftragt sind. Die Charité ist nur verpflichtet, unsere Dienste anzunehmen, welche andere uns gern abnehmen möchten, für Alles, was sie uns leistet, macht sie uns Abzüge. Wir bezahlen monatlich für Mittag- und Abendessen 10 Thlr., für Brod 1 Thlr., für Geschirr 1 Thlr.; für Wohnung 4 Thlr., für Arznei 20 sgr. etc. genug, wir bekommen

von 25 Thlr. nur 1 frd'or heraus. Du siehst, dass das alte System auch hier fortgeht, dass ich aber nicht daran denken kann, ganz auf meine eigene Hand zu existiren. Du scheinst mir auch Deine Hülfe nicht entziehen zu wollen. Was die Promotion betrifft, so sagst Du mir ja auch dazu Geld zu, und ich hoffe daher gewiss, dass Du mich bei diesem wichtigen Schritte nicht zu lange aufhalten wirst.

am 3ten Juni 1843.

Mein Brief ist etwas lange liegen geblieben, da mir die Tage in der letzten Zeit wie Aale durch die Hände geschlüpft sind. Ich habe seit dem 1sten eine neue Station übernommen, und da mussten alle Arbeiten für die alte fertig geschafft werden, was keine kleine Arbeit ist. Man hat mir die Station für gefangene und krätzige Kranke in der neuen Charité eingeräumt, die ich einen Monat behalten werde, um dann wahrscheinlich in dem folgenden Vierteljahre die übrigen Abtheilungen der neuen Charité abzumachen. Von der schönsten Station der ganzen Anstalt bin ich jetzt plötzlich auf der schlechtesten — ein Wechsel, der mir um so schmerzlicher war, als meine Kranken beim Abschiede mich immer und immer wieder zurückriefen, immer neue Beweise ihrer Dankbarkeit und Anhänglichkeit gaben. Seit langer Zeit hätte ich da etwas Nasses im Auge. Hier ist nun Alles verändert. Gestank, Unreinlichkeit, zum Theil eine Temperatur von 28° R. in den Krätzezimmern, Leute aus den verworfensten Gesellschaften, deren Kerkermeister man gleichzeitig ist. Da ich indess wahrscheinlich die ganze Charité durchmachen werde, so müssen auch diese Stationen überstanden werden. Auch meine Wohnung ist viel unfreundlicher als die frühere, und wenn auch die neue Charité Onkels Werk ist, so kann ich ihr

doch nicht den Vorzug in Beziehung auf Wohnlichkeit geben. Unsere Stube — wir wohnen zu zweien — ist sehr gross; der Mangel eines Ofens bei Luftheizung giebt ihr das Ansehen einer grossen Kammer, und unsere Meubles reichen nicht aus, die weiten Wände zu bedecken. Auch die Aussicht ist traurig. In der Zeichnung bedeutet der Strich mein Zimmer, 2 Treppen hoch. Der innere, durch eine Mauer umhegte Raum ist ein kleiner Garten, in dem die Verrückten den ganzen Tag spazieren gehen — auch unsere Aufwartung besteht zum grossen Theil aus Verrückten — rings herum liegt das Haus, welches durchaus den Charakter einer Detentionsanstalt trägt. Zwischen uns und der alten Charité, deren nördlicher Flügel uns parallel gegenüberliegt,



ist ein grosser wüster, mit Schutthaufen bedeckter Platz, an den links die hohen, mit Kalk beworfenen, fensterlosen Giebel der Häuser in der Louisenstrasse stossen. Doch vorläufig genug. — Ich vergass, Dir zu schreiben, dass ich neulich beinahe um meine $1^1/_2$ Jahre in der Charité gekommen wäre. Im Institut nämlich hatte man meine Stelle wieder besetzt, ohne daran zu denken, dass damit auch meine Stelle in der Charité in späteren Semestern besetzt würde. Als ich darüber anfragte, war man sehr erstaunt und Grimm sagte mir, das wäre ein faux pas von ihrer Seite, der sich schwerlich redressiren lassen würde. Indess wurde ein anderer zurückgestellt, und mir von neuem die Zusicherung. — Gestern theilte man mir vom Institut die Nachricht mit, dass die Kösliner Regierung mich mit 20 Thlr. beglückt hätte. Ich denke, es wird das Schloss-Stipendium sein, wusste aber garnicht, dass Du Dich darum

bemüht hättest. Doch freut es mich um so mehr, als Du nach so langer Zeit — es steht da April 41. — wohl die Hoffnung schon aufgegeben hattest; nur ärgert es mich, dass dem Institut die Anzeige gemacht ist, da ich Aussicht hatte, eine Geldunterstützung zu bekommen, deren ich doch sehr bedürftig bin. Wie es mit den Promotionsgeldern steht, schreibst Du mir wohl das nächste Mal; wir werden Ende dieses Monats die Erlaubniss zum Examen bekommen. Bevor man aber zum rigorosum zugelassen wird, muss man 13 frd'or bezahlen, die Hälfte der Kosten; wenn ich die nur zunächst bekommen könnte, das Uebrige hat dann noch circa 4 Wochen Zeit.

Das Wetter scheint jetzt, von der Stube aus gesehen, sehr fruchtbar zu sein, und ich hätte wohl Lust, einmal Deine Saaten zu sehen. Du schreibst mir garnichts mehr davon, als ob ich dafür abgestorben wäre, und doch habe ich immer so vielen Antheil daran genommen. Ich komme jetzt fast garnicht aus, höchstens nach dem Abendbrot. Auch ist die Krankenpflege eine so beglückende Thätigkeit, dass man sich nicht heraus sehnt. Zum Onkel komme ich daher auch nur alle Woche einmal; es geht aber alles recht gut bei ihm. Er reist alle Woche einmal nach Potsdam, andere Exkursionen ungerechnet; lebt dabei recht gut für seinen Leib, wie er denn überhaupt ein erschrecklicher Egoïst ist, und kränkt seine Frau wenigstens alle Woche dreimal. Die Kinder gedeihen recht gut, wollen jetzt aber garnicht an mich kommen, wo ich mit der Krätze umgehe. In der Hoffnung, bald von Dir zu hören, empfehle ich mich Deiner Liebe.

Dein Dich herzlich liebender Sohn

Rudolf Virchow.

Se. Majestät wird jetzt nahe bei Euch vorbeigekommen sein. Man legt hier seiner Reise politische Absichten unter; vernehmlich soll die Berufung des alten Schön zum Staatskanzler eine neue Phase in seiner unverständlichen Politik bezeichnen, welche durch die gleichzeitige Ernennung Rochow's zum zweiten Präsidenten des Staatsraths gänzlich paralysirt würde.

Die Diakonissen sind glücklich an uns vorüber gegangen. Zwar hat die Charité-Direktion auf den Wunsch des Ministers Eichhorn, der nicht wünschte, dass ein Befehl von oben herab diese Einrichtung zu treffen schiene, selbst um Diakonissen angehalten, allein Se. Excellenz scheuen die öffentliche Meinung — diesen Despoten, der sich gegen das Unternehmen erklärt hat, und überlassen es uns, selbst Diakonissen zu bilden. Soweit hat sich der public spirit in Preussen schon erhoben.

Neue Charité zu Berlin, 26. Juni 1843.

Lieber Vater,

Die Dringlichkeit der Verhältnisse veranlasst mich, früher zu schreiben, als ich einen Bescheid von Dir erhalten habe. Es ist die Angelegenheit meiner Promotion, welche ich endlich schneller betreiben möchte und welche durch den Aufschub in keiner Weise gewinnen zu können scheint. Die Mitglieder meiner früheren Sektion im Institut haben schon die Vorprüfung, das sogenannte tentamen überstanden, und die Hälfte von ihnen hat sich schon zum rigorosum gemeldet. Auch für mich liegt die Erlaubniss zur Promotion schon bereit, und es ist eben nur der Geldpunkt, der mich hindert, vorzugehen. Ueberdies wollte ich, wenn es anginge, um einige Zulage für das neue Vierteljahr

bitten, da ich vornämlich an meinen Schneider wieder einige Zahlungen machen möchte, um einen neuen Frack zum Examen zu erhalten, dessen ich dringend bedürftig bin; auch mein Schuster sehnt sich nach Hülfe, die ich ihm aus meinen Mitteln nicht recht bieten kann. Ueber das Regierungs-Stipendium bin ich noch immer nicht im Klaren. Wahrscheinlich wird es doch an Dich gezahlt werden? Mutter schreibt mir aber, dass das Schivelbeiner Amts-Stipendium 40 Thlr. beträgt; da weiss ich denn nicht recht, wo es herkömmt, da nur von 20 die Rede ist. Entschuldige mich, dass ich so schnell über das Alles hinweggehe; es betrübt mich, immerfort Deinen Beistand in Anspruch nehmen zu müssen, der Dir so saure Aufopferungen auflegt.

Meine Stellung befriedigt mich noch immer vollkommen, obwohl die unausgesetzte Beobachtung, welche unser erhabener Monarch und der weltliche und geistliche Theil seines Hofes uns zu Theil werden lassen, dieselbe fortwährend beschwerlicher macht. Du hast wohl aus den Zeitungen erfahren, dass seit der Mitte dieses Monats die Diakonissen ihren Einzug bei uns gehalten haben. Ich schrieb Dir das letzte Mal, dass der Minister Eichhorn die Sache gern wieder einschlafen lassen wollte; allein der Pastor Fliedner, der Gründer der Diakonissen Anstalt zu Kaiserswerth bei Düsseldorf, kam zur gehörigen Zeit hier an, logirte seine Mädchen vorläufig bei der Finanzministerin von Bodelschwingh, einer alten Betschwester, ein, und Eichhorn sah sich dann nolens volens genöthigt, ihre Aufnahme in die Charité zu dekretiren. Am 15ten d. M. fand dann ihre feierliche Introduktion statt. Vier, worunter eine Ober-Diakonissin, wurden auf die Station für syphilitische Weiber vertheilt; eine erhielt meine krätzigen Weiber. In Folge dessen wurde ich auch als handelnde Person zu

diesem Akte hinzugezogen, dessen Bedeutung in der That eine sehr grosse ist. Denn diese Aufnahme ist nicht ein isolirtes Faktum, sondern es ist ein neuer Schritt in der Feststellung eines Princips, dem der grösste Theil der Nation mit Widerwillen entgegensieht. Auf der andern Seite wird diese Angelegenheit wahrscheinlich verhängnisvoll für die gesammte Charité-Verwaltung werden. Der Raum eines Bogens würde nicht genügen, Dir den Stand des Charité-Wesens klar zu machen. Es mag hinreichen, Dir zu sagen, dass Alles darin erschüttert ist. Das Curatorium, zu dem auch Onkel Hesse als bauliches Mitglied gehört, wird wahrscheinlich aufgelöst werden; der Direktor bereitet seine Demission vor; das Militär-Medicinal-Wesen verliert vielleicht alles Anrecht darauf, die ärztlichen Stellen in der Charité zu besetzen. Selbst die Existenz des Instituts wird dadurch gefährdet. Sollte sich der Sturm noch einmal legen, so würde es nur deshalb geschehen, weil zu gewaltthätige Umwälzungen folgen müssten.

Dein

Dich herzlich liebender Sohn
Rudolf Virchow.

Neue Charité, 30. Juli 1843.

Mein lieber Vater,

Deinen Brief vom 5ten dieses Monats mit der grossen Geldsendung habe ich wohlbehalten empfangen, bin Dir aber noch immer meinen Dank dafür schuldig. Damals war ich so freudig überrascht von dieser Zufuhr, deren nahes Bevorstehen ich kaum gehofft hatte, dass ich augenblicklich meine Danksagungen zurückschicken wollte, die gewiss recht lebhafter Art gewesen wären. Seitdem habe ich

einen Termin nach dem andern gesteckt, bis gestern endlich auch der letzte abgelaufen ist. Ich habe mittlerweile bei dem Decan der medicinischen Facultät, dem berühmten Physiologen Müller, das mündliche und schriftliche tentamen gemacht — eine Vorprüfung zum rigorosum, zu welchem ich täglich die Citation erwarte, da ich schon vor 8 Tagen meine Meldung gemacht und 13 Frd'or eingezahlt habe. In dieser Woche wird, denke ich, jedenfalls das Examen vorübergehen. Dann kommt die Promotion, zu welcher ich, wie Du vergessen zu haben scheinst, eine Abhandlung schreiben und drucken lassen muss. Dadurch wird die Rechnung etwas anders als Du annimmst. Die Dissertation zu drucken, kostet 15 Thlr., zu corrigiren 3 Thlr., zu binden (man gebraucht einige hundert Exemplare) $5^1/_2$ Thlr.; dann bekommt der Universitätspedell 1 Thlr. und die Promotion selbst macht 13 Frd'or. Ausserdem ist es Sitte, einen Doktorschmaus zu geben, den man meist auf 20 Thlr. berechnet, so dass auf diese Weise die 200 Thlr. herauskommen, von denen ich Dir einmal gesprochen habe. Freilich kann der letztere etwas weniger kosten, allein ganz ohne ihn geht es nicht füglich. Um nun nicht in Verlegenheit zu gerathen, falls Du auf eine so grosse Ausgabe nicht eingehen könntest, habe ich die 4 Frd'or, welche Du mir über die Summe zukommen liessest, noch nicht angerissen; mein Schneider hat also nichts bekommen, und ich würde, wenn ich sie anderweitig gebrauchte, in meinem alten Frack, den ich schon für alle Tage getragen habe, promoviren müssen. Dazu kommt nun glücklicherweise das Kösliner Stipendium. Ich habe erst gestern das betreffende Schreiben vom Institut bekommen können, was mich gehindert hat, früher zu schreiben. Unter dem 24. Mai meldet die Regierung dem Institut, dass in Gemässheit des Rescriptes des H. Ministers

Eichhorn Exc. vom 19. Aug. 1841 mir als Eleven aus einem Stipendium-Fonds zu Schivelbein pro 1843 eine Unterstützung von 20 Thlr. 6 Sgr. bewilligt worden sei. Sollte Dir mittlerweile noch keine Anzeige gemacht worden sein, so kannst Du ja wohl bei der Regierung darauf antragen, diese Summe zur Auszahlung an Dich in Schivelbein oder an mich hier anzuweisen. Auf diese Weise müsste es sich dann kümmerlich durchführen lassen, auch wenn Du nichts weiter geben könntest. Ich wünschte dann aber gar sehr, wo möglich spätestens innerhalb 3 Wochen mir das Geld zukommen zu lassen.

Während ich hier schreibe, bekomme ich eben die Vorladung zum rigorosum auf den Abend des 2ten August, nächsten Mittwoch, merkwürdigerweise gerade den Stiftungstag des Instituts. —

Was meine Verhältnisse in der Charité betrifft, so bin ich noch immer auf der Station für Geistes- und Krampfkranke. Die Geschäfte sind bei der grossen Zahl von Kranken (jetzt 149) zwischen 2 Chirurgen getheilt, von denen der Journalist mehr die Rolle des Beobachters zur Fortführung der Akten hat, während der Stationer die praktischen Geschäfte besorgt. Bisher hatte ich das erste Amt, im nächsten Monat übernehme ich das zweite. Im Ganzen behagt mir die Sache nicht so recht; es ist ein zu trübseliges Geschäft, immer mit Verrückten zu thun zu haben, während es gleichzeitig sehr anstrengend ist, seinen Geist in die verschiedensten Richtungen hineinzupassen. Freilich sind die interessantesten Charaktere unter unsern Kranken, und man macht reichliche Erfahrungen für Menschenkenntniss. Namentlich sieht man erst hier so recht, wie es fast unmöglich ist, gewisse Charaktere für sich zu gewinnen; Misstrauen nach allen Seiten ausstrahlend, sind sie unfähig, irgendwen

zufrieden zu stellen. Traurig aber ist es zu sehen, wie der religiöse Wahn, durch die höchsten Beispiele unterstützt, täglich mehr Opfer liefert, und in numerischer Beziehung nur der Onanie und dem Branntweingenuss weicht.

Mit aller Liebe

Dein Dich herzlich liebender Sohn

Rudolf Virchow.

Neue Charité, 30. Aug. 1843.

Lieber Vater,

Deinen Brief mit der neuen Geldsendung habe ich mit dem grössten Danke empfangen, um so inniger mich dieser Zusendung freuend, als der veränderte Ton Deines Schreibens mir Dein zurückkehrendes Zutrauen zeigt. Was das Geld betrifft, so kann es mir jetzt leider nicht viel helfen. Die Promotion besteht, wie Du weisst, zum grossen Theil aus der öffentlichen, mündlichen Vertheidigung der Dissertation; diese muss also bis dahin gedruckt und gebunden sein. Dies macht etwas über 26 Thlr. und ich würde Dich daher bitten, mir dies Geld bald möglichst zu besorgen. Auf der andern Seite kann ich den Druck der Dissertation nicht lange vor der Promotion selbst besorgen, da in derselben auf den Tag Rücksicht genommen werden muss. Machst Du denn einmal besondere Anstalten, so kannst Du auch wohl zum Doktorschmaus gleich zulegen. Ich weiss nicht, ob Du mir nicht vielleicht durch Jakobi von Deinem Wein so viel zusenden könntest, als dazu gehört, ein 6—7 Leute in einen gelinden Rausch zu versetzen; 2 Flaschen geringerer Qualität per Mann würden wohl ausreichen. Ich dürfte dann bloss für das Essen sorgen. Von der früheren

Sendung habe ich für allerlei Sachen 2 Frd'or einwechseln müssen, so dass nur noch 2 übrig sind; ich würde demnach wohl auskommen, wenn Du mir im Allgemeinen 25—30 Thlr. noch zugäbest. Freilich ist dabei noch kein Frack.

Was mich nun betrifft, so habe ich mittlerweile meinem Beruf einen Tribut bringen müssen. Ich schrieb Dir wohl schon, dass die Ruhr auf unserer Station endemisch ausgebrochen sei; seitdem hat sie auch mich ergriffen, und es sind einige Tage her, dass ich ein klägliches Krankenbett wieder verlassen habe. Indess geht es so ziemlich; ich muss natürlich sehr vorsichtig sein. Du kannst aber überzeugt sein, dass ich ohne die grosse, unbeschränkte Zahl der hier möglichen Mittel noch vielmehr hätte ertragen müssen. Die übergrosse Theilnahme, welche mein Leiden auf der Station, sowohl bei den Kranken als bei dem Wärterpersonal erregte, und welche mich fast nöthigte, täglich ein Bulletin auszugeben, trug nicht wenig dazu bei, mich aufrecht zu erhalten. Bei Onkel erfuhren sie nichts davon, bevor es vorbei war; allein auch da wurde ihr Mitgefühl so vorübergehend erregt, da sie eben mit dem Ordnen einer grossen Erbschaft beschäftigt waren, dass ich's nicht bedauerte, ihnen vorher keine Mitteilung davon gemacht zu haben. Ich bleibe nach der neuen Anordnung noch einen dritten Monat hier, doch weiss man es auf der Station noch nicht; ich verheimliche es, um dann den Jubel und die Ueberraschung auf einmal zu haben. Denn so wenig es mir auch Anfangs unter den Irren behagte, so finden sich doch allmählich viel Anknüpfungspunkte, und „der kleine Doktor" ist überall ein gern gesehener Gast.

Dein Aufsatz über die Diakonissen hat hier nicht viel Anklang gefunden, da er an dem allgemeinen Fehler der Börsenblätter leidet, dass er vor lauter Allgemeinheit in

der Luft schwebt. Für den Augenblick hat die Charité jetzt wieder etwas Ruhe, nachdem sie neulich von dem Erzherzog Stephan in der Gesellschaft unseres Prinzen Carl einen sehr officiellen Besuch erhielt; schwerlich kommen aber mehr Diakonissen. Die einzige Neuigkeit ist der Bau eines neuen Leichenhauses mit einer Morgue, und neuer Oekonomie-Gebäude, welche Onkel wieder besorgt.

Eins hat mich in Deinem Briefe betrübt, nämlich, dass Du gar nichts von Deinen Feldarbeiten und sonstigen Geschäften schreibst; ich bin noch lange nicht dafür erstorben. Grüsse Alles herzlich und lasse es Dir wohlgehen.

Dein

Rudolf.

Charité, 3. October 1843.

Lieber Vater,

Mit dem grössten Danke zeige ich Dir nicht bloss die Ankunft der 30 Thlr., sondern auch den Empfang der Weinkiste an, welche letztere jedoch nicht per Eisenbahn gegangen war. Leider kann ich Dir noch nicht meine Promotion anzeigen. Während ich die Dissertation schrieb oder schreibe, denn es fehlt ihr noch die Vollendung, kamen mir immer so viel neue Fragen, dass ich stets neue Studien machen musste. Indess soll es nun in wenigen Tagen so weit sein. Mittlerweile bin ich zu recht gelegener Zeit auf die Abtheilung für innerlich Kranke in der alten Charité versetzt worden, welche unter der Direktion des Prof. Geh. Rath Wolff steht. Man muss nämlich zwei Monate auf der Abtheilung gewesen sein, um eine der beiden medicinischen Kliniken, von denen Wolff selbst die eine, Schön-

lein die andere leitet, zu bekommen. Da nun gerade über 2 Monate ein Wechsel in dieser Station stattzufinden pflegt, so ist es wahrscheinlich, dass mir (wir sind nur unserer zwei neu zugekommen) eine von beiden Kliniken zugedacht ist, was unter uns für eine ehrenhafte Bevorzugung gilt. Jetzt habe ich die zweite Weiber-Abtheilung, welche im Ganzen ein unerfreuliches Bild darbietet; ich habe einen grossen Saal, in dem sich nur Gebärmutterkrebs, Lungenschwindsucht und Gehirnerweichung findet. Mein Abgang von der Melancholie war im Ganzen recht rührend; ein grosser Theil der Kranken begleitete mich noch bis zur Pforte.

Einen Geldpunkt betreffend, so wurde mir vor einiger Zeit vom Institut die Frage, ob ich schon promovirt sei, und als ich verneinte, wurde mir geantwortet, es geschähe diese Frage in Folge einer Anfrage von Köslin. Es scheint also, als wolle man darauf eingehen. Vorläufig reiche ich wohl mit meinem Gelde.

Deine Frage nach den Blutegeln, die bei uns weggeworfen werden, muss ich verneinen. Jedes Stück, selbst todt, muss der Controlle halber wieder abgeliefert werden.

Was die Verwandten betrifft, so bin ich bei Deinem Bruder noch nicht gewesen. Wahrscheinlich aber werde ich ihn nach der Promotion aufsuchen. Seine Helme und (W)affenröcke — wie man hier sagt, — finden im Ganzen viel Anklang, und er ist gewiss sehr stolz darauf, seine Erfindung in aller Munde zu sehen. Onkel Hesse war vor Kurzem zur Architekten-Versammlung nach Bamberg, von wo er einen Ausflug nach München und Regensburg unternahm; mittlerweile war der Kaiser von Russland hier gewesen, und er war eines Ordens quitt gegangen. Seine Familie gedeiht recht gut. — Lebe recht wohl, er-

zähle mir bald von Deinen Aeckern und lasse es Dir recht wohl gehen. Dein

Dich herzlich liebender Sohn
Rudolf.

Charité, 25. October 43.

Mein gütiger Vater,

Wie vielen Dank muss ich Dir wieder bei Gelegenheit Deines letzten Briefes, den ich heute empfing, sagen, nachdem ich noch nicht einmal für Deine früheren Geschenke gedankt habe. Du mühst Dich immer fort ab, mich zu unterstützen, und ich kann keine Lage erlangen, in der ich Deiner Hülfe entbehren könnte!

Ich übergehe vorläufig die Beantwortung Deiner Aufträge, von denen erst ein Theil besorgt ist, um vorerst von mir zu sprechen. Endlich ist der Schritt gethan, der an sich eine leere und nichtige Formalität, doch die grössten Consequenzen für's Leben nach sich zieht — ich bin Doktor der Medizin und Chirurgie geworden. Nachdem die ermüdende Menge von Laufereien, welche namentlich der Druck der Dissertation nöthig macht, endlich geschehen war, erfolgte am 21. Oktbr. um $12^1/_2$ Uhr in der Universität der feierliche Akt, die letzte Amtsthätigkeit des abgehenden Decans der medicinischen Fakultät, des berühmtesten Physiologen der Welt, Johannes Müller. Der Vorgang dabei ist der, dass am Tage vorher ein Exemplar der Dissertation mit den zu vertheidigenden Thesen am schwarzen Brette der Universität angeschlagen wird. Bei der Feierlichkeit selbst wird nun zunächst die Dissertation nebst Thesen in lateinischer Sprache gegen die Angriffe der Opponenten vertheidigt. Diese Opponenten sind vornämlich 3, welche

man sich aus der Zahl seiner Freunde erwählt; dann kann jeder vortreten, dem es beliebt, denn der Akt ist öffentlich und mündlich, wie es recht ist. Mir opponirten 3 Doktoren, mein alter Freund Zimmermann aus Köslin und meine Collegen Fouquet und ..... Aus den Zuhörern erhob sich ein anderer unserer Collegen, mit dem wir sämmtlich auf gespanntem Fusse stehen, sehr eifrig, indess schlug ich sämmtliche Angreifer zu Boden. Nun betrat der Decan den Doktorstuhl, und nachdem er meine Verdienste gehörig in's Licht gesetzt, promovirte er mich feierlich zum Doktor, mit allen den Rechten und Privilegien, wie sie einem solchen unter gebildeten Nationen zugestanden würden. Darauf schwor ich ihm den alterthümlichen Doktoreid zu, den ersten, den ich je geleistet, betrat nun ebenfalls den Doktorstuhl und schloss die Ceremonie mit einem Gebet. — Am Tage darnach gab ich dann meinen Doktorschmaus auf dem Gesundbrunnen, einer angenehmen ländlichen Anlage, $^1/_4$ Meile vor der Stadt. Neun meiner näheren Freunde waren zugegen, und umnebelten ihren Geist mit Deinem Wein, zu dem ich noch einige Flaschen leichten Rheinweins gekauft hatte. Alle lassen Dir ihren herzlichsten Dank für den schönen Wein sagen, der ihren grössten Beifall fand; sie wünschen nur, dass Du öfters solche Sendungen machen möchtest. Wir kamen erst gegen 3 Uhr wieder nach Hause, und da noch einige Flaschen der Bowle mitgebracht waren, so gaben die Collegen von der neuen Charité, welche alle mitgewesen waren, am folgenden Morgen noch ein solennes Frühstück. Wir hatten nämlich den grössten Theil des weissen und allen rothen Wein beim Essen getrunken, liessen dann den Champagner folgen, und machten endlich aus dem Ueberrest und den zugekauften eine Bowle. So war dieser Tag beendet.

Was nun mein unsterbliches Werk betrifft, von dem ich Dir einige Exemplare schicken werde, so handelt es über die Natur des Rheumatismus im Allgemeinen, über welche ich meine eigenen Ansichten habe, und insbesondere über den Rheumatismus der Hornhaut, der vordersten durchsichtigen Haut des Auges. Ich habe viel über die dazu nöthigen Gegenstände studirt, und man sieht es der kleinen Schrift nicht an, wie mühselige Vorstudien dazu nöthig waren. Leider war der Raum nicht ausreichend, meine ganze Arbeit aufzunehmen, denn der Buchdrucker druckt für 17 Thaler nur 2 Bogen. Vor dem Schriftchen steht die Dedication an Grimm, welche ich ihm schuldig zu sein glaubte, da er mich verschiedentlich gefördert hat. Hinter demselben folgt ein kurzer Abriss meines Lebens, wo auch Dein Name gebührend erwähnt ist; auch Mutterns.

Am Abend des 26.

Deine Bestellungen hätten sich vielleicht früher machen lassen, wenn ich die gehörige Zeit dazu hätte, sie auszurichten. Indess bin ich jetzt fast mehr beschäftigt, als ich auszuführen vermag. Meine Station, die zweite Abtheilung innerlich kranker Weiber (von denen ich den Amtstitel „zweites Weib“ führe) ist an sich jetzt sehr stark, da der Zugang neuer Kranken jetzt so stark ist, dass wir kein einziges Bett auf der ganzen Weiberabtheilung mehr unbesetzt haben. Nun muss einer meiner Collegen, der Blutspeien bekommen hat, das Bett hüten, und ich habe bis zum 1ten seine Station, die zweite Männerabtheilung, noch mit übernommen. Beide zusammen mögen wohl 150—160 Kranke enthalten, von denen ein Theil sehr schwer krank ist. Es liegen nämlich in meinem Bereiche die beiden grossen Wachsäle, wo Tag und Nacht gewacht wird. Meine

Thätigkeit ist nun gewöhnlich die, dass ich um $6^1/_2$ Uhr Morgens lossteige und gegen $11^1/_2$ zur Ruhe komme; Nachmittags von 4—$8^1/_2$ oder 9 Uhr; Nachts mache ich dann noch einen Besuch auf den Wachsälen. In der Zwischenzeit habe ich dann Gelegenheit, mich mit der Anfertigung der Krankenjournale zu beschäftigen, denn über jeden Kranken wird ein besonderes, ausführliches Journal geführt. Der Stabsarzt, der mich bedauerte, wollte Hülfe aus dem Institut heranziehen, indess habe ich es abgelehnt, da der erste vor der Thür ist. Hätte ich nicht noch eine Flasche Wein von meinem Doktorschmaus übrig gehabt, so hätte ich es in den ersten Tagen Morgens kaum ausgehalten. Jetzt geht es schon, nachdem ich mich gewöhnt habe, mit Weissbier. Da unser Mittag sehr reichlich ist und ich regelmässig ein grosses Stück Braten zum Frühstück habe, so lebe ich ganz englisch; Morgens um 8 Uhr geniesse ich schon Fleisch und Bier. Ohne ein solches Leben wäre die Anstrengung auch nicht auszuhalten. Man lernt hier, Zeit und Gedächtniss zu Rathe zu halten; es ist namentlich in letzter Beziehung kein Kinderspiel, dem Stabsarzte bei jedem Kranken genau über sein Befinden Rechenschaft zu ertheilen.

Am 27. Octbr.

Endlich kann ich zu Deinen Geschäften übergehen, deren Besorgung auf keine Weise früher fertig werden konnte. Ich bin heute wieder erst um $12^1/_4$ Uhr von der Visite gekommen.

Theiss antwortet Dir selbst im beiliegenden Briefe.

Tarockkarten, Spardochte und Rübensamen erfolgen anbei.

Dein Brief an Krüger und Petersen ist schon gestern

abgegeben; heute schicke ich alles zu ihnen, damit die Geschichte abgehen kann. Ueber die Bezahlung weiss ich noch nichts.

Die Quittung liegt bei, von Wiebel legitimirt. Leider ist beim Siegeln allerlei passiert, was nicht hübsch sieht.

Endlich schicke ich Dir einen Abdruck meines auf Pergament gedruckten Diploms, und einige Exemplare meiner Dissertation. Das Prachtexemplar wollte ich Dir widmen; ich wünschte, ich könnte all mein Dankgefühl dazu legen. Wieviel Geld und Mühsal wiegt das kleine Bändchen auf! Die 3 anderen guten Exemplare überreiche in meinem Namen und mit meinem Danke an Lüdden; geringere lege ich für Schröder, Häger, Brewing, die Pfaffen und sonstige beliebige Leute bei.

Zuletzt erfolgt der Brief von Sodemann zurück. Dem guten Manne gedenke ich noch selbst zu antworten. Dir selbst hätte ich noch viel zu sagen über die viele Mühe, mit der Du auch dies Geschäft wieder durchgeführt hast, und die ausdauernde Geschicklichkeit, mit der Du operirtest. Das Geld steht natürlich ganz zu Deiner Disposition, und ich bescheide mich nach den grossen Opfern, die Du mir gebracht hast, gern. Die Summe, welche Du mir jetzt schicktest, kam überaus gelegen. Einestheils muss ich mir durchaus ein Zahnbesteck anschaffen, und anderntheils ist es nöthig, dass mein Schneider einmal wieder eine grössere Summe erhält. Ich habe mir zur Promotion einen neuen Frack im Phantasie-Geschmack machen lassen, über den Schivelbein gewiss ausser sich gerathen würde, den indess die alte Bauräthin ganz nach dem Modejournal fand.

Deine Erfolge im Ackerbau freuen mich höchlichst. Ich hatte immer gehofft — und, wenn ich nicht krank geworden

wäre, wäre es sicherlich auch geschehen — Euch im Herbst, vielleicht zu meinem Geburtstag einmal besuchen zu können, und dann Kartoffeln buddeln zu helfen. Es liess sich nicht recht ausführen. Jetzt ist es in diesem Jahre nicht mehr möglich. Im nächsten wird es aber, oder es müssten Wunderdinge passiren, gewiss geschehen. Deine Gesundheit scheint sehr wohl zu gedeihen bei Deinem bewegten Leben, wie ich denn auch ganz wohl bin. Unsere Verwandten hier habe ich wenig gesehen bei der vielen Arbeit. Deinem Bruder werde ich in diesen Tagen einmal meine Aufwartung machen, um ihm meinen Grad anzuzeigen. Zu Hessens, die sich ziemlich wohl befinden, bin ich heute Abend eingeladen.

Nun lebe recht wohl, und möge es Dir immerfort so gut gehen, als Dein Sohn es wünscht.

Rudolf Virchow.

Briefe aus dem Jahre 1844.

Charité, am 8ten März 1844.

Lieber Vater,

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . Mit dem nächsten Monate gehen diejenigen meiner Collegen, mit welchen ich zusammen in die Charité kam, zum Regimente. Auch mein jetziger Stabsarzt geht in wenigen Tagen als Regimentsarzt nach Saarlouis. Von den vielen und wunderbaren Veränderungen

in dem höheren Personal des Militair-Medicinal-Wesens hast Du gewiss schon gehört. Nach dem Tode des 2ten Gen.-Stabsarztes Büttner trat in seine Stelle der bisherige Generalarzt Lohmeyer, Grimm wurde Generalarzt, wenn ich so sagen soll, à la Suite des Generalstabes, d. h. ohne etwas zu thun zu haben; an seine Stelle in dem Fr.-Wilh.-Institut trat ein alter Regts.-Arzt, Eck. Du siehst, Grimms Carriere ist eine der rasenden, denn seine jetzige Stellung erscheint rein transitorisch, um ihn bei nächster Gelegenheit zum Gen.-Stabsarzt zu machen. Gleichzeitig beräth man über verschiedene Reformen im Medicinalwesen überhaupt, und über die Stellung der Militärchirurgen insbesondere. Man gedenkt namentlich denen, welche promovirt und cursirt sind (das Staats-Examen gemacht haben), die freie Praxis zu gestatten, was bisher erst den Bataillonsärzten gestattet war. Da ich dann wahrscheinlich binnen 2—3 Jahren cursiren könnte, so wird die Wahl meiner künftigen Garnison etwas bedeutungsvoller. Ich für meine Person habe nun für jetzt noch keinen besondern Plan, als wo möglich zur Cavallerie zu gehen. Vielleicht findest Du in diesem Punkte noch besondere Veranlassung zu gutem Rathschlag, und ich wende mich um so vertrauensvoller an denselben, als die Sache von Bedeutung ist. Mein langjähriger College Fouquet, mit dem ich jetzt wieder zusammenwohne, und seine Mutter laden mich dringend ein, nach Düsseldorf zu gehen. Da in unserer Nähe (Belgard, Greiffenberg, Treptow etc.) keine Stelle offen wird, so ist es am Ende gleichgültig, ob wir 20 oder 100 Meilen von einander entfernt sind, da Urlaub bei der Cavallerie immer selten zu erlangen ist. Indess verlohnte es sich doch vielleicht, wenn sich in der Nähe eine Stelle auffinden liesse, bei der möglicherweise durch Privatpraxis etwas zu verdienen wäre. Jedenfalls hoffe ich zu

Michaelis einen vierwöchentlichen Urlaub zu erhalten, um Euch dann besuchen zu können. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . Sonst bin ich fast garnicht ausgewesen, es sei denn hin und wieder zu den grossartigen Studenten-Versammlungen, in denen sich jetzt die politischen Zeitfragen reflektiren u. von denen, sowie von einigen anderen Erscheinungen von allgemeiner Bedeutung ich Dir nächstens mehr mittheilen will.

Dein treuer Sohn

Rudolf.

Charité, am 4ten Juni 1844.

Lieber Vater,

Wenn Du meinst, dass ich durch meine Geheimnisskrämerei den Plan, zur Garde und später in's Avancement zu kommen, verbergen wollte, so irrst Du. Solches Streben, u. namentlich durch direkte Bitte, war mir immer fremd und ich habe mich schon früher darüber gegen Dich ausgesprochen, dass ich es nicht für ehrenhaft halte. Ueberdies ist es ein altes Gesetz, das soviel ich weiss nur einmal krankheitshalber übersehen worden ist, dass keiner von uns von vornherein in Berlin dienen darf. Die Bestimmung zum Avancement erfolgt immer erst nach 2—3 Dienstjahren und es ist völlig gleichgültig, ob man diese bei der Garde oder anderswo abgemacht hat. Demgemäss wünsche ich auch nicht, dass Du Dich irgendwie jetzt für mich verwenden mögest. Was mich zum Stillschweigen bestimmt, war einestheils ein bestimmtes Versprechen, anderntheils

die Besorgniss, dass auf irgend welchem Wege ein voreiliges Gerücht meine besten Hoffnungen gefährden möchte. Indess will es mich doch unrecht bedünken, vor Dir etwas zu verheimlichen, was meine Zukunft so nahe angeht, und ich will Dir daher die Angelegenheit mittheilen, aus der Du vorläufig aber noch immer ein Geheimniss machen musst. Du weisst, es sind 19 Chirurgen-Stellen in der Charité. Von diesen ist eine, das Aufnahme-Bureau, vor einigen Monaten eingegangen, und man beabsichtigt, an deren Stelle eine Station für chemische und mikroskopische Untersuchungen einzurichten. Diese ist ein dringendes und vielgefordertes Bedürfniss, und es sind manche, in der Wissenschaft schon bekannte Candidaten dazu da. Der Militair-Medicinalstab will aber natürlich dieselbe gern einem ihrer Zöglinge geben und keinen Civilarzt in ihr Gebiet eindringen lassen. Grimm machte mir nun den Vorschlag, dieselbe anzunehmen, und da ich nicht zögerte, so musste ich sogleich daran gehen, mich vorzubereiten, was freilich keine Kleinigkeit ist. Seit längerer Zeit treibe ich nun schon chemische Operationen im Laboratorium des Prof. Lindes und habe einen mikroskopischen Cursus unter Leitung des Prosektors der Anatomie durchgemacht. Zu Michaëlis müssen diese Vorbereitungen bis zu einem gewissen Grade gediehen sein, und ich habe dann die Aussicht, noch circa $2\,^1/_2$ Jahre in meiner bisherigen Stellung mit etwas verändertem Ansehen zu verbleiben. Da indess die bestimmte Erlaubniss von den bestimmenden Behörden noch fehlt, auch der Medicinalstab mit dem Antrage nicht eher hervortreten will, als bis er sagen kann, hier ist der passende Mensch dazu, so ist ein Scheitern der Hoffnung noch immer möglich. Ob ich pekuniäre Verbesserung zu erwarten haben dürfte, steht dahin, da ich als Compagnie-

Chirurg ja nicht besser gestellt wäre. — Soweit die Zukunft. Meine jetzige Lage würde sehr angenehm sein, wenn ich etwas mehr Geld hätte. Kannst Du es möglich machen, so schicke mir noch im Laufe dieses Monats 20 Thlr. Ich weiss freilich, dass die Zeit sehr ungünstig ist, indess habe ich mich so sehr zusammengehalten, als es mir möglich war. — Meine Stellung als Charité-Chirurg ist in diesem Augenblick eine Sinecure. Nachdem ich alle Stationen durchgemacht habe, verwalte ich jetzt das Leichenhaus, was aber nur ein Name ohne besondere Bedeutung ist. Zum erstenmal seit langer Zeit habe ich mich jetzt wieder in's Freie und weiter hinausgewagt, aber leider überall nur geringe Aussichten für die Erndte gefunden. Wie ist es bei Euch? Ich sehne mich recht sehr, wieder auf den Stätten Deiner Thätigkeit herum wandern zu können. Bis dahin lebe recht wohl. Dein Dich herzlich

liebender Sohn

Rudolf.

Charité, am 17ten September 44.

Lieber Vater,

Nach den zärtlichen Beweisen von Liebe, die Du mir noch zum Abschiede gegeben hattest, wurde mir meine Reise doppelt schwer, und ich war bis hierher nicht recht für Geselligkeit empfänglich. Wie streitenden und wie heftigen Gefühlen musste ich Dich auch überlassen! Wenn ich Dir etwas Tröstliches auf Deinem schweren und sonst so einsamen Wege sagen kann, so mag es die erneute Versicherung sein, dass ich Deinen Lehren und Ermahnungen, soweit es in meinen Kräften steht, jedenfalls nachzuleben bemüht sein werde, und dass ich die Gesinnungen der

Sohnesliebe, wenn ich sie auch weniger lebhaft zu äussern vermag, doch gewiss im Herzen stets auf's innigste festhalte. Täglich denke ich Deiner sorgenvollen Bemühungen und Deines stillen Kummers, und immerfort hoffe ich auf glücklichere Tage, die auch den einen unseligen Punkt des Zwiespalts unter uns wegnehmen möchten.

Meine Angelegenheiten fand ich bei meiner Rückkehr äusserlich ziemlich unverändert, und noch jetzt warte ich auf definitive Entscheidung. Das Referat über die Sache bei dem Minister Eichhorn hatte Schönlein als vortragender Rath gehabt, und dies war, wie sich voraussehen liess, ein ungünstiges. Schönlein beschäftigt schon seit langer Zeit in seiner Clinik zwei Männer, die bis jetzt unentgeltlich arbeiteten, deren fixe Anstellung er aber wünscht. Er hatte also diese Gelegenheit zu einem solchen Antrage benutzt, und auf alle Fälle sich meine Bemühungen, soweit sie seine Clinik angehen könnten, verbeten. Der Minister selbst hatte nun noch den Grund aufgestellt, dass eine solche Verwendung des Militär-Personals garnicht in dem Plane des Institutes läge. Der einzige, der die Sache nun energisch aufgriff, war der Generalarzt Eck, zeitiger Direktor des Instituts. Er liess den Minister bedeuten, dass der Generalstabsarzt, wenn er wollte, die Angelegenheit selbständig ordnen könne, dass er, der Minister, dieselbe nicht zu hindern vermöge, dass man vielmehr nur seine freundliche Mitwirkung habe in Anspruch nehmen wollen. Wolle Schönlein mich nicht, so werde man mich ihm nicht aufdrängen; die Charité böte ausserdem schon Material zu Untersuchungen genug. Der Minister war mittlerweile nach Königsberg gereist, wo er die fürchterlichsten, öffentlichen Kränkungen erlitten. In dieser Zeit nahm sich der Geh. Medicinalrath Schmidt, dessen Rath der Minister häufig

in Anspruch nimmt, und der mich persönlich kennt, der Sache an, und wie ich höre, wird der Bescheid wenigstens vorläufig ein günstiger sein. . . . . .

. . . . . .

Dein Sohn Rudolf.

Neue Charité, 29ten Novbr. 1844.

Lieber Vater,

Meine Lage hat sich positiv, wenn ich so sagen soll, gesetzlich wenig geändert; ein definitiver Bescheid fehlt — und doch hat sie sich innerlich mehr gefestigt. Sicherlich werde ich nun wohl bis Ostern bleiben, und dann wird vielleicht die Dringlichkeit der Zeit zu einem Entschluss zwingen. Der Minister und Schönlein halten an ihren Candidaten, die übrigen dirigirenden Aerzte der Charité und der Medicinalstab will mich halten. Mittlerweile hat namentlich Jüngken mich gewissermassen öffentlich aufgenommen; er verlangt meine fortwährende Anwesenheit in seiner chirurgischen Clinik und beschäftigt mich vielfach, sowohl nach der chemischen, als mikroskopischen Seite hin. Ich erlange allmählich auch einige chemische Apparate, so dass ich kleinere Untersuchungen auch hier zu Hause anstellen kann. Bei den anatomisch-mikroskopischen Untersuchungen unterstützt mich und leitet mich besonders der Medicinalrath Froriep, der Prosektor der Charité; auf seinen Rath habe ich mir ein specielles Thema zur genaueren Erforschung ausgewählt. Namentlich nach grösseren chirurgischen Eingriffen, z. B. Amputationen kommt sehr häufig die sogenannte Venenentzündung vor, ein Zustand, der sich durch den Uebergang von Eiter in das Blut und

Verstopfung der blutführenden Gefässe äussert, und meistentheils den Tod des Kranken herbeiführt. Die Vorgänge bei dieser Krankheit sind durchaus dunkel, und doch scheinen sie für eine Reihe anderer Untersuchungen den Anknüpfungspunkt zu bilden; es ist also der Mühe werth, etwas Genaueres darüber festzustellen. — Mein Befinden ist bei diesen Beschäftigungen, die mich den grössten Theil des Tages auf den Beinen halten, sehr gut, und obwohl ich in dem schlechten, trüben Wetter meine Augen sehr anstrengen muss, so scheinen sie doch nicht schlechter geworden zu sein. Mein Hauptwunsch ist jetzt, und Froriep erklärt das für durchaus nöthig, Englisch zu lernen, und deshalb vorzüglich wollte ich Dich bitten, mir, wenn es Dir möglich ist, zum nächsten Monat noch etwas Geld zu schicken. Gerade jetzt ist die Journal-Literatur Englands und Frankreichs für meine Zwecke so reichhaltig, überall beginnt ein so eifriges Treiben in dieser Richtung, dass man die Originalsprachen kennen muss, um diese erst spät in Uebersetzungen erscheinenden Sachen zu lesen.

. . . . . .

. . . . . .

Lebe recht wohl. Dein Dich herzlich liebender Sohn

Rudolf.

Charité, am 15ten Dezbr. 1844.

Lieber Vater,

. . . . . .

. . . . . .

Während Ihr den Postmeister verloren habt, dessen Tod ich um der Familie willen herzlich bedaure, hat man hier den Bürgermeister Tschech fast heimlich vom Leben zum Tode

gebracht. Die Urtheile darüber sind natürlich sehr verschieden, zum Theil extrem verschieden; mag jeder das mit sich selbst ausmachen. Dass aber die an sich schon verwickelte Lage der Dinge dadurch nicht lichter wird, sieht ein jeder ein; die unsinnigen Religionsstreitigkeiten, die täglich steigenden politischen Differenzen, die durch unsere Vereine wahrscheinlich vergeblich bekämpft werdenden socialen Uebel gestalten sich allmählich drohender; die Gesellschaft wird sich endlich der Schrecken bewusst, die gegen sie anrücken, und die Opfer, welche der Uebermuth der gewalthabenden Partei täglich fordert, machen die Gemüther nur verbissener.

Wer weiss, was das neue Jahr bringen wird? Das ist eine Frage, die man seit 4 Jahren mit immer grösserem Bedenken zu beantworten wagen darf. In Pommern will man freilich noch nicht sehen, aber man kann sich auch keinen Antheil an dem zuschreiben, was schon errungen ist. Gewiss ist es interessant, eine solche Zeit geistiger Kämpfe voller Bewusstsein mit durchzumachen, und wenn ich Dir einen recht herzlichen Glückwunsch zu Deinem bevorstehenden Geburtstage darbringen dürfte, so ist es der, dass Du noch in voller Gesundheit ein Ende dieser Kämpfe erleben und Dich an der Errungenschaft des freien Geistes freuen mögest. Unser Streben ist freilich verschieden, allein es will unter jeder Form doch den Fortschritt. Mein störrisches Wesen hat bei diesem Streben oft die kindliche Ehrfurcht erschüttert; ich bitte deswegen um Verzeihung. Meine eigenen Vorwürfe strafen mich oft genug deshalb, indess um sich selbst ganz beherrschen zu können, muss man ein Weiser sein. Mag daher meine unüberwindliche Neigung zu selbständiger Thätigkeit und mein verschlossenes Wesen die Liebe zu Dir verbergen; sie wird immer so gross

sein, als die Bewunderung Deines unermüdlichen und umsichtigen Schaffens. Möge das neue Lebensjahr Dir neuen Segen bringen und Dich gesund erhalten.

Dein Rudolf.

Briefe aus dem Jahre 1845.

Charité, am 9ten Mai 1845.

Lieber Vater,

Diesmal bist Du es, der auf sich warten lässt; Du willst mir, wie es scheint, mit gleicher Münze lohnen. Mittlerweile ist Görcke's Geburtstag am 3ten Mai gefeiert und meine Rede gehalten worden. Wie ich Dir schon geschrieben zu haben glaube, enthielt sie ein förmliches medicinisches Glaubensbekenntniss, mit oft nicht kraftlosen Angriffen auf die Gegner der heutigen Richtung. Eck hatte sie mit seltener Liberalität durchgesehen, und mir fast alles stehen gelassen, was ich selbst vielleicht bei einem andern gestrichen haben würde, wenn ich in einer der seinigen ähnlichen Stellung mich befände. Er tadelte nur die Haltung des Ganzen und den Ton an manchen einzelnen Stellen; es klänge oft so, meinte er, als wenn ich Mitglied der Academie von Frankreich wäre. Du kennst diesen alten Fehler. Dennoch scheint der Eindruck bei den anwesenden Militärärzten, denn nur solche waren zugegen, nicht übel gewesen zu sein. Viele der Stabsärzte drückten mir nachher ihren Beifall aus. Die beiden Generalstabsärzte, Wiebel und Lohmeyer waren nicht zugegen. Wiebel, der seit längerer Zeit krank ist, liess mich 2 Tage später zu sich rufen, um

sich die Rede von mir vorlesen zu lassen. In seinem Vorzimmer stiess ich auf Lohmeyer, der mir die Hand reichte und sagte: Ich habe Ihre schöne Rede gelesen und mich recht herzlich darüber gefreut. Wiebel, der sehr sprechlustig war und mich über zwei Stunden aufhielt, erkundigte sich auch nach meiner Verwandtschaft mit Deinem Bruder, und meinte dann: wir beide machten unsere Familie recht „berühmt"!, worauf ich ihm erwiderte: unser Streben sei nicht Ruhm, sondern Nutzen u. s. w. Soweit stehen also die Sachen gut. Ueber den Druck der Rede ist noch nichts entschieden, doch scheint Eck einer solchen Veröffentlichung von ihm gebilligter Grundsätze nicht geneigt. Mein nächstes Streben geht nun in der Charité auf Erlangung einer eigenen Wohnung, beim Medicinalstabe auf die Erlaubniss, im Winter cursiren zu dürfen. Diese Angelegenheit hat nun wieder eine pekuniäre Seite, mit der ich leider wieder bei Dir anfangen muss. Meine Gründe, jetzt schon das Staats-Examen machen zu wollen, schlagen aber auch dahin; einmal hindert mich nach Vollendung desselben keine Rücksicht mehr, zu schreiben, was und wie ich will; das anderemal könnte ich dann irgendwelche Privatcurse halten, wozu ein grosses Bedürfniss vorliegt und wozu ich Material genug habe. In beiden Fällen kann ich das Geld wenigstens zum Theil wieder erlangen. Das absolvirte Examen giebt überdies meiner Stellung mehr Halt. Die Frage concentrirt sich also dahin, ob es Dir möglich sein würde, im Fall ich die Erlaubniss zum Staats-Examen bekomme, mir zum November eine Summe von vielleicht 80 Thlr. zur Disposition stellen zu können. Jetzt, glaube ich, würde ich damit bequem auskommen; später, nach meinem Weggange von Berlin, würde es mich unverhältnissmässig mehr kosten. Ich habe den Gedanken viel erwogen, da ich Dir gerne eine

so erhebliche Ausgabe noch erspart hätte, aber Alles zusammengenommen, scheint mir dieser Weg noch der erspriesslichste . . . . . .
. . . . . .
. . . . . Viele Grüsse, lieber Vater, und ein herzliches Lebewohl.

Dein Rudolf.

Charité, 24ten Juli 1845.

Lieber Vater,

Dein letzter Brief war eben nicht sehr freundlich, doch will und darf ich nicht mit Dir darum hadern. Es ist allerdings wahr, dass ich fast jedesmal Geld fordere, wenn ich schreibe, allein meine Schuld ist es eigentlich nicht. Es ist schlimm genug, dass jemand, der sich redlich abgequält hat, in meinem Alter noch der elterlichen Hülfe bedarf. An einer Eisenbahn verdienen junge Männer meines Alters in einem Tage soviel als ich in einem Monat. Freilich möchte ich nicht mit ihnen tauschen, denn ich liebe die Medicin jetzt mehr als je; aber Du wirst einsehen, dass dies wirklich unerhörte Proletariat mich auf die Ursachen eines solchen Zustandes zurückblicken lässt. Ein Zimmergeselle verdient täglich 16 sgr. und ich 5 sgr. Dass ich unter solchen Verhältnissen meine socialen Ansichten nicht ändern kann, liegt sehr nahe, wenn ich nicht ausserdem durch Vernunftgründe zu demselben Endpunkte gelangte. Ich wüsste daher auch nicht, was ich in meinem Aufsatze über das Carthaus ändern sollte; namentlich die dem damaligen katholischen Redakteur anstössigen Stellen über die Religion finden in den Zeitverhältnissen eine so allgemeine Bestätigung, dass ich über ihre Vertheidigung hinwegsehen darf.

Du fragst mich nach den hochwichtigen politischen Ereignissen, die da hätten kommen sollen? Es thut mir leid, dass ich dir nicht eines Weitläufigen berichten kann, was in Königsberg bei der Anwesenheit des Königs vorgefallen ist; Du weisst vielleicht nicht, dass auf die in der Vossischen Zeitung mitgetheilte Rede Sr. Maj. die Königsberger geantwortet haben, von Gnade sei garnicht die Rede, sondern von Recht, und das verlangten sie jetzt von i h m zum letztenmal. Du übersiehst, dass der Graf von Arnim die Segel hat streichen müssen; dass man anfängt, den Ministern zu sagen, ihre Rescripte gingen nicht über das Gesetz hinaus. Die protestantischen Lichtfreunde tragen einen grossen, sehr grossen Keim in sich, denn das Licht zündet überall, auch ausser der Religion; die Lichtfreunde gewinnen jeden Tag mehr Terrain, treten immer entschiedener auf, und die Regierung macht Opposition gegen sie. Am 1sten August ist eine öffentliche Versammlung für Berlin angesagt. Ich will nicht von den Bürgerversammlungen, von den stürmischen Verhandlungen in den städtischen Behörden aller grossen Städte, von der Entschiedenheit der Industriellen und dem erwachenden Bewusstsein der Arbeiter reden, aber vielleicht ist es Dir interessant zu erfahren, dass eben jetzt wieder debattirt worden ist, ob es nicht die höchste Zeit sei, eine Verfassung zu proklamiren. Ich bin vorläufig ganz zufrieden mit diesem Zustand der Dinge; für 6 Monate ist das schon ganz hübsch.

. . . . . .

Deine Bedenklichkeiten wegen meiner Rede sind, glaube ich, zu gross. Am Sonnabend über 8 Tage, am 2ten August, feiert das Institut sein 50jähriges Jubiläum. Vor etwa 14 Tagen erhielt ich von Eck den Auftrag, noch schnell zu diesem Tage eine Rede auszuarbeiten, in der Art, wie

meine letzte gewesen. „Andere hätten ihn im Stich gelassen;“ die Pünktlichkeit und Schnelligkeit, mit der ich arbeitete, hätten ihm (sagte Eck) den Gedanken eingegeben, mich in dieser Noth aufzusuchen. Ich nehme das gern auf, denn man hat leider selten Gelegenheit, Ministern, Generalen und geheimen Räthen ins Gewissen zu reden, und ich hoffe ihnen klar zu werden. Ich täusche mich darin nicht; bei einem realen Wissen kann man heut zu Tage jedem, auch dem Hochgestelltesten, durch eine entschiedene Sprache imponiren, denn alles bis oben hin ist hohl und wurmstichig. Ich habe das Glück, die Meinung hochgestellter Aerzte gehört und die meine mit ihnen ausgetauscht zu haben; es muss jetzt auch in der Medizin anders werden. Wiebel lud mich vor einiger Zeit einmal zum Thee ein, und bedauerte es sehr, dass ich die Ansichten, welche ich in meiner Rede ausgesprochen, nicht auch praktisch prüfen könne; man müsste mir dazu in der Charité Gelegenheit geben. Leider ist sein Einfluss nicht mehr bedeutend. Es freut mich aber dabei wenigstens, Dir Ehre machen zu können, denn von den höheren Militärärzten fragt gewöhnlich jeder, wer denn mein Vater sei? Auch nach Deinem Bruder pflegen sie dann zu fragen. Der war einige Zeit nach Anklam, und hat sich zur Gesellschaft ein Paar Kinder eines Freundes mitgebracht. Mir brachte er ein sehr schönes Etui mit einem silbernen Essbesteck (Löffel, Messer, Gabel) mit, das ich nicht ausschlagen konnte, obwohl es mir lächerlich genug erschien, ein silbernes Besteck im Kasten stehen zu haben, und oft kein Geld in der Tasche. Das sind solche Neckereien des Schicksals, gegen die sich nichts machen lässt. Beinahe ebenso ist es mit dem Ruhm. Obwohl ich noch kein Sterbenswort habe drucken lassen, so weiss man doch nicht bloss in

Berlin, sondern auch in Halle, ja in Prag und Wien, dass jetzt ein Mensch in der Charité ist, dem es um die Sache ernst ist. Neulich komme ich Abends in ein Bierlokal, treffe dort eine Gesellschaft, in der mehrere junge Aerzte mir bekannt waren. Ein fremder, kürzlich angekommener, war auch darunter; man sprach von der Charité, und da meinte der, früher sei es sehr schlecht in der Charité gewesen, jetzt solle aber einer da sein, der namentlich die Sektionen sehr gut mache. Darauf entstand dann ein allgemeines Gelächter, und ich wurde dem Fremden vorgestellt. Deinem Bruder geht es so ähnlich. Ein deutscher Staat nach dem andern sucht seine Vermittlung nach, um seine Armee nach preussischem Modell zu equipiren, aber fast kein einziger giebt ihm etwas dafür. Es bleibt demnach nichts weiter übrig, als bessere Zeiten abzuwarten. Mittlerweile arbeite ich recht fleissig, gewöhnlich von 8 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends, gehe dann aus bis 11—12, und arbeite dann noch einige Stunden. Es ist aber eine wahre Danaïden-Arbeit, diese Medicin; nichts ist ordentlich untersucht, Alles muss man selbst von vornher wieder selbst durcharbeiten, und das ist soviel, dass man manchmal wirklich den Muth verliert. Hätte ich nicht das Resultat vor mir, dass ich jetzt in wissenschaftlichen Dingen von jedem in der Charité als Autorität betrachtet werde, und dass jeder meinen Angaben glaubt, so hätte ich vielleicht wirklich schon aufgehört. Ich, der ich so kurze Zeit gearbeitet, und der ich so unendlich viel nicht weiss, ich eine Autorität? Es ist wirklich lächerlich! Wie wenig müssen die erst wissen, die mich wenig Wissenden fragen! — Eck fragte mich neulich, ob ich denn Neigung verspürte, vorläufig die militärische Carriere zu verfolgen, und Grimm, ob ich mich zum Docenten für die Universität ausbilden wolle.

Ich habe ihnen gesagt, dass ich die Praxis d. h. das Militär vorzöge, und in der That sind jetzt die Aussichten sehr günstig. Ich habe, um zur Garde nach Potsdam zu kommen, noch 9—11 Vordermänner, und in diesem Augenblick stehen 4 Avancements in Aussicht. Wer könnte da zögern? Es bleiben mir ja immer alle Wege offen.

Das ist meine ganze Lage. Der Himmel hängt voller Bassgeigen, aber man hört ihren Klang auf Erden noch nicht. Ich wollte, ich könnte Dir gutes Wetter und schöne Frucht, mir immer fruchtbringende Gedanken und uns beiden einen Haufen Geld verschaffen, dann könnten wir viel machen. So bleibt uns beiden die Hoffnung auf eine bessere Zukunft und die nöthige Ausdauer, um sie zu erringen.

. . . . . .

. . . . . .

Nächstens mehr, sobald die Feierlichkeiten des 2ten Augusts vorüber sind. Viel Glück und immer Gesundheit.

Dein Rudolf.

Charité, am 27ten August 1845.

Lieber Vater,

Der Tag vom 2ten August ist sehr günstig ausgefallen. Wie Du wohl aus der Zeitung ersehen haben wirst, so war ein recht würdiges Publikum zugegen. Ausser den Militärs, unter denen sich auch Dein Bruder befand, hatten sich die bedeutendsten ärztlichen Notabilitäten Berlin's eingefunden und die früheren Eleven des Instituts, unter denen jetzt auch schon mancher Universitätslehrer, manch hochgestellter Beamter ist, waren von nah und fern zusammengeströmt. Ich hatte eine schwierige Stellung, inmitten zweier so erfahrener Redner, wie Preuss und Eck sind, zu

sprechen. Indess hatte ich den Gegenstand so pikant als möglich gehalten, die Ansichten über die Venenentzündung, die ich mittheilte, waren vollkommen neu und stellten alles auf den Kopf, was man bis dahin angenommen hatte, so dass man mich schon hören musste. Am Abend bei Kroll, wo ein sehr grosses und schönes Essen gehalten worden war, das unermessliche Trinken ungerechnet, hatte ich dann Gelegenheit, die Einzelnen zu hören und ihre Beurtheilungen entgegenzunehmen. Die alten Militärärzte wollten aus der Haut fahren ob so neuer Weisheit; dass das Leben so ganz mechanisch construirt werden sollte, schien ihnen vollkommen umwälzerisch, wenigstens ganz unpreussisch; da müsste doch noch so eine Art von Heiligenschein drum bleiben, damit man ein wenig geblendet würde und die Dinge nicht klar ansehen könne. Der Geh. Rath Busch von hier, Direktor der geburtshülflichen Klinik, hatte gesagt: „Nun, haben Sie es gehört? wir wissen also garnichts mehr!“ Dagegen hatte ich dann die Freude, von einem sehr ehrenwerthen und vorurtheilsfreien Gelehrten, dem Geh. Rath und Regts.-Arzt Betschler, Direktor der geburtshülflichen Klinik in Breslau gegen die Anhänger des historischen Schmutzes mit der grössten Energie und einer oft beissenden Beredsamkeit vertheidigt zu werden. Ideler, der Direktor unserer Irrenanstalt in der Charité, der mich immer aufgezogen hatte wegen meiner Neuerungen, gestand zu, dass dieser Weg, ernstlich verfolgt, doch zu grossen Resultaten führen müsste, wenn er auch nicht der allein richtige sei; das Detail dieser Unterhaltung dauerte von 10—12 Uhr Abends. Genug, der Tag war für mich doppelt wichtig; einmal der Anerkennung wegen, die immer schmeichelt, und namentlich im Beginn einer Laufbahn stets so schwer zu erringen ist, und dann, weil ich die Leute

nie für so dumm gehalten hätte, als mir das an diesem Tage klar geworden ist. Man darf keinen einzigen Gedankensprung machen; jeder Schluss muss mit einer unerbittlichen Schärfe auf seinen Vordersätzen ruhen; es darf kein Ausweg bleiben, als den man selber lässt. Solch' ein Tag wird nur einmal geboten; ich würde es nie wieder gut gemacht haben, wenn ich ihn ungenützt hätte vorüber gehen lassen. Die Gelegenheit will am Schopf ergriffen sein. — Ob ich die Reden selbst drucken lasse, weiss ich noch nicht; man drängt mich viel dazu. Dagegen habe ich angefangen, eine Reihe eigener Beobachtungen in einer Zeitschrift, die zu Weimar unter der Redaktion des Med. Raths Froriep, meines liebenswürdigen Vorgesetzten, und seines Vaters, des dasigen Leibarztes erscheint, zu publiciren. Durch diese Dinge bin ich sehr viel beschäftigt.

Nächstdem sehe ich mich genöthigt, nochmals auf meine Cursus-Angelegenheit zurückzukommen. Der Generalstabsarzt Lohmeyer, der in Wiebels Abwesenheit die Geschäfte leitete, sagte mir: er sähe sehr wohl ein, wie wichtig es für mich sei, den Cursus gemacht zu haben, und hat mir demnach die Erlaubniss, mich bei dem Ministerium zu melden, zugehen lassen. Ich kann nun doch füglich nicht zurück, und in der That, meine ganze Zukunft würde dadurch verrückt werden. Wäre es Dir nicht möglich, mir vorläufig 40 Thlr. zu verschaffen? Die andere Hälfte hätte dann bis zum neuen Jahre Zeit. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . Nimm den Brief nicht übel, in dem nur von mir die Rede ist. Möge Dir Gesundheit und gutes Gedeihen werden.

Dein Rudolf.

Charité, am 15ten Octbr. 1845.

Lieber Vater,

Deine Güte hat mir wieder die Mittel zukommen lassen, mein Staatsexamen beginnen zu können. Indem ich Dir meinen besten Dank dafür sage, glaube ich meinen Wunsch, jetzt das Examen zu machen, am besten durch eine Darlegung dessen zu motiviren, was ich meiner Stellung für die Zukunft schuldig bin. Diese Rechenschaft schliesst sich am besten an den mit meinem 24ten Geburtstage abgelaufenen Zeitraum an. Deine Glückwünsche hat mir Mutter mitgetheilt und ich danke Dir herzlich dafür. — Die nächste Aufgabe, die ich mir gestellt habe, ist die, durch eine gewisse Reihe literarischer Produktionen eine allgemeiner anerkannte Geltung zu erlangen. Du erhältst anliegend den ersten Artikel über den Faserstoff, denjenigen Blutbestandtheil, welchem diese Flüssigkeit ihre Gerinnungsfähigkeit verdankt. Ich lege den Brief von Froriep bei, worin die Gründe auseinandergesetzt sind, weshalb die Fortsetzung nicht in diesem Blatte geschehen kann. Diese Verzögerung ist mir sehr unangenehm, da selbst in dem Falle, dass Henle in Heidelberg die Aufsätze annimmt, doch das Erscheinen erst zum Anfang des nächsten Jahres möglich ist. Meine beiden Reden habe ich an ein Blatt nach Tübingen geschickt, bin aber bis jetzt noch ohne Antwort. Sobald ich die Zeit erübrige, hoffe ich einige Arbeiten in der hiesigen medicinischen Zeitung drucken zu lassen, und gedenke einige andere an hiesige Gesellschaften einzusenden. Demnächst habe ich den Plan, im nächsten Jahre, wenn ich damit fertig werde, ein grösseres Werk erscheinen zu lassen; wo nicht, doch eine Reihe zwangloser Hefte mit verschiedenartigen Mittheilungen herauszugeben.

Mittlerweile muss ich den Cursus, das Staatsexamen, absolviren, wo freilich die Möglichkeit, durchzufallen, mir schreckliche Hindernisse bereiten würde. Mit Beendigung des Cursus wird mein Verhältniss in der Charité, wo ich nun übrigens nächstens mein eigenes Zimmer haben werde, wenn auch nicht formell, so doch faktisch ein anderes. Wie ich Dir schon früher schrieb, würde ich dann im nächsten Sommer Privat-Vorlesungen zu halten versuchen; wenn es mir möglich ist, werde ich mich auch bemühen, eine Reihe von Kranken zu meiner selbstständigen Behandlung zu erhalten. Auf diese Weise könnte ich möglicherweise eine Verlängerung meines Aufenthaltes in der Charité erzielen, obwohl diese Hoffnung jetzt so klein ist, wie überhaupt eine Hoffnung sein kann. Jedenfalls würde ich mir die Möglichkeit, auch künftig im Militär eine gewisse Bevorzugung beanspruchen zu dürfen, eröffnen; ja, ich könnte, wenn sich mir eine sonstige, günstigere Aussicht darböte, meine frühzeitige Entlassung mit Aussicht auf Gewährung erbitten.

Diese Kette von Möglichkeiten u. Hoffnungen liegt vor mir. Ich verhehle mir nicht, dass es eben nur Möglichkeiten u. Hoffnungen sind, u. dass sehr schnell ein schwarzer Strich sie alle zu vernichten vermöchte. Allein ein ernster u. besonnener Wille, ein entschiedenes Streben auf erreichbare Ziele führt öfter zum Zwecke. Eine Täuschung würde mich nicht unvorbereitet treffen, eine Erfüllung nicht übermüthig machen. . . . . Die jetzt nach Heidelberg geschickten Arbeiten sind sehr gewagte Unternehmungen; der grösste Theil ist chemischen Inhalts, u. lehnt sich gegen viele, allgemein angenommene Ansichten u. gegen die Aussprüche der ersten Chemiker auf. Eine andere, ebenso wichtige Arbeit habe ich eben unter der

Feder, u. kann sie vielleicht gleichzeitig noch drucken lassen. Sobald sie gedruckt sind, werde ich mich an Liebig selbst wenden u. an sein Urtheil appelliren. Davon hängt nun sehr viel ab. Habe ich Unrecht, wie ich natürlich nicht glaube, so bleibt mir vielleicht nur die Aussicht, die lange Chaussee der militärärztlichen Heerstrasse fortzuwandeln. Es bleibt mir dann nur das Verdienst, unter den möglichst ungünstigen Bedingungen mehr als das Gewöhnliche gewollt zu haben, u. mich von der Menge der Alltags-Menschen, wie Dein Bruder sie nennt, abgewendet zu haben. —

Dein Bruder ist jetzt sehr freundlich gegen mich u. lässt mich namentlich jeden Sonntag zum Mittag einladen. Seine Angelegenheiten sind jetzt so ziemlich durchgeführt, da die Einführung des Gepäcks in der ganzen Armee mit nächstem zu erwarten steht. Er beschäftigt sich jetzt angelegentlich mit den Tagesfragen, namentlich hat er eine grosse Sammlung von Brochüren in den religiösen Streitigkeiten aufgesammelt. Wie jeder Gebildete hier hält er entschieden zu den protestantischen Freunden, die ihre Gegner Lichtfreunde getauft u. mit dem Verdacht des Atheismus ausgestattet haben, u. so sehr er auch dem Könige ergeben ist, so ist er doch, wie ganz Berlin, auf Seiten des Magistrats. Was meine Rede anbetrifft, so hatte er zu bemerken, dass meine Stimme in einzelnen Perioden nicht laut genug gewesen sei, u. dass es besser gewesen wäre, wenn ich weniger gelesen u. mehr frei vorgetragen hätte . . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . Lebe recht wohl, lieber Vater, u. grüsse vielmals alle Bekannten.

Dein Rudolf.

Charité, 14ten Dezbr. 1845.

Lieber Vater,

Der erste Theil meines Examens, die anatomische Station, ist glücklich überstanden; der zweite, die Abtheilung für operative Chirurgie, naht heran. Ich komme daher, Dich um die zweite Hälfte des Geldes zu bitten, indem ich mich der Nothwendigkeit füge u. diesen Theil meines Briefes so früh als möglich hinter mir lasse. Es ist eine kleine Möglichkeit vorhanden, dass ich vielleicht künftighin nicht mehr nöthig haben werde, Deine ohnehin grossen Sorgen noch durch Geldforderungen meinerseits zu vermehren; diese Möglichkeit ist sehr klein, u. es wäre viel zu kühn von mir, darauf schon bauen zu wollen, allein sie hat manche Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich. . . . . Ich hatte ursprünglich vor, Dir eben nur diese Mittheilungen zu machen, da ich versprochen habe, auch gegen meinen Vertrautesten nicht über die Sache selbst zu reden, indess steht ein Vater doch noch über dem Vertrautesten, u. es drängt mich denn doch, Dir alles zu berichten. Jedenfalls wäre es aber nöthig, die allergrösste Discretion zu bewahren. . . . . Die Sache ist die: Der Med. Rath Froriep, Prosector der Charité u. Direktor des Leichenhauses, hat den Plan, den preussischen Staatsdienst zu verlassen. Privatverhältnisse in Weimar, u. der Antrag, Leibarzt des Erbgrossherzogs zu werden, über den aber noch verhandelt wird, bestimmen ihn. Noch weiss ausser mir k e i n Mensch darum; er theilte mir seinen Entschluss mit, damit ich mit mir berathen könnte, ob ich etwa den Versuch machen wolle, seine Stellung am Leichenhaus zu erwerben; es sei freilich früh für mich, aber er sage mir seine Mitwirkung zu. Vorläufig verlangte er die ausgedehnteste Verschwiegenheit, eine Forderung, die durch

seine hiesigen Verhältnisse bedingt u. deren Erfüllung nur ein Aequivalent seines Vertrauens gegen mich ist. Sollte es mir gelingen, diese Stellung zu erlangen, so ist mir für meine Zukunft, selbst die nächste, nicht bange; die pathologische Anatomie entbehrt jeder Bearbeitung in Berlin, u. es ist ein allseitiger, dringender Wunsch darnach. Ausserdem habe ich mich in der letzten Zeit hinreichend in den Vordergrund gestellt, um es wagen zu können, als Candidat aufzutreten. So liegen die Sachen, u. es ist nun mein dringendster Zweck, das Staatsexamen so sehr als möglich zu beschleunigen, um zu der Zeit, wo ich mich melde, wenn es irgend geht, doch grösstentheils fertig zu sein. Ausserdem muss ich noch verschiedene Aufsätze für hiesige medicinische Blätter schreiben, um mich einer gewissen Klasse von hohen Medicinern, die weiter nichts lesen, bekannt zu machen.

Das sind die Aussichten, mit denen ich das neue Jahr herankommen sehe. Es ist ein ehrenvolles u. für mich ein kühnes Streben; es sind Sprünge in dieser Laufbahn, von der ich noch nicht einmal weiss, ob sie in irgend einer Verbindung mit dem Militär bleiben könnte; wenn ich in dem Kampfe unterliege, so wäre es sehr schlimm, aber ich glaube, auch das würde nicht unehrenvoll sein. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Meine Wünsche, die ich Dir zu Deinem bevorstehenden Geburtstage, zum Weihnachtsfeste u. zum neuen Jahre darbringe, sind diesmal egoïstischer als je. Möchte Dir die Last, einen Sohn zu unterstützen, der nun schon so alt geworden, endlich abgenommen werden, damit Deine eigenen schönen Unternehmungen nicht mehr durch eine fortdauernde Abzugsquelle gelähmt werden! Möchte Gesundheit

und Zufriedenheit sich dann mit dem Gedeihen dieser Unternehmungen verbinden.

Dein Sohn Rudolf.

Briefe aus dem Jahre 1846.

Charité, 25. Mai 1846.

Lieber Vater,

Dein freundlicher Brief ist mir durch Herrn Iltz richtig überbracht worden. Ich kann Dir nun dagegen gleichfalls entschieden günstigere Nachrichten mittheilen. Das in den letzten Tagen aufgelöste Curatorium für die Krankenhaus- u. Thierarzneischul-Angelegenheiten hatte sich nach langem Zögern endlich entschieden, mich dem Minister vorzuschlagen. Es war sein letzter officieller Schritt. In dieser Zeit hatten wir Besuch von 2 Greifswalder Professoren, denen ich vorgestellt wurde u. welche, in reger Anerkenntniss des Zeitbedürfnisses, in den Audienzen, welche sie bei dem Minister hatten, mich auf's entschiedenste beantragt hatten. So kam es denn endlich dahin, dass der Minister den Geh. Rath Schmidt mündlich aufforderte, ihm offen zu sagen, wie er die Angelegenheit entscheiden solle; ich wurde wiederum befürwortet. Nun war die Zeit da, wo Schönlein sich entscheiden musste, nach welcher Seite er seinen Einfluss wenden sollte, u. als ein kluger Feldherr entschied er sich dahin, mich nun aktiv zu fördern. Er liess mich zu sich kommen, eröffnete mir seine nunmehrige Protektion, u. forderte mich dabei auf, einzusehen, dass er nie „gegen Personen, sondern nur gegen Sachen" sei. Demgemäss ist dann in der letzten Woche die amtliche Anzeige meiner

Bestätigung bei den Charité-Behörden eingelaufen; ich selbst bin noch ohne direkte Antwort Seitens des Ministeriums. Meine Stellung wird nun vorläufig die sein, dass ich noch Charité-Chirurg, also im Militär-Verbande bleibe u. die bisherigen pekuniären u. Natural-Revenuen beziehe, wobei man sich vorbehält, mir am Schlusse des Jahres nach Verdienst eine Remuneration zu geben. Diese Lage würde ein, vielleicht zwei Jahre dauern. Mittlerweile erwartet man zweierlei von mir. Einmal nämlich, dass ich meine Befähigung durch grössere, besonders literarische Arbeiten weiter nachweise. Sodann, dass ich mich bei der Universität als Privat-Docent habilitire. Das Erstere hoffe ich in der Zeit sehr wohl ausführen zu können; das Zweite wird vielleicht noch auf einige Schwierigkeiten stossen, da ich die erforderliche Zeit nach dem Staats-Examen (3 Jahre) noch lange nicht hinter mir habe. Ich habe noch keine Schritte in dieser Beziehung gethan, doch werde ich nächstens daran gehen.

Zunächst werde ich jetzt einen Privatcursus über pathologische Anatomie eröffnen, u. zwar werde ich schon morgen damit anfangen. Ich berechne ihn auf 2 Monate, so dass ich im Laufe dieses Sommersemesters noch einen zweiten zu halten gedenke. Der erste setzt sich zum grossen Theil aus jüngeren praktischen Aerzten zusammen; später werde ich allerdings mehr an das Bedürfniss der Studierenden denken müssen. Diese Curse werden hoffentlich pekuniär meinen Bedürfnissen genügen, so dass ich, wenn nicht besondere Umstände eintreten sollten, von jetzt ab vielleicht durch meine eigene Arbeit bestehen kann, u. die Last, die ich Dir bisher immer gewesen bin, wegfallen möchte. Indess will ich nicht zu früh prahlen, u. ich beschränke mich lieber darauf, Dir für jetzt für Dein gütiges Anerbieten,

mich noch weiter zu unterstützen, zu danken. Es soll wenigstens nicht meine Schuld sein, wenn ich in meinem Alter noch nicht einmal selbstständig existiren kann.

Immerhin bleibt meine Stellung noch mehr oder weniger prekär, u. erfordert eine gewisse Vorsicht. Vieles muss sich ändern, manches ganz vernichtet werden, was die bisherigen Einrichtungen mit sich bringen. So kämpfe ich in diesem Augenblick für die Erhaltung unserer Sammlung pathologisch-anatomischer Präparate, als einer selbstständigen, unabhängigen Institution, gegen die Forderungen, welche der Geh. Rath Müller für das anatomische Museum der Universität erhebt. Das Ministerium sieht die Angelegenheit von dem Müller'schen Gesichtspunkt aus an, u. ich muss versuchen, denselben etwas zu verrücken, wenn nicht meine Stellung in Zukunft nach dieser Seite hin eine vollkommen abhängige sein soll. Aus den Akten des Ministeriums, welche ich eben bei mir habe, sehe ich, dass die Angelegenheit sehr verfahren ist, u. ich muss auf sehr sorgfältige Abwehr bedacht sein.

Du bist so freundlich, mich zum Besuch nach Hause einzuladen. Nach dem, was ich Dir soeben mitgetheilt habe, siehst Du wohl, dass ich für jetzt nicht von dem Platze weichen darf. Ich muss immer auf neue Dinge gefasst sein. Nach dem Schluss der Vorlesungen, also etwa Ende August, wünscht der Geh. Rath Schmidt, dass ich auf einige Monate nach Prag u. Wien, den jetzigen Centralstätten der pathologischen Anatomie, gehen möchte; er meint, man müsste wenigstens dagewesen sein. . . . . Sollte sich dieser Plan verwirklichen, so hoffe ich einige Zeit zu erübrigen, um entweder vorher, oder nach meiner Rückkehr Euch besuchen zu können; wird nichts daraus, so wird hoffent-

lich gar Nichts entgegenstehen, dass ich Dich u. Deine Fluren wiedersehe.

28. 5. 46.

. . . . . Meinen ersten Cours pathologisch-anatomischer Vorlesungen habe ich vorgestern eröffnet. Ich bin ganz zufrieden. Vorläufig habe ich 8 Zuhörer, u. da 10 die grösste Zahl ist, die ich zulassen kann, weil mehr nicht sehen könnten, so ist es für den Anfang ganz genügend. Mehrere haben sich gemeldet; da ihnen aber die Zeit nicht passte, so haben sie sich für den zweiten Cours gemeldet. Das ginge also.

Viele Grüsse an die Freunde.

Dein Rudolf.

NB. Meine Adresse auf Deinen Briefen fängt an, etwas complicirt zu werden. Willst Du nicht einfach an Dr. V. schreiben? Unter diesem Titel passire ich allgemein, auch wissenschaftlich.

Charité, 13ten Aug. 1846.

Mein lieber Vater,

Du wirst hoffentlich in dieser Zeit zu viel zu thun gehabt haben, um mein wiederum so anhaltendes Schweigen übersehen zu haben. Es ging mir wieder so, dass ich Dir eine definitive Antwort über einzelne Pläne, die ich Dir früher mitgetheilt hatte, geben wollte, u. die Verwirklichung zögerte. Jetzt kann ich dies nachholen u. gleichzeitig Franz Brewing als meinen Boten benutzen.

Meine Angelegenheiten gehen, ich möchte fast sagen unberufen, sehr gut von Statten. Die Ideen, die ich von

vornherein zu vertreten gedachte u. zum Theil schon vertreten habe, Ideen, die noch vor einem Jahre hier zu Lande verpönt waren, haben, insofern sie die Medicin betreffen, jetzt einen officiellen Vertreter gefunden. Der Geh. Rath Schmidt, mein liebevoller Gönner, hat im Auftrage des Ministers einen Entwurf der Medicinal-Reform publicirt, in dessen Einleitung mit dürren Worten gesagt ist, dass es auf diese Art nicht mehr gehe, u. dass wir von den Wienern überflügelt sind. Der Entwurf selbst entspricht nicht ganz den Gedanken, deren Realisation wir wünschen müssen, aber es ist eine so grosse Annäherung an dieselben, wie sie von diesem Gouvernement nur irgend erwartet werden kann. Das Militär-Medicinalwesen muss aber in seiner jetzigen Gestalt untergehen, wenn diese Vorschläge zur That werden, u. das ist nicht mehr als billig. Mein Uebergang zum Civil-Medicinalstab ist jetzt beinahe förmlich proclamirt. — Was aber das Militär-Medicinalwesen betrifft, so wird es vieler Kämpfe bedürfen, um es zu stürzen, u. es muss eine grosse Agitation dagegen eingeleitet werden. Ich bin vor einiger Zeit zum Mitgliede des hiesigen Vereins für wissenschaftliche Medicin gewählt worden, der zum grossen Theil aus jüngeren Aerzten besteht; da berathen wir eben in ausserordentlichen Sitzungen über die zu nehmenden Schritte. Dass ich mich lebhaft daran betheilige, versteht sich nach meiner ganzen Anschauungsweise, u. ist ein schuldiger Tribut der Dankbarkeit gegen Schmidt, der mir ausser meiner ganzen jetzigen Existenz ein unverdientes Lob in seiner Denkschrift über die Reform gegeben hat. Gestern ist mir auf seine Veranlassung wieder der fällige Theil des Prosector-Gehalts zu einer wissenschaftlichen Reise nach Prag u. Wien angewiesen worden. (150 Thlr.) Der Minister ist in dem Schreiben, worin er mir diese

Mittheilung macht, sehr zuvorkommend. Ich hatte ihm einen eben erschienenen Aufsatz über die chemischen Eigenschaften des Faserstoffs überreicht, u. er bedankt sich daher zunächst für diese „Aufmerksamkeit." Zugleich benachrichtigt er mich, dass er mir „in Anerkennung meines bisherigen eifrigen Strebens" eine ausserordentliche Remuneration von 150 Thlr. bewilligt habe. Von Wichtigkeit war mir das Schreiben noch insofern, als ich dabei den officiellen Titel „interimistischer Prosector bei dem Charité-Krankenhause" erhalte. — Was nun die Reise anbetrifft, so denke ich mit dem Anfang des September abzureisen; früher kann ich nicht, weil mein pathologisch-anatomischer Cours so lange dauert. Ich werde dann aus meinen Sommer-Einnahmen noch 50 Thlr. zulegen, u. von Prag aus über München u. Tyrol nach Wien gehen. Leider werde ich wohl allein reisen müssen, was ich sehr schmerzhaft empfinden würde, abgesehen davon, dass es mich viel mehr kosten würde. Ich habe freilich noch an den Dr. Meckel in Halle geschrieben, aber es ist noch keine Antwort da.

Was meine sonstigen Beschäftigungen anbetrifft, so habe ich jetzt etwas mehr Ruhe gehabt, was aber doch ein sehr relativer Begriff ist. Unmittelbar nach Beendigung des ersten Courses, den ich gelesen hatte, habe ich Ende Juli einen zweiten begonnen, an dem schon der Medicinalrath Quinke, Mitglied der wissenschaftlichen Deputation im Ministerio u. Examinator im geburtshülflichen Examen Theil genommen hat. Ich hoffe, dass die Bureaukratie später überhaupt einen grösseren Antheil an diesen Dingen gewinnen wird. Meine literarischen Arbeiten habe ich bis zu einem gewissen Umfang beendigt: zwei Aufsätze, von denen einer ziemlich umfangreich ist, sind zum Druck abgegeben u. ich werde mich nun so weit vorbereiten

dass ich nach meiner Rückkehr unmittelbar wieder beginnen kann. Vielleicht, dass wir mit dem nächsten Jahr eine eigene Zeitschrift gründen, um uns vollkommen zu emancipiren. Das muss aber noch weiter berathen werden. — Nach meiner Rückkehr werde ich dann auch die nöthigen Schritte thun, um meine Zulassung als Docent bei der Universität zu betreiben. Lohmeyer u. Eck haben mich noch kürzlich wiederholt dazu aufgefordert, u. da auch der Decan der medicinischen Fakultät, Geh. Rath Hecker freiwillig mir eine solche Aufforderung zukommen liess, so hoffe ich keine Schwierigkeiten zu finden, obgleich ich nicht die nöthigen Qualitäten habe, z. B. nicht 3 Jahre praktischer Arzt gewesen bin. Sollte der Geh. Rath Schmidt seinen Einfluss im Ministerium behaupten, so kann ich ziemlich wahrscheinlich auf eine ausserordentliche Professur in einigen Jahren rechnen. Wo nicht, so giebt das wieder Kämpfe, und vielleicht ist das noch besser. Ich kann nun doch einmal sagen: „Meine Zeit in Unruhe etc."

Du schreibst wohl noch einmal im Laufe des Monats. Hoffentlich hast Du Deine Erndte hinlänglich günstig unter Dach bringen können, denn ich bezweifle nicht, dass Ihr eine nicht minder hohe Temperatur gehabt habt, als wir, u. Du musst gestehen, dass es sich da besser mit Korngarben, als mit Leichen umgehen lässt. Wie ist denn diese Wärme dem Sommer-Getreide bekommen? Und was machen die Kartoffeln? Die Nachrichten fangen ja schon wieder an, bedenklich zu werden. Man interessirt sich hier jetzt lebhaft für solche Dinge, denn seitdem die Geld-Calamität immer grösser wird, u. die politisch-socialen Verhältnisse sich immer mehr verwickeln, die Aussichten in die Zukunft sich bedrohlicher gestalten, hat man

begriffen, dass auch eine Erndte ein politisches Ereigniss sein kann. — Nun, viele Grüsse, ein herzliches Lebewohl.

Dein Rudolf.

Was sagst Du zu Holstein? Ich habe Briefe von da, die sehr ernst lauten: die Bauern sind in grosser Gährung, u. man rüstet. Ziemlich die letzten legalen Schritte sind geschehen; es kann bald der Fall eintreten, dass man sich ausser dem Gesetze befindet. Und die Opposition fängt an, in Deutschland zu wachsen. Habt Ihr das Gerücht gehört, dass zum Winter sämmtliche Provinzialstände einberufen werden sollen nach Berlin, um 50 Mill. Anleihen zu creiren?

Charité, 20. Dezbr. 1846.

Lieber Vater,

. . . . . .

. . . . . .

Vielleicht macht es Dir Freude, wenn ich Dir zu Deinem Geburtstage ein Resumé dessen gebe, was ich seit meiner Rückkehr gethan habe, u. was ich in der nächsten Zeit zu thun gedenke. Du wirst es nicht für vermessen halten, wenn es auf den ersten Blick so erscheinen sollte; ich bemühe mich wenigstens, möglichst vorsichtig auf erreichbare Ziele zu steuern. — Zuerst hat man mir meine Approbation als praktischen Arztes ausgehändigt; ich habe davon keinen Gebrauch gemacht, da die ärztliche Praxis mir vorläufig nicht möglich ist, indess liegt doch jetzt die Entscheidung darüber in meinen Händen. Sodann habe ich die ersten Schritte gethan, um mich als Docent an der Universität zu habilitiren; ich habe Grund zu glauben, dass ich im Laufe dieses Winters dieses hohe Ziel erreichen

werde. Endlich habe ich mit meinem Freunde, dem Dr. Reinhardt, den Beschluss gefasst, eine medicinische Zeitschrift herauszugeben; der Buchhändler Reimer, die bekannte alte Firma, hat den Verlag derselben übernommen u. wir werden im Laufe des Winters noch, so hoffen wir, das erste Heft herausgeben. Eine Zeitschrift der Art, wie wir sie intendiren, ist ein Bedürfniss der Zeit, u. was Berlin insbesondere angeht, so habe ich ihr den Boden schon geebnet. Ich habe in mehreren medicinischen Gesellschaften Vorträge gehalten, von denen einer direkt die Gesichtspunkte unserer Richtung feststellte, der mit allgemeinem, lautem Beifall aufgenommen wurde. Kürzlich ist dann noch eine Kritik eines grossen Werkes von Rokitansky in Wien erschienen, welche die Haltlosigkeit dieser Richtung nachweist. Darüber ist nun ein grosser Aufruhr ausgebrochen: die einen, besonders die älteren Herren, von der Universität u. Praxis, sind entzückt darüber, während die jüngeren Herren von der Wiener Schule wüthen. Da ergehen nun die widersprechendsten Urtheile über mich. Ich lasse es mir gefallen u. denke, es wird wohl vorübergehen, u. die nachhaltige Wirkung die sein, dass man künftig vorsichtiger ist. — Auf meinen Bericht an den Minister habe ich noch keine Antwort; ich hege aber die Hoffnung, dass das Resultat die Begründung eines pathologischen Institutes, wenn auch anfangs in kleinen Umrissen, sein wird. — . . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Viele Grüsse an Mutter. Ich schreibe noch zum Fest.

Dein Rudolf.

Briefe aus dem Jahre 1847.

Charité, 1st. Mai 1847.

Lieber Vater,

ich schreibe Dir in Eile, um den Brief noch Tröger mitzugeben — in der Eile, weil ich eben erst das Kind meiner Muse erhalten habe, welches ich Dir zugehen lassen wollte. Du erhältst also anbei das erste Heft unseres Archiv's, das Du entweder behalten oder an Lüdden geben magst; im ersteren Falle leihe es ihm, in jedem aber bitte ich Dich, den ersten Aufsatz von mir „über die Standpunkte" durchzublättern. Lüdden grüsse dabei u. sage ihm, mit den Mikroskopen ging es so schnell nicht; die müssten immer erst bestellt werden. Wenn Du die 2te Tafel des Archivs ansehen willst, so wirst Du auch sehen, was wir durch das Mikroskop sehen; es ist eine Abhandlung über Krebs (d. h. über die Krankheit), wozu die Abbildungen gehören.

Was mich sonst anbetrifft, so hat Se. Majestät mich durch Cabinetsordre vom 6ten vor. M. meiner Verpflichtungen gegen den Staat entbunden, u. der Minister mir die Prosektur definitiv übertragen. Das Gehalt (300 Thlr. jährlich) ist mir vom 1st. Januar ab angewiesen. Ausserdem hat Se. Excellenz, um, wie er sagt, meine Kräfte ausschliesslich der Anstalt zu erhalten, mir Wohnung (Zimmer u. Kammer) u. Heizung in der Charité, sowie Beköstigung, wie bisher, zugestanden, was meine Vorgänger nicht gehabt haben. Meine Stelle als Charité-Chirurg wird nun wieder alljährlich durch einen neuen Militär-Eleven besetzt, so dass mir jeden Monat einer der Charité-Chirurgen zur Dienstleistung beim Leichenhaus zugegeben ist. Die Angelegenheit ist also endlich arrangirt.

Unser politisches Leben ist, wie Du wohl denken kannst, ziemlich bewegt. Die Debatten werden zum Theil im Schoosse des Landtags heftiger geführt, als es aus den Zeitungsberichten hervorleuchtet, u. es scheint, als ob der Stand des Gouvernements täglich übler wird. Die Thronrede betrachtet man hier allgemein als eine verfehlte u. unvorsichtige Predigt, die Berufung des Landtages als den letzten Versuch, um die Absolution der Regierung zu vollenden. — Dass der Effekt ein anderer sein wird, liegt auf der Hand. Die Darstellung der Finanzlage lässt sehr viel zu wünschen übrig, u. es ist immerhin sehr fraglich, ob sie trotz der Richtigkeit der Zahlen ein getreues Bild von dem Zustande der Cassen liefert. Die Anleihe zur preussischen Ostbahn wird von einem grossen Theil der Deputation als ein Versuch, sich Geld zu verschaffen, betrachtet, da die lange Dauer des Baues — 9 Jahre — sehr gut eine andere Verwendung zulässt. In der gestrigen Sitzung, wo es sich über die bescholtenen Personen handelte, ist es sehr stürmisch zugegangen. — Was unsere Unruhen anbetrifft, so ist unser Viertel davon verschont geblieben. Sonst ist es zum Theil sehr bunt hergegangen u. eine grosse Zahl von Soldaten sollen nicht unbedeutend verwundet sein.

Das Wetter ist jetzt gut, vielleicht hilft das etwas? Wie steht's bei Euch? Sind die Kornpreise noch so bedeutend? — Grüsse die Mutter, ich schreibe nächster Tage wieder.

Dein

Dich herzlich liebender Sohn

Rudolf.

Charité, 17. Juni 1847.

Lieber Vater,

Ich schreibe Dir eben, nachdem ich einen fürchterlichen Anfall von Zahnschmerz überwunden habe, u. Du musst es mir daher nachsehen, wenn ich etwas bunt durcheinander fahre. Die grosse Angelegenheit, welche Euch wahrscheinlich ebenso andauernd beschäftigt, wie uns, ich meine den Landtag, naht sich ihrem Ende. Ich hoffe, dass trotz der mangelhaften Berichte, die Du aus den Auszügen der Vossischen Zeitung geschöpft haben wirst, die Ueberzeugung auch bei Dir Platz gegriffen hat, dass die grosse Majorität der Abgeordneten gegen das bestehende Gouvernement ist. Sämmtliche Propositionen der Krone sind zurückgewiesen, u. insbesondere die Eisenbahn-Anleihe ist abgewiesen, weil die Stände keine Garantie für die Verwendung der Gelder absehen. Das ist es, was ich Dir schon Anfangs schrieb. Die Bureaukratie und an ihrer Spitze die Minister sind tief gesunken, nicht bloss in den Augen der Deputation u. des Landes, nein auch in ihrer eigenen Schätzung. Die freie Presse der constitutionellen Länder hat den König u. die Prinzen wegen ihrer willkürlichen u. oft abenteuerlichen Ansichten vielfach gepeinigt, u. das Judengesetz, der unmittelbare Ausfluss der Ansichten des Königs, ist von dem Landtage ganz der herrschenden Ansicht zum Triumph umgeändert worden. Daraus folgt nun nicht, dass diese Ansicht von dem Gouvernement sofort acceptirt wird, aber es bleibt dabei, dass der Landtag dem gouvernementalen System eine tiefe moralische Niederlage beigebracht hat.

Neben diesen grossen Ereignissen arbeite ich ruhig fort u. bin in diesem Augenblick namentlich mit dem 2ten Heft unseres Archivs lebhaft beschäftigt. Ich experimentire namentlich wieder viel an Hunden u. hoffe dadurch wieder

ein gutes Stück weiter in der Entwicklung vernünftiger pathologischer Ansichten zu kommen. Ich schrieb Dir wohl schon, dass ich neben meinem gewöhnlichen Cours noch einen zweiten für praktische Aerzte halte, in dem geheime Räthe, Medicinalräthe u. eine Reihe alter u. junger Praktiker sich befinden; das macht mir vielen Spass. Es gehört nun einmal eine gewisse Popularität dazu, um eine junge medicinische Schule zur Geltung zu bringen. Dass es jetzt geht, ist klar, u. ich habe davon zuweilen recht kuriose Beispiele. Eines der seltsamsten ist folgendes: Vor einiger Zeit bin ich auf einem Balle bei Madame Crelinger; ich tanze mit einer jungen Dame Contretanz, der ich eben zuvor vorgestellt war. In einer Pause sagt sie: „Habe ich recht gehört, sind Sie der Dr. Virchow?“ Als ich bejahte, fragt sie weiter: „V—i—r—c—h—o—w?“ In höchstem Grade erstaunt, bejahe ich auch dieses. Darauf sie: „Ach, da ist das gewiss Ihr Herr Vater, der die Vorlesungen über pathol. Anatomie hält?“ — . . . . . .

Was machen die Saaten? Im Allgemeinen scheinen die Aussichten ja günstig zu sein, so dass die geleerten Vorrathskammern sich wieder etwas füllen können. . . Viele Wünsche für Deine Fluren.

Dein Rudolf.

Charité, am 28sten Aug. 1847.

Meine liebe Mutter,

Wiederum naht Dein Geburtstag heran u. ich muss mich darauf beschränken, aus der Ferne Dir meine Glückwünsche darzubringen. Manchen billigen Wunsch hast Du in dem verflossenen Jahre wieder unterdrücken müssen, manche frohe Erwartung ist nicht zu Stande gekommen, indess

Du bist an Entbehrungen gewöhnt, u. im Ganzen dürfen wir doch nicht undankbar gegen das Schicksal sein. Deine Gesundheit ist im Allgemeinen u. für Deine Jahre nicht bedeutend gestört gewesen; die häuslichen Verhältnisse haben sich glücklicher gestaltet u. die Sorge um meine Zukunft ist vor der Hand beseitigt. Solche Rückblicke gehören nun einmal zu solchen, jährlich wiederkehrenden Tagen, an denen wir anhalten, um unsere vergangene Lage mit der gegenwärtigen zu vergleichen u. daraus Schlüsse für die Zukunft zu machen. Soweit aber menschliche Berechnung reicht, steht wenigstens unserer nächsten Zukunft kein drohendes Unglück bevor, u. gegen das Unerwartete können wir uns nur mit Kraft u. Ergebung rüsten. Seien wir also zufrieden, u. möge das Geschick uns alle beide vor jenen unerwarteten Zufällen bewahren, denen das Glück u. das Leben der Menschen ausgesetzt sind.

Einem Wunsche folgend, den Du in Deinem letzten Briefe ausgedrückt hast, schicke ich Dir schwarzes, seidenes Zeug zu einem neuen Kleid. Möge es Dir Freude u. die Beruhigung gewähren, dass, wenn ich auch nicht in zahlreichen Briefen u. klingenden Worten meine Liebe zu Dir niederlege, ich doch bemüht bin, Dir dieselbe in der That zu zeigen. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . Viele Grüsse für Vater u. die Bekannten.

Dein Dich herzlich liebender Sohn

Rudolf.

Charité, 27sten Oktbr. 1847.

Lieber Vater,

Meine Reise habe ich ganz in der Weise, wie ich sie projektirt hatte, ausgeführt. Ich ging über Weimar, Kassel, Marburg und Giessen nach Frankfurt a. M., dann den Rhein hinunter bis Köln; von da zur Naturforscher-Versammlung nach Aachen, dann nach Belgien (Lüttich, Löwen, Mecheln, Brüssel, Gent, Brügge, Ostende, Antwerpen) u. Holland (Rotterdam, Haag, Leyden, Haarlem, Amsterdam, Utrecht, Arnheim), von da wieder den Rhein hinauf nach Düsseldorf, Köln, Bonn, Coblenz, Frankfurt am Main, machte dann einen Abstecher nach Homburg, ging darauf nach Heidelberg, von wo ich umkehrte, u. über Würzburg, Schweinfurt, Gotha, Weimar zurückging. Meinen Geburtstag feierte ich im Kreise von 3 alten Freunden in Coblenz; es war ein schöner, sonniger Tag u. wir haben ihn ganz in den reizenden Umgebungen von Coblenz zugebracht. Beide Ufer des Rheins, der Ehrenbreitenstein, Niederlahnstein, Stolzenfels, Weinberge u. Obstgärten — ein prachtvolles Bild. Der wissenschaftliche Ertrag der Reise ist sehr bedeutend u. entspricht den nicht unbedeutenden Geldausgaben vollkommen. Ich kenne jetzt fast alle deutschen Universitäten u. den grössten Theil der deutschen, medicinischen Grössen, u. was nicht minder wichtig ist, sie kennen mich. Unser Archiv hat dadurch an Ausdehnung u. Einfluss gewonnen, u. es wird mir möglich, den Standpunkt, auf welchen ich mich gestellt habe, nämlich der Repräsentant einer bestimmten Richtung in der Medicin zu sein, mit Bewusstsein durchzuführen. — In der nächsten Woche hoffe ich, meine lateinische Proberede als Privatdocent zu halten. Dazu wünschte ich dann wohl den Wein, von dem ich Dir früher schrieb. Wenn es

nicht zu kostspielig ist, so wäre es mir wohl lieb, wenn Du ihn mir durch die Post schicktest, so dass er vielleicht am Montag hier sein könnte. . . . . Ich möchte ein 8—10 Leute bei mir sehen, u. obwohl es mir lieb wäre, einige Sorten Wein zu haben, so möchte ich doch keine zu grosse Abwechslung. — Meine Gesundheit hat sich auf der Reise vortrefflich hergestellt. . . . . Viele Wünsche für Dein Wohlergehen.

Dein Sohn Rudolf.

Briefe aus dem Jahre 1848.

Charité, am 13ten Febr. 1848.

Lieber Vater,

ich weiss nicht, ob noch einmal eine Zeit kommen wird, wo mir die Zeit weniger schnell vergeht, als jetzt; jedenfalls bin ich jetzt ganz unfähig, noch den Ablauf derselben nach kleineren Maassen zu schätzen. Bald ist es mir, als sei es schon lange her, dass ich bei Euch war, u. dann glaube ich wieder, eben zurückgekehrt zu sein. Indess habe ich seitdem doch schon manche Arbeit fertig gebracht u. das mahnt mich daran, Euch auch wieder Nachricht zu geben u. von Euch einzufordern. Meine Gesundheit ist gut; in meinen äussern Verhältnissen nichts verändert. Unsere literarischen Arbeiten gehen rüstig fort: Ende nächster Woche denke ich, wird unser drittes Heft ausgegeben werden; an dem ersten des nächsten Bandes wird schon gedruckt. . . . . .

In dem letzterschienenen Heft der Baltischen Studien (Jahrg. XIII, Heft 2. 1847) steht ein Aufsatz von mir über Schivelbein, der insbesondere die berühmte Schlacht von 1469 behandelt. Leider besitze ich nur ein einziges Exemplar davon, so dass ich Dir keines schicken kann. Zeige indess doch die Sache dem Bürgermeister u. dem Herrn Pfarrer Brewing an, wobei ich mich dem letzteren besonders zu empfehlen bitte, da ich ihn bei meiner letzten Anwesenheit nicht zu sehen bekommen habe.

Die politischen Ereignisse der Zeit werden hoffentlich auch in Pommern in der Bedeutung angesehen werden, die sie in vollstem Maasse in Anspruch nehmen. Das nenne ich Siege der liberalen Richtung, u. Niederlagen der absoluten Regierungen! Was muss sich Metternich dabei denken, wenn er sein ganzes künstliches System so über den Haufen stürzen sieht! Die Schweiz, Italien u. Dänemark so zu gleicher Zeit auf dem Wege zur Befreiung; Frankreich in der lebhaftesten Bewegung; Ungarn unruhig — das ist noch nie so dagewesen, u. das wird seine Rückwirkung auf uns nicht verfehlen. — Um so trauriger sind die socialen Verhältnisse. Diese Noth in Schlesien ist doch ein solcher Schimpf für die Regierung, dass alle Redensarten auch nicht ein Titelchen daran ändern können. Jetzt mag man thun, was man will; den Skandal, der durch den Tod von Tausenden vollendet ist, kann nichts mehr tilgen. Von medicinischer Seite ist die Epidemie so interessant, dass ich das lebhafteste Verlangen verspüre, sie in der Nähe zu sehen; eine solche Gelegenheit kann sich kaum wieder so nahe bieten.

Ich schicke Dir anliegend 25 Thlr., die ich eben nicht gebrauche, die Dir aber vielleicht gerade jetzt, wo so viele Ausgaben sind, gelegen sein können. Da ich in der nächsten

Zeit neue Einnahmen habe, so darfst Du nicht befürchten, dass ich dadurch beeinträchtigt werde.

Lebe recht wohl, halte Dich gesund und schreibe bald

Deinem Rudolf.

Berlin, 20st. Febr. 1848.

Lieber Vater,

Mein Wunsch, den ich in meinem letzten Briefe andeutete, ist sehr bald in Erfüllung gegangen. Ich schrieb Dir, dass ich wohl die Epidemie in Oberschlesien sehen möchte, u. jetzt habe ich einen höchst ehrenvollen Auftrag dazu vom Cultus-Minister bekommen. Der Geh. Ober-Medicinalrath Barez geht dahin ab, um die praktischen Maassregeln zu übersehen u. zu vervollständigen, u. da, wie der Minister sich in seinem Schreiben an mich ausdrückt, derselbe wahrscheinlich nicht Musse finden wird, sich wissenschaftlich mit der Krankheit zu beschäftigen, so hat der Minister mich damit beauftragt, sie in ihrer Natur u. Entstehung genauer zu studiren. Meine Abreise geht sehr schnell vor sich. Erst vorgestern Abend sprach ich den Minister, gestern bekam ich sein Schreiben, heute Abend gehe ich mit Barez auf dem Nachtzuge der Eisenbahn nach Breslau ab. Wahrscheinlich werden wir uns zunächst nach Ratibor begeben u. von da in die befallenen Distrikte gehen, doch steht das noch nicht fest. Sobald sich etwas entschieden haben wird, schreibe ich Dir wieder, damit Du Dir ein bestimmtes Bild machen kannst, wo ich mich befinde. Meine Correspondenz nach Berlin geht durch Dr. Reinhardt, Schiffbauerdamm No. 20; vielleicht wird es, wenn ich nicht an einen sichern Punkt mich binden kann, auch am besten sein, wenn Du Deine Briefe an ihn

adressirst. Vielleicht kann die Reise in 14 Tagen bis 3 Wochen beendigt sein; indess könnte sie auch länger dauern. Ich habe 3 Thlr. Diäten u. Fuhrgelder, kann also wohl auskommen. — Grüsse die Mutter vielmal; meine Zeit ist so beschränkt, dass ich nicht mehr schreiben kann. Lebe mir recht wohl.

Dein

Dich herzlich liebender Sohn

Rudolf.

Rybnik, am 24st. Febr. 1848.

Lieber Vater,

Seit gestern befinden wir uns nun mitten in der erkrankten Gegend, einige 80 Meilen von der Residenz. Die Eisenbahn führt fast bis in dieselbe, denn Ratibor, wo wir uns auf die Landstrasse begeben mussten, ist selbst zum Theil erkrankt. Heute haben wir schon eine Excursion nach Radlin und Loslau gemacht, morgen werden wir nach Sohrau gehen, übermorgen aufs Land, am Sonntag wahrscheinlich nach Pless. Das Elend ist grenzenlos u. man sieht hier recht deutlich, was eine durch die katholische Hierarchie u. preussische Bureaukratie geknechtete Masse werden kann. Diese Stumpfheit, diese thierische Knechtschaft sind schreckenerregend. Das Land ist zum grossen Theil ganz wie manche Landstriche von Pommern: meist fruchtbare Ackererde, zuweilen Sand, selten ein mit groben Kieseln dicht gemengtes Erdreich. Dann werden mässig hügelige Striche gebildet, die zahlreich von sehr schönen Wiesengründen durchzogen sind. Von den Hügeln aus sieht man mehrere Meilen südlich die schneebedeckten Abhänge der Karpathen, die sich in einer unabsehbaren

Reihe tief nach Galizien hinein erstrecken. Die Städte sehen passabel aus, aber die Dörfer, die sich zuweilen meilenweit in den Wiesenthälern ausdehnen, sind sehr schlecht. Die Häuser meist aus übereinander geschichteten Balken errichtet — Blockhäuser; die Zimmer ganz klein, das Vieh bei den Menschen, die Fenster klein u. nicht zu öffnen, der grösste Theil des Zimmers von dem Ofen u. den Betten eingenommen. Und die Menschen — schreckliche Jammergestalten, mit den blossen Füssen auf dem Schnee gehend, die Füsse meist wassersüchtig, das Gesicht blass, die Augen trüb. Und dabei sind sie so voll Unterwürfigkeit, küssen einem Arm, Rockzipfel, Knie in einem Athem. Genug, es ist scheusslich. Ziemlich sicher ist es, dass der Hunger und der Typhus nicht aus einander entstanden sind, sondern dass der letztere nur durch den Hunger eine so grosse Ausdehnung gewonnen hat. Die Ausdehnung der Seuche ist ungeheuer: die Zahl der Waisen wird in den beiden Kreisen Rybnik u. Pless amtlich auf etwa 3000 angegeben. Zu ihrer Unterbringung sind vorläufig grosse Räume eingerichtet, in denen sie schaarenweise zusammenliegen. Sie fühlen sich indess in diesen gut gelüfteten u. geheizten Räumen bei einer mässigen Nahrung so wohl, dass sie den Verlust ihrer Eltern nicht bloss nicht betrauern, sondern sogar darüber Freude empfinden. Ausnahmen davon giebt es nur wenige. Die Einrichtung von Lazarethen für die Kranken wird eifrig betrieben, zunächst in den Städten, u. ich selbst werde wahrscheinlich in Sohrau oder hier ein solches übernehmen. Die Ernährung des Volkes geschieht jetzt überall, aber sehr unvollkommen. Jeder erhält täglich ein Pfd. Mehl u. etwas Salz, allein da dies niedrige Volk nur Kartoffeln zu essen gewohnt ist, so versteht es sich garnicht auf die Zubereitung von Speisen aus

dem Mehl. Sie machen daraus eine Art von Suppe, Kwass genannt, die sie sauer werden lassen durch Gährung, bevor sie sie geniessen, u. eine Art von Brod, Platzen, die durch Trocknen eines Teigs auf dem Ofen oder in den Kohlen fabricirt wird. Dass sie dadurch sich den Magen verderben u. zu Grunde gehen, wenn das 6 Monate lang dauern soll, liegt auf der Hand. Es sind daher auch schon heute unter uns vielfache Besprechungen über die Einrichtung von Suppenanstalten u. Brodbäckereien gehalten worden. Diese müssen natürlich sehr grossartig werden, denn in diesem einen Kreise befinden sich auf etwa 59 000 Einwohner amtlich 20 000 Menschen, die 6 Monate lang ernährt werden müssen. Dass nun die Krankheit eine solche Entwicklung u. der Hunger eine so furchtbare Ausbreitung gefunden hat, ist ein Gegenstand des schärfsten Tadels gegen die Beamten, vom Oberpräsidenten bis zum Landrath, doch will ich darüber hier hinweggehen, da sich dies späterhin wahrscheinlich viel entschiedener herausstellen wird. Dabei hat die Regierung bis jetzt noch weiter nichts gethan, als dass sie das Mehl liefert; erst seit den letzten Tagen hat der Herr von Golz, der sich auch hier befindet, grössere Vollmachten. Die Wirksamkeit der barmherzigen Brüder, so sehr sie in den Zeitungen gepriesen wird, ist doch verhältnissmässig unbedeutend gewesen; es liegt aber im Interesse der katholischen Partei, davon so viel Geschrei, als möglich zu machen. Diese Partei arbeitet sogar offenbar dahin, die ganze Angelegenheit in ihre Hände zu bekommen. Dagegen hat nun namentlich das Breslauer Comité (eine Privat-Vereinigung) gewirkt, u. fast Alles, was bisher geschehen ist, muss auf Rechnung dieses Comités geschrieben werden, welches freilich durch den Minister Stollberg einen sehr guten Anstoss bekommen hat. Das Comité ist hier durch

den Prinzen Biron von Curland u. den Prof. Kuh vertreten u. hat sehr segensreich gewirkt. Der Prinz kriecht selbst in alle Winkel. Die Waisenanstalten, die Lazarethe, die Aerzte, die Arzeneien, die Lieferung von Reis, Graupen etc. gehen alle auf Kosten des Comités. Dies ist hier natürlich allmächtig; die Behörden treten fast ganz in den Hintergrund. Wir sind wie in feindlichem Lande; die Aerzte insbesondere disponiren nach Belieben über alle Mittel u. legen niemand Rechnung ab. Solch einen seltsamen Zustand hatte ich doch nicht erwartet.

Für uns ist ganz gut gesorgt, denn in den Gasthöfen merkt man keine Noth. Es giebt hier gutes Bier, Ungarwein, passabel gute Speisen, gutes Brod, Kaffee etc.; genug wir können über Nichts klagen. Das Wetter ist günstig, obwohl die Wege zum Theil grundlos. — Einen Brief von Dir erwarte ich vorläufig nicht. Wenn ich in ein Spital trete u. mich länger aufhalte, so schreibe ich es Dir bald. Grüsse die Mutter u. die übrigen Bekannten.

Dein Rudolf.

Sohrau, am 29st. Febr. 1848.

Lieber Vater,

Hoffentlich hast Du meinen ersten Brief von Rybnik erhalten u. verdaut. Wir haben uns seitdem etwas die Kreuz u. Quere in diesem Lande umherbewegt, u. zuletzt in Pless es uns wohl sein lassen. Der Graf Hochberg, der von dem letzten Herzog von Anhalt-Köthen die Herrschaft Pless geerbt hat, nachdem er schon vorher grosse Güter in Schlesien, z. B. das Bad Salzbrunn besass, hatte die Güte, uns in seinem Schloss aufzunehmen u. zu bewirthen. Mein Zimmer hatte eine reizende Aussicht, die ringsum von den

Karpathen begrenzt wurde, u. einen grossen Theil von Galizien, Oesterreichisch- u. Ober-Schlesien umfasst. Die Diners des Grafen, bei denen namentlich die ausgesuchtesten Weine u. frische Gemüse (Spargel, Kohlrabi, Radieschen) zu finden waren, behagten uns ausserordentlich. Dabei war die Gesellschaft an sich ausgesucht u. in ihrer Weise einzig. Der Prinz Biron von Curland als Bevollmächtigter des Breslauer Comités, der Reg. Rath von Götz u. der Rittmeister von Boddien als Civil- u. Militärkommissarien für die kranken Kreise, der Landrath von Hippel, der Justizdirektor u. der Kammerherr des Grafen bildeten ausser uns die Tafelrunde.

Heute Morgen habe ich mich nach Sohrau zurückbegeben, während Barez über Gleiwitz seinen Rückweg angetreten hat. Ich werde hier 8—10 Tage bleiben, um genauere Beobachtungen anzustellen, als es mir bei dem bisherigen Umherziehen möglich war. Willst Du an mich schreiben, bevor ich nach Berlin zurückkomme, was in etwa 14 Tagen hoffentlich geschehen soll, so musst Du umgehend den Brief absenden, sonst befürchte ich, dass er mich trotz der Eisenbahn-Verbindung bei den miserabeln u. völlig grundlosen Wegen, die hier existiren, verfehlen wird. Gesund bin ich bis auf einen leichten Schnupfen, den ich mir in einer Sitzung des Plessener Local-Comités geholt habe. Ausserdem bin ich so glücklich, noch Gesellschaft zu haben, indem ein Freund von mir, Dr. von Frantzius aus Danzig, der eben von Wien zurückkommt, mich aufgesucht hat u. bei mir bleiben wird.

Die Seuche ist eher im Zunehmen, als im Abnehmen. So wie sie sich räumlich immer weiter ausbreitet, so kommen auch immer neue Erkrankungsfälle vor. Was die Todesfälle anbetrifft, so sind diese freilich ungleich seltener als

bisher, allein einerseits sind die meisten ganz Entkräfteten gestorben, andererseits beginnt erst jetzt die ärztliche Behandlung allgemeiner zu werden. Nichtsdestoweniger giebt es noch viele Dörfer, wohin kein Arzt gekommen ist; die Zahl der letzteren ist noch immer so klein, u. die Dörfer so gross u. weitläufig, dass erst, wenn die Regierung 4 mal so viel neue Aerzte schickt, als hier sind, von einer ordentlichen Behandlung die Rede wird sein können. Dass das Elend bei vernünftigen Vorbeugungsmaassregeln nie diese Ausdehnung hätte gewinnen können u. dass die Regierung, insbesondere der Minister von Bodelschwingh, durch seine Ungläubigkeit u. seine Starrköpfigkeit so viel Menschen geopfert hat, als ein kleiner Krieg kosten würde, ist ganz sicher. Jetzt wendet man Summen über Summen auf, Beamter folgt auf Beamten, die Extraposten liegen haufenweise in dem unergründlichen Dreck dieser Landstrassen — aber die Todten macht Niemand mehr lebendig u. viele werden die Keime ewigen Siechthums bei sich behalten. Wie es aber nachher werden wird, wenn man diese faule u. indolente Bevölkerung 6 Monate lang gefüttert hat, kann noch niemand beurtheilen. Jedenfalls ist so viel sicher, dass mittlerweile die städtischen Gewerbe allesammt zum Teufel gehen, da kein Mensch mehr in den Städten kauft, theils wegen Mangels an Geld, theils weil sie Nahrung bekommen, so unvollkommen sie auch sein mag. Und trotzdem thut die Regierung noch immer weiter nichts, als dass sie Mehl u. hie u. da einen Arzt schickt u. viel Papier verschreiben lässt. Es ist fürchterlich, entsetzlich.

Lebe recht wohl, grüsse die Mutter vielmals.

Dein Rudolf.

Berlin, Charité, am 11ten März 1848.

Lieber Vater,

Gestern Abend bin ich endlich wieder zu Hause angelangt, vollkommen wohl u. munter, mit mancherlei neuen Erfahrungen beladen. Seitdem ich Dir zuletzt von Sohrau aus schrieb, habe ich mich, wie ich es mir vorgesetzt hatte, bis zum vergangenen Dienstag dort aufgehalten u. am Spital daselbst fortlaufende Beobachtungen an Kranken angestellt. Mittlerweile habe ich dort einige Operationen gemacht, deren endliches Resultat ich allerdings nicht habe abwarten können. Der Aufenthalt wurde dadurch aber ungleich angenehmer, denn der eine der Operirten war ein Weinhändler u. die Operation hat mir unendlich viel Ungarwein eingetragen, der in Oberschlesien bekanntlich sehr gut ist. Am Dienstag bin ich dann nach Rybnik zurückgekehrt, am Mittwoch nach Gleiwitz, am Donnerstag nach Breslau, Freitag nach Berlin, was im Ganzen etwa 75 Meilen beträgt. Vielleicht wäre ich noch etwas länger geblieben, allein einmal fing das Wetter an, unerträglich zu werden, in dem es fortwährend schneite u. nicht unbedeutend fror; andererseits hielten mich die politischen Ereignisse in einer zu grossen Unruhe. Du wirst die Vorgänge nicht mit geringer Ueberraschung verfolgt haben, denn so sehr ich darauf vorbereitet war, dass sie in einigen Jahren kommen mussten, so hatte ich doch nicht gehofft, sie so früh auftreten zu sehen. Die Lage der absoluten Regierungen ist in diesem Augenblick eine sehr verzweifelte, u. es ist eine traurige Verblendung, dass der König solchen Zeiten gegenüber sein Volk immer noch wie eine Heerde kleiner Kinder behandelt u. Dinge, welche so nothwendig sind, wie das tägliche Brod, z. B. die Pressfreiheit, noch in weite Entfernung hinausrückt. Die Stimmung hier ist

immer noch sehr aufgeregt, doch weiss ich nicht, ob es bis zum Äussersten kommen wird. Ich wünschte nicht, dass es geschähe, denn ich traue unserer Bevölkerung nicht die Ruhe u. Ordnung zu, welche die französische Umwälzung charakterisirt hat. Männer, die im Stande wären, Manifeste zu schreiben, wie Lamartine, haben wir wohl, aber wir haben keine Nationalgarden, keine Blousenmänner, wie die Pariser. Die Angst, in welcher der Hof lebt, scheint extrem zu sein. Die Truppen sind stets in Bewegung, grosse Massen fortwährend unter den Waffen. Bei dem Prinzen Albrecht steht stets ein Reisewagen u. ein Reitpferd vollkommen gerüstet, um möglichst schnell entkommen zu können. Sollte die Regierung unklug genug sein, einen Krieg herbeizuführen, u. es scheint fast, dass man daran denkt, so könnte allerdings viel für sie auf dem Spiele stehen. Etwas vorsichtig ist man indess schon, denn es scheint ganz sicher zu sein, dass man die Neuenburger, die das Königthum oder besser gesagt, die Fürstenwürde abgeschafft haben, in Ruhe lassen will.

Nächstens mehr. Lebe recht wohl u. grüsse die Mutter vielmals herzlich.

Dein Rudolf.

Charité, 19ten März, Abends 11 Uhr.

Lieber Vater,

ich benutze den ersten Augenblick der Ruhe seit 24 Stunden, Dir zu schreiben u. gleichzeitig Deinen Brief zu beantworten, den ich eben bei meiner Rückkunft nach Hause vorfand. Du schliessest mit den Worten: Grosse Dinge gehen unter unsern Augen vor. Ja wohl, aber Du hast noch keine Ahnung davon gehabt, dass, während Du das schriebst,

ungeheuer grosse Dinge bei uns vorgingen. Seit gestern Mittag begann bei uns der erste Kampf; 12 Stunden lang hallte die Stadt wieder von dem Donner der Kanonen und des Kleingewehrfeuers — heute ist das Volk siegreich hervorgegangen, u. kaum hat das Königthum einige armselige Trümmer gerettet. In diesem Augenblick feiert Berlin diese Revolution, die die blutigste und hartnäckigste von allen, die in diesem Jahre vorgegangen sind, viel hartnäckiger war, als die Pariser, durch eine glänzende Illumination, u. die Stadt tönt wieder von Freudenschüssen an allen Ecken. Bevor ich an die Einzelheiten gehe, die Versicherung, dass ich vollkommen unversehrt bin.

Als ich am Freitag vor 8 Tagen hier ankam, war die Aufregung ziemlich bedeutend. Die Volksversammlungen, welche nicht so unbedeutend gewesen sind, als die Zeitungen sie darstellten, hatten lebhaft gewirkt; der Widerstand der Regierung u. des Magistrats, die schlaffe Haltung der Stadtverordneten regten mehr und mehr auf. Die empörende Sprache, welche der König in seinem Erlass über die Presse u. in seinem Aufruf an das Volk führte, steigerten diese Stimmung, die durch die ungeheuren Truppenmassen, welche man allabendlich entfaltete, noch erhoben wurde. Das Schloss u. das Zeughaus wurden förmlich in Soldaten eingepackt. Die letzteren, durch die fortwährenden Anstrengungen, durch die Aufreizungen der Officiere u. die Verhöhnungen des Pöbels aufgestachelt, durch unzeitige Befehle überdies genöthigt, machten bald Angriffe auf das Volk, welches immer noch wehrlos war; es kamen Verwundungen von solcher Bedeutung u. an so unschuldigen u. geachteten Menschen vor, dass nur die äusserste Wuth oder die äusserste Brutalität sie erklären konnte. Immer noch war die Haltung des Volks ruhig; man begann wohl

hie u. da Barrikaden zu bauen; man fing an von Angriffen zu sprechen, aber es geschah nichts. Die Maassregeln, welche die Regierung u. der Magistrat trafen, erbitterten um so mehr, als die Bekanntmachungen derselben offenbare Lügen enthielten, z. B. dass das öffentliche Eigenthum gefährdet sei, welches niemals sicherer gewesen ist, als in dieser Zeit. Die ersten Barrikaden wurden am Dienstag, in der Nähe des Schlosses gebaut. Mittlerweile kamen die Nachrichten von Wien an, die Regierung sah, dass ein so grossartig angelegtes Spiel, wie das ihrige, nicht zu halten sei, u. als nun Deputationen von Berlin u. Breslau kamen, gestand man die Einberufung des Landtages auf den 27. April u. die baldige Publikation eines Pressgesetzes zu. Die Aufregung wurde dadurch nicht besänftigt, hauptsächlich weil die Entwicklung von Truppenmassen immer grandioser wurde, u. am Donnerstag Abend vor der Hauptwache auf eine unverantwortliche Weise 3 Menschen erschossen wurden, nachdem schon am Abend vorher in der Umgegend des Schlosses viele verwundet u. mehrere getötet waren. Es wurden nun schnell Schutzkommissionen von Bürgern gebildet, die das Volk überall zur Ruhe aufforderten, u. zwar mit so grossem Erfolge, dass der ganze Freitag vollkommen ruhig hinging. An diesem Tage erschien eine Deputation von Köln, die dem Könige am Sonnabend früh das Ultimatum der Rheinlande überbrachte: Wenn er nicht bis zum Abend alle Forderungen (die bekannte Petition) erfüllt hätte, so würden sich die Rheinlande an die süddeutschen Staaten anschliessen u. von Preussen abfallen. Schon war der König so schwach, diesen ungestümen Forderungen keinen Widerstand mehr leisten zu können; er concedirte; es erschien eine Proklamation in hochtrabendem Styl, die Du lesen wirst, u. man

war allgemein hoch erfreut. Alles sammelte sich vor dem Schloss, jubelte u. rief, der König erschien u. man schrie ihm Hurrah's zu. Die Bürger hatten nur noch einen Wunsch, dass das Militär zurückgezogen würde. Das war dem König zu viel. Er sagte dem General Möllendorf, er möchte ihm Ruhe verschaffen; der Prinz von Preussen gab den Befehl zum Angriff u. plötzlich wurde das nichts ahnende Volk von den Dragonern mit Säbelhieben auseinander getrieben. In einer dies betreffenden Proklamation des Königs, die Du in den Zeitungen lesen wirst, steht die Lüge, dass die Dragoner mit eingesteckten Säbeln geritten seien; das ist direkt gelogen.

Von diesem Moment begann die Revolution. Alles schrie Verrath und Rache. In wenig Stunden war ganz Berlin unter Barrikaden, u. wer Waffen bekommen konnte, rüstete sich. Leider war aber die Zahl der grösseren Schiessgewehre ausserordentlich klein, da die Waffenhändler ihren Vorrath hatten abliefern müssen u. die Berliner nur ausnahmsweise Büchsen oder Flinten besitzen. Gegen 4 Uhr standen in Berlin etwa 25 000 Mann Militär unter den Waffen, da durch Zuzug von Potsdam, Charlottenburg, Spandau, Stettin, Frankfurt, Guben u. Halle die Garnison bedeutend verstärkt war. Die Zahl der kämpfenden Bürger lässt sich nicht angeben. Der Kampf begann, ich weiss nicht mehr genau wann, es mag gegen 5 Uhr gewesen sein. Zum erstenmal seit der französischen Revolution des vorigen Jahrhunderts, zum erstenmal seit dem Beginn der deutschen Geschichte ist es vorgekommen, dass ein Landesfürst auf seine Unterthanen mit Kanonen hat schiessen lassen; das Kleingewehrfeuer genügte nicht — nein, Kartätschen u. Granaten liess er in das Volk schleudern. Der Kampf wüthete gleichzeitig an 3 Punkten: in der Nähe

des Schlosses, in der Königsstadt u. in der Friedrichsstadt; erst in der Nacht um 2 Uhr begann er an einem 4ten Punkt, an der Marschallsbrücke in unserm Viertel. 12 Stunden lang krachte Schuss auf Schuss, u. des Morgens um 4 Uhr waren doch nur 4 Barrikaden in der Friedrichsstrasse, eine an der Marschallsbrücke, eine auf dem Kölnischen Fischmarkt u. einige in der Königsstrasse genommen. Vor der Barrikade, welche die Friedrichsstrasse von der Taubenstrasse sperrte, u. hinter der ich mich befand, stand das Königs-Regiment aus Stettin mit 2 Kanonen; in der Barrikade waren nur 12 Büchsen, u. doch wurde das Militär vor derselben länger als 2 Stunden zurückgeworfen. Der Oberst Graf Schulenburg ist getödtet, der eine Major tödtlich verwundet, 3 oder 4 Offiziere u. 19 Gemeine getödtet. Gegen den Morgen hin hatte das Regiment alle Munition verschossen; die Leute waren zum Umfallen matt, u. doch hatten sie nur 4 oder 5 Barrikaden genommen, die ganz schwach besetzt waren. Da, wo hinreichende Mannschaft war, wie namentlich in der Königsstadt, ist garnichts erreicht worden, u. der Verlust an Mannschaft soll ungeheuer sein. Ueberall haben sich die Berliner wie Löwen geschlagen; es sind soviel Heldenthaten geschehen, dass man von einzelnen nicht reden kann.

So standen die Sachen, als gegen 4 Uhr in der Königsstadt, wo ein sehr entschlossener Mann, der Thierarzt Urban kommandirte, der General Möllendorf gefangen genommen wurde. Man brachte ihn in das Schützenhaus, wo er einen Befehl an die Regimenter Kaiser Franz u. Alexander unterzeichnete, das Feuer einzustellen u. sich in die Kasernen zurückzuziehen. Gleichzeitig wurde dem König angezeigt, dass, falls noch ein Schuss auf die Bürger fiele, der General sogleich erschossen würde. Von diesem Augenblick hörte

das Feuer auf u. schon am heutigen Morgen erschien die Absetzung der Minister, Amnestie, Einberufung des Landtags auf den 2ten April etc. Schon befand sich der König so bedrängt, dass, als das Volk gegen 10 Uhr Wagen mit getödteten Bürgern vor das Schloss brachte, er genöthigt wurde, auf dem Balkon zu erscheinen und sie unter den Verwünschungen des Volkes anzusehen.

Allein die Concessionen genügten nicht. Nachdem schon die Stadtverordneten Audienz gehabt hatten, erschien eine zum Theil bewaffnete Deputation aus den Königsstädter Barrikaden, Urban an der Spitze, gegen 11 Uhr vor dem Schloss u. bezeichnete dem König 4 Uhr Nachmittags als den Termin, bis zu welchem allgemeine Amnestie u. allgemeine Bürgerbewaffnung dekretirt sein müssten; mittlerweile wurden die Barrikaden gehalten u. in der Richtung nach dem Schloss hin neue angelegt. Um 4 Uhr begann dann auch die Austheilung von Waffen an die Bürger aus dem Zeughause; das Militär verliess die Posten, zog sich in die Kasernen zurück u. ist jetzt zum grössten Theile auch aus der Stadt entfernt. Die Bürger haben alle Posten, auch die im Schloss vor den Gemächern des Königs besetzt. Soweit sind wir mit diesem Könige gekommen. Ob es dabei bleiben wird, ist sehr fraglich, denn fast Niemand ist ernstlich zufriedengestellt. Von den Barrikaden der Königsstadt ist ein neues Ultimatum gestellt, welches 5 Punkte umfasst, deren erster Entfernung des Prinzen von Preussen von allen Civil- u. Militärämtern u. Verbannung von Berlin ist. . . . . .*)

Nichtsdestoweniger wäre es möglich, dass für einige Zeit Ruhe wird. Es scheint mir, dass dies von 2 Dingen

*) Die hier ausgelassene Stelle wurde vom Vater durchstrichen und unleserlich gemacht.

abhängen wird. Einmal von dem Zustande der Rheinprovinz. Man befürchtet heut allgemein, dass die Concessionen zu spät kamen u. dass die Rheinlande schon in diesem Augenblick nicht mehr preussisch sind; man sieht namentlich darin eine Bestätigung, dass auf der neuen Ministerliste die rheinischen Namen (Camphausen, Beckerath, Hansemann) fehlen. Andrerseits hängt viel von der Haltung der nun bewaffneten Bürger ab. . . . . .

. . . . . .

Die Zahl der Verwundeten u. Getödteten lässt sich in diesem Augenblicke noch nicht übersehen. In der Charité befinden sich 52 Verwundete u. 11 Getödtete vom Civil, 24 Todte liegen in der Werderschen Kirche, wenigstens ebensoviel im Schloss etc. Die Beschädigungen an den Gebäuden, namentlich durch die Kanonen, sind zum Theil sehr bedeutend; in den Strassen sieht es noch jetzt fürchterlich aus u. Wagen können nur in einem kleinen Theil der Stadt passiren. Privat-Eigenthum ist nirgends auch nur im geringsten beschädigt worden; die Volksjustiz hat einige eklatante Beispiele statuirt, von denen die Zeitungen wohl näher berichten werden. Grausamkeiten von Seiten des Volkes sind nicht bekannt, während von den Soldaten die brutalsten Dinge gemacht sind. Namentlich da, wo die Kämpfenden in die Häuser verfolgt sind, haben sie wie Banditen gemordet. Dieser Vorwurf trifft namentlich die Stettiner.

Meine Betheiligung an dem Aufstande war eine relativ unbedeutende. Ich habe einige Barrikaden bauen helfen, dann aber, da ich nur ein Pistol bekommen konnte, nicht wesentlich mehr nützen können, da die Soldaten meist in zu grosser Entfernung schossen u. ein Handgemenge bei der geringen Zahl der Bürger, wenigstens an meiner

Barrikade, nicht möglich war. Inwieweit wir fernerhin mit eingreifen, werden wir morgen in einer Versammlung bei dem Geheimen Rath Mayer besprechen; eine allgemeine Bewaffnung aller Besitzenden mit Büchsen u. ein Schiessverein sind schon beschlossen. Durch die Berufung des Grafen Schwerin zum Cultusminister hat diese Stellung plötzlich eine neue Bedeutung, u. wir werden uns beeilen, für die wissenschaftliche u. praktische Medicin den möglichsten Vortheil davon zu ziehen. Uebrigens kannst Du Dich darauf verlassen, dass ich mich nicht nutzlos u. ohne Grund weder körperlich, noch in meiner Stellung aufopfern werde. —

Auf Deine sonstigen Fragen fühle ich mich jetzt nicht im Stande, ausführlich zu antworten. Deine letzten Briefe vor meiner Abreise hatte ich erhalten u. die Einlage an Köhler zur Stadtpost gegeben. Meine Course über pathol. Anatomie sind im besten Gange u. nur vorläufig noch ausgesetzt. Mit meiner Reise nach Oberschlesien bin ich in jeder Hinsicht vollkommen zufrieden, u. ich habe sowohl in wissenschaftlicher, als in socialistischer Hinsicht sehr viel Nutzen davon gehabt. Ich werde mich auch wahrscheinlich bald darüber vernehmen lassen, allein jetzt, siehst Du wohl, kann man nicht arbeiten. Dass man in der Zeitung nichts über mich gelesen hat, erklärt sich einfach daraus, dass ich mich nicht darum bemüht habe u. dass hier das Interesse für Oberschlesien vernichtet war, als ich zurückkehrte. Dem Minister habe ich noch gar nicht berichtet, theils wegen Mangel an Zeit u. Lust, theils weil ich nicht an einen Minister berichten wollte, dessen Absetzung man stündlich erwarten musste. Ueber die Bodenverhältnisse Oberschlesiens nächstens, nur hier soviel, dass sie nicht so schlecht sind, als Du glaubst.

Grüsse die Mutter herzlich u. sage ihr, dass sie sich meinetwegen nicht zu ängstigen habe. Ungefährlich ist keine Zeit, denn man kann in jeder sterben; kommen hie u. da gefährlichere, nun so gehen sie auch wieder vorüber. Die gefährlichste Periode unserer Zeit haben wir nach meiner Ansicht überwunden. Ein Krieg wäre nur mit Russland möglich, u. das ist der ganzen übrigen Welt gegenüber unmöglich. Also nur Muth!

Grüsse auch die Schivelbeiner u. sage ihnen, dass sie sich ihrer Voreltern würdig zeigen sollen. . . . . .

. . . . . .

Dein

Rudolf.

Charité, am 24st. März 1848.

Lieber Vater,

Seit meinem letzten Briefe wirst Du gesehen haben, dass die Revolution vollkommen gesiegt hat. Das Königthum hat die Macht u. das Vertrauen gleichzeitig verloren, u. die einzige Möglichkeit für dasselbe, noch einen Schein von Glanz zu bewahren, ist in dem kühnen Versuch einer deutschen Hegemonie gegeben. Allerdings ist das ein grosser politischer Streich. Aber noch kann Niemand sagen, wie das auslaufen wird. Für den Augenblick haben wir Ruhe, aber die Ruhe eines Vulkans u. zwar eines noch nicht ausgebrannten. Vorläufig giebt es keine Macht bei uns: weder die Regierung, noch das Volk, oder wie man für das letztere sagen muss, weder Bürger, noch Arbeiter haben sich bis jetzt der Gewalt bemächtigt. Glücklich für uns, wenn diese Theilung der Gewalt eine bleibende wird. Allein das steht nicht zu erwarten. Schon beginnt unter der

Bürgerschaft (Bourgeoisie) die Reaction gegen die Arbeiter (das Volk). Schon spricht man wieder von Pöbel; schon denkt man daran, die politischen Rechte ungleichmässig unter die einzelnen Glieder der Nation zu vertheilen; schon wagt man, die Presse zu terrorisiren, u. die Regierung beginnt allmählich wieder einen Ton anzustimmen, der dem Ton vor dem 18ten März sehr nahe verwandt ist. Aber die Volkspartei ist wach, u. auch sie ist mächtig. Sie wird dahin sehen, dass man dem Volk, welches sein Blut vergossen hat, nicht dasjenige wieder schmälert, was man ihm heilig versprochen hat, u. dass nicht eine Bourgeoisie die Früchte eines Kampfes geniesst, den sie nicht geschlagen hat. Die grosse Frage des Tages, welche in Volksversammlungen, Clubs, Kaffeehäusern etc. agitirt wird, ist die Berufung des Landtages, welche unter allen Verhältnissen hintertrieben werden muss. Was soll das kostbare Puppenspiel, dass man den Landtag zusammenkommen lässt, damit er sich selbst auflöse? Und was soll aus der Ordnung werden, wenn es diesem aus dem 10jährigen Besitz hervorgegangenen Landtage gefallen sollte, die gleiche politische Berechtigung Aller nicht anzuerkennen? Giebt die besitzende Partei nicht nach, so haben wir eine Zeit der Anarchie u. Zerrüttung aller Verhältnisse vor uns, die uns die Schrecken der französischen Revolution bringen kann. Die zweite wichtige Frage ist die Wiederherstellung Polen's. Das Gouvernement ist tölpelhaft genug, sich dagegen zu erklären u. sich auf die Wiener Verträge zu berufen — Verträge, die in diesem Augenblick niemand mehr anerkennt, als Russland. Trotzdem wird u. muss der Aufstand in Polen ausbrechen u. diessmal wird Deutschland entschieden auf Polen's Seite sein. Ein Krieg mit Russland wird dann schwer zu umgehen sein. — So verwickelt sind die

Verhältnisse, u. jeder Tag kann ein Ereigniss bringen, welches die Verwicklung steigert.

Der Anblick Berlin's heute, verglichen mit dem vor 14 Tagen, ist wahrhaft traumhaft. Ueberall Leben, überall Waffen, überall freie u. öffentliche Rede. Ganz Berlin hängt voll deutscher Fahnen u. die Strassen haben dadurch ein ausserordentlich buntes u. belebtes Aussehen gewonnen. Von allen Seiten kommen die Leute in hellen Haufen angefahren, um den Schauplatz der Kämpfe zu sehen; ganze Deputationen von Städten u. Corporationen erscheinen, um ihre Freude über so glorreiche Siege darzubringen. Die Berliner selbst sind natürlich voll Siegesstolz u. jeder Strassenjunge thut, als ob er mehrere Soldaten getroffen hätte. Das ist etwas ganz Neues u. fast das Wichtigste bei der Sache, dass wir jetzt Selbstgefühl, Selbstachtung, Selbstvertrauen gewonnen haben. Diese Eigenschaften sind das erste Bedürfniss für die Selbstregierung, welche die einzige der Völker würdige Form des Staates ausmacht. Wünschen wir nur, dass die Selbstregierung nicht noch einmal durch Waffengewalt erkämpft werden muss, denn ein zweiter Kampf würde gewiss ungleich blutiger sein, als der erste. Die Armee würde dabei weniger zu fürchten sein, als die bewaffnete Bourgeoisie; es würde ein wahrer Bürgerkrieg werden.

Lebe recht wohl, halte Dich gesund.

Dein

Rudolf.

Charité, am 1st. Mai 1848, Abends 11 Uhr.

Lieber Vater,

ich benutze den ersten ruhigen Abend, der vielleicht auch für die nächsten beiden Wochen der l e t z t e ruhige sein

wird, denn die Wahlangelegenheit beschäftigt uns fortwährend, Dir einige Zeilen zu schreiben. Die Wahlen der Wahlmänner werden Euch heute auch beschäftigt haben. Hier sind sie sehr verschieden ausgefallen, namentlich der Zeit nach, denn es giebt Wahlbezirke, wo man noch in diesem Augenblick am Wählen ist. Wir, der 87ste Wahlbezirk, 2971 Seelen u. 990 Urwähler enthaltend, sind in 10 Stunden fertig geworden mit unsern 10 Wahlmännern, die sich allerdings in der That auf 7 reduciren, da 3 für die deutsche u. preussische Deputationswahl gleichzeitig gewählt sind. Unter letzteren befinde ich mich auch; ich habe sowohl für Berlin, als für Frankfurt (natürlich als Wahlmann) beim ersten Scrutinium absolute Majorität erlangt. Mein Glaubensbekenntniss ist sehr einfach: das demokratische Königthum d. h. Republik mit einem erblichen Präsidenten. In diesem Sinne gedenke ich meine Stimme für die Deputation nach Berlin u. Frankfurt abzugeben; ich selbst bin nicht Willens, mich als Candidat für die Frankfurter Versammlung aufzustellen, wozu mein Alter mich berechtigt. — Die übrigen Wahlen sind, soweit ich bis jetzt davon Kenntniss habe, der Mehrheit nach im liberalen Sinne ausgefallen; in einzelnen Wahlbezirken hat die demokratische Partei den entschiedenen Sieg errungen.

Nichtsdestoweniger mache ich mir keine Illusionen über die National-Versammlung. Nicht, dass ich von ihr etwas fürchtete, aber ich erwarte, dass sie möglichst schlecht ausfällt. Darauf kommt jetzt aber nicht mehr viel an. Wenn man erst eine Revolution gehabt hat, so ist eine zweite nichts Unerhörtes mehr. Die Bewegung ist jetzt nicht mehr zu hemmen; sie kann nur verzögert werden. Ich meinestheils bin nicht für das Ueberstürzen; ich will

nicht heute mit Gefahr erringen, was mir morgen von selbst zufallen muss. Es mag Dir seltsam erscheinen, wenn ich Dir sage, dass Deutschland jetzt nicht mehr umhin kann, eine Republik zu werden, aber ich bin so fest davon überzeugt, wie von meiner eigenen Existenz. Entweder Deutschland wird eine Republik, oder es hört auf, Deutschland zu sein, u. wird russisch. Diese Alternative Napoleons ist jetzt eine sichere Wahrheit. Sollte Dir diese Ansicht ungerechtfertigt erscheinen, so werde ich mich bei etwas ruhigerer Zeit genauer darüber erklären.

Von Deinen Vorurtheilen gegen unsere Revolution bist Du hoffentlich etwas zurückgekommen; es scheint mir, dass Dein neulicher Artikel in der Vossin dies durchblicken liess. Du hättest ruhig die Collekte einleiten sollen, an deren Einleitung Du gedacht hast. Wenn wirklich keine Bürger in der Revolution gefallen wären, so hätten die Familien der Arbeiter das Geld doch brauchen können. Ihr vergesst aber, dass das Leben derer, die nicht unmittelbar an den Barrikaden gefallen sind, welche ihr Leben nicht tollkühn den Bajonetten u. Schüssen aussetzten, welche aber schwer verwundet wurden u. erst später starben, als die officiell publicirte Liste längst geschlossen war, wenigstens ebenso gross ist als die publicirte. Ich sehe es recht wohl ein, wie schwer es Dir als altem Grundbesitzer u. Bürger werden muss, die Bedeutung der Arbeiter in dieser Revolution ganz zu würdigen, zumal da Dir die Anschauung dieser Verhältnisse in einem grösseren Maasstabe abgeht; ich kann Dich aber versichern, dass wir unter diesen Arbeitern eine grosse Zahl von Männern haben, vor denen alle Eure Bürger ohne Ausnahme weit zurückstehen. Darin habt Ihr Recht, dass es wesentlich die Arbeiter gewesen sind, welche die Revolution entschieden haben, aber

ich glaube, Ihr in den Provinzen denkt auch nicht genug daran, dass diese Revolution nicht eine einfach politische, sondern wesentlich eine sociale ist. Alles, was wir jetzt Politisches machen, die ganze Verfassung, ist ja nur die Form, in welcher die sociale Reform zu Stande kommen soll, das Mittel, durch welches der Zustand der Gesellschaft bis in ihre Grundlagen umgestaltet werden soll. Wenn wir das Politische fertig haben, dann wird das grosse Werk erst anfangen. In den Provinzen herrscht jetzt ein grosser Neid auf Berlin, dass es sich herausnehmen will, ihnen Gesetze aufzudringen. Ich halte das für thöricht. In einer Stadt, welche so gross ist, dass ihre Einwohnerzahl die des ganzen Kösliner Regierungsbezirkes erreicht, u. in der sich die Intelligenz mit der concentrirten physischen Gewalt so innig verbrüdert, muss nothwendig ein ganz anderes Kraftgefühl u. eine ganz andere Wirkungsfähigkeit sich finden, als in der Provinz. Wollte eine solche Stadt sich unterfangen, die Freiheit des Volkes zu schmälern, so mögen die Provinzen das zurückweisen; beschäftigt sie sich aber damit, diese Freiheiten zu erweitern u. die Willkür des Einzelnen, der vermöge eines alten Unrechts König ist, zu beschränken, so können die Provinzen nur dankbar sein. Mögen dann die Gutsbesitzer u. die übrigen aus ihren Monopolen vertriebenen Herren girren, so ist es die Sache des Vernünftigen u. Vorurtheilsfreien, die Leute in ihre Schranken zurückzuweisen. Wie? Weil diese Leute das Volk nicht für mündig halten, deshalb soll man warten, die Mündigkeit zu erklären, bis es den Herren einmal genehm sein wird? Diese Zeit ist vorbei, u. wir sind nicht gewillt, sie je zurückkommen zu lassen.

Du wirst nicht böse sein darüber, dass ich Dir meine Meinung unumwunden gesagt habe. Ich bin mir seit langer

Zeit bewusst, frei u. klar in der Zeit zu stehen u. ihre Bewegungen frisch u. frühzeitig in mich aufzunehmen. In den Menschen habe ich mich oft getäuscht, in der Zeit noch nicht. Davon habe ich den Vortheil gehabt, dass ich jetzt kein halber Mensch bin, sondern ein ganzer, u. dass mein medicinisches Glaubensbekenntniss in mein politisches u. sociales aufgeht. Als Naturforscher kann ich nur Republikaner sein, denn die Verwirklichung der Forderungen, welche die Naturgesetze bedingen, welche aus der Natur des Menschen hervorgehen, ist nur in der republikanischen Staatsform wirklich ausführbar. Es ist mir aber, wie gesagt, nicht um eine Republik mit einem wählbaren Präsidenten zu thun, sondern ich acceptire auch einen erblichen d. h. einen König ohne Eigenschaften.

Sobald die Wahl der Deputation vorüber ist, werden wir sogleich an die Medicinal-Reform schreiten u. ich hoffe, dass diese eine radicale sein wird. Der Zopf muss auch hier abgeschnitten werden u. das demokratische Element zur Geltung kommen.

. . . . . .

. . . . . .

Nächstens mehr. Nimm mit der etwas stürmischen u. abgerissenen Art des Vortrags fürlieb; es ist zu schwer, sich über so grosse u. gewichtige Dinge in der Kürze zu verbreiten. Viele Grüsse. Lebe recht wohl.

Dein

Dich herzlich liebender Sohn

Rudolf.

Charité, am 2ten Mai 1848.

Liebe Mutter,

Du wirst Dich, trotzdem dass ich nicht sogleich geschrieben habe, hoffentlich etwas beruhigt haben. Unsere Zeit ist allerdings sehr unruhig u. wir sind noch lange nicht am Ende der Bewegung, indess ist sie für den Einzelnen, der nicht grosser Capitalist ist, doch nicht so gefährlich. Es war mir nicht möglich, früher zu schreiben, denn wir hatten jeden Tag, Vormittags u. Abends, grössere u. kleinere Versammlungen, die sich mit der Vorberathung der Wahlen beschäftigten. Die nächste Woche wird das nun noch fortgehen, da wir Wahlmänner uns jetzt mit den Vorberathungen zur Wahl der Abgeordneten beschäftigen müssen. Du sagst, Du wissest nicht recht, was das Alles sagen wolle, u. ich möchte Dir darüber Bescheid sagen. Das ist nun nicht so leicht, doch will ich versuchen, Dir die Grundzüge von dem, was man will, auseinanderzusetzen. — Der grösste Theil der Menschen hat schon lange nicht mehr an die Hölle geglaubt, jetzt fängt man an, auch den Himmel für sehr unsicher anzusehen. Man wünscht daher, dass die Armen u. Unterdrückten, welche ihre Leiden hienieden trugen, weil sie im Himmel eine grössere Belohnung finden sollten, schon auf Erden in einen glücklicheren Zustand versetzt werden u. nicht erst auf die himmlischen Freuden warten sollen. Diese Verbesserung des Wohls der Armen oder, was dasselbe sagen will, der arbeitenden Klassen war aber unter der bisherigen Staatsverfassung nicht möglich, weil in dieser der Wille des Königs allein Gesetz war u. die arbeitenden Klassen gar keine Mittel hatten, ihre Forderungen geltend zu machen. Sie wurden von den bevorrechteten Ständen stets unterdrückt. Desshalb haben wir die alte Verfassung gestürzt. Der König soll keinen Willen

mehr haben, als den Willen des Volkes; es soll keine bevorrechteten Stände, ja überhaupt keine Stände mehr geben, sondern jedermann soll dasselbe Recht im Staate haben, wie es natürlich, naturgemäss ist; wir wollen hinfort nur ein einiges Volk von lauter gleichberechtigten Menschen bilden. Unsere neue Verfassung, welche die Abgeordneten, die wir jetzt wählen werden, machen sollen, soll dies hauptsächlich feststellen. Haben wir diese Verfassung erst, so muss die Bildung des Volks grösser werden, damit jeder Achtung vor dem Gesetz u. den Rechten seiner Mitbürger habe u. sich nach den Gaben, die er von Natur hat, zu entwickeln vermöge; der Volksunterricht muss also ein ganz anderer werden. Dies hofft man insbesondere dadurch zu erreichen, dass die Religion von den Schulen getrennt wird u. dass sich der Staat nicht mehr darum bekümmert, was der einzelne Bürger glaubt; sondern dass man in den Schulen nützliche Sachen erlerne. Damit aber das Volk diese neue Verfassung auch sicher behalte, muss es bewaffnet sein, damit, wenn es dem Könige oder sonst wem einmal einfallen sollte, die Freiheiten des Volks wieder zu schmälern, das Volk seine Freiheiten mit Gewalt vertheidigen kann. Ist das Volk dann gebildet u. frei, so wird jedermann das, was ihm noththut, am besten erkennen u. erringen können, u. jeder wird so viel als möglich glücklich werden. Das ist der Hauptsinn unserer jetzigen Anstrengungen.

Ich befinde mich bis auf einige Heiserkeit von dem vielen Reden vollkommen wohl. Schreibe mir denn doch bald einmal u. erzähle, was die Schivelbeiner machen. Lebe recht wohl u. sei ruhig um mich.

Dein Rudolf.

Charité, den 18. Mai 1848.

Lieber Vater,

Die Aufträge Deines letzten Briefes habe ich noch nicht ausführen können, da ich keinen Augenblick Zeit gehabt habe. Bis zum Mittwoch haben mich die Wahlangelegenheiten so beschäftigt, dass ich täglich von Morgens 9 Uhr bis Abends 12—2 Uhr auf den Beinen sein musste. Am Donnerstag habe ich meinen Cours wieder angefangen. Dann kamen medicinische Reform-Versammlungen, zu denen ich als Comité-Mitglied von der Gesellschaft für Geburtshülfe delegirt bin; Versammlungen der ausserordentlichen Professoren u. Privatdocenten an der Universität, wo ich mich gleichfalls im Comité befinde; Bezirks-Versammlungen der Urwähler der Friedrich-Wilhelmstadt, deren Comité ich wiederum beigesellt bin; Versammlungen zur Gründung eines neuen Club's; endlich die Volksversammlungen gegen die Zurückberufung des Prinzen von Preussen. In der Zwischenzeit muss ich aufs Angestrengteste an meinem öffentlichen Bericht über den oberschlesischen Typhus arbeiten.

Vorläufig kann ich nur sagen, dass die Präsidentenstrasse (denn ich kenne jetzt nur eine) 20 Nummern hat, dass sich also vielleicht Herr Hindebrandt noch auffinden lassen wird. Sobald ich kann, will ich mich darum bekümmern. In den nächsten Tagen ist das aber noch nicht möglich, denn wir haben am Sonnabend wieder einen Deputirten zu wählen, da Herr Bürgermeister Grabow in Prenzlau nicht angenommen hat, u. dazu müssen wir wieder Vorversammlungen halten. Das erstemal hatte unsere, d. h. die demokratische Partei einen entschiedenen Sieg davon getragen, denn Waldeck, Bisky u. Bauer sind ganz radicale Kräfte. In der Frankfurter Wahl dagegen

haben wir eine ehrenvolle Niederlage erlitten, da der Major Teichert von der Gegenpartei gewählt u. durchgebracht ist. Diese Leute glaubten noch am Vorabend der Wahl, dass ich der Candidat der Demokratie sei, obwohl ich weiter nichts gethan hatte, als die sogenannten Gemässigten durch eine, wie man sagt, sehr gelungene Rede in ihrer ganzen Blösse dargestellt zu haben.

Die Aussichten für die nächste Zukunft sind nicht sehr glänzend. Die Erwerbsquellen stocken mehr u. mehr, täglich werden neue Massen von Handwerkern brodlos, die Fabriken stehen eine nach der andern still u. wir Alle werden in unserer Nahrung gestört. Ich schätze meinen Verlust auf etwa 200 Thlr. Die Regierung kann sich in der bis jetzt eingehaltenen Weise unmöglich halten. Ausser Camphausen, Hansemann u. Bornemann sind alle übrigen Minister ganz unfähig; Patow, Arnim, Schwerin u. Kanitz haben sich schon als entschieden unhaltbar gezeigt u. Auerswald ist sehr zweideutig. Jedenfalls müssen jene Elemente ausgeschieden werden u. die ganze hohe Bureaukratie in den Ministerien geändert werden. Gegen das Ministerium Schwerin werden die ausserordentl. Professoren u. Privatdocenten in den nächsten Tagen ein Misstrauens-Votum ergehen lassen. — Die neuesten Nachrichten aus Paris sind sehr bedenklich, obwohl die Regierung gesiegt hat. Der Krieg gegen Russland rückt immer näher heran u. noch immer schwankt das Ministerium. In Frankfurt, wo heute die Versammlung begonnen haben wird, wird es wahrscheinlich so bunt, wie in einer Judenschule hergehen, u. die deutsche Einigkeit wird erst nach manchem harten Stoss zu Stande kommen. Ob aber vor der allgemeinen Proklamation der Republik etwas so recht Verständiges daraus werden wird, das steht sehr dahin.

Ich weiss nicht, wie Du über die Angelegenheit des Prinzen von Preussen denkst; daher noch ein Paar Worte darüber. Unsere Revolution hat hauptsächlich zweierlei errungen: die Zerstörung des Militärstaates u. die Vernichtung des Polizeistaates. Der letztere fängt jetzt schon wieder an, sich zu regen u. es bedarf aller Entschlossenheit, dagegen zu stehen. Der Militärstaat war in dem Prinzen von Preussen verkörpert, der Sturz des ersten bedingte den Sturz des zweiten, den zweiten zurückrufen heisst den ersten wieder zu Recht einsetzen. Das fühlt unser Berliner Volk sehr wohl, u. da das das Grab unserer Freiheiten wäre, so ist es in der Majorität (denn trotz aller Widersprüche war hierin Majorität) gegen die Zurückberufung gewesen. Die Art, wie diese Zurückberufung in dem Bericht der Minister ausgeführt war, hat das ihrige gethan, genug, es konnte nicht anders kommen, sonst wäre unser Volk keinen Schuss Pulver werth gewesen.

Lebe recht wohl

Dein Rudolf.

Meinen Cours halte ich jetzt der Zeitumstände wegen Morgens von 7—9 Uhr. Er ist diesmal ausserordentlich zahlreich besucht, so dass ich mit Vergnügen rede, u. mich weiter ausdehne, als ich es sonst zu thun pflegte. Die Studenten fangen jetzt an, reichlicher zu kommen, während ich sonst nur junge Aerzte hatte.

Charité, am 18. Mai 1848.

Liebe Mutter,

Nimm es mir nicht übel, Eure Angst vor den Polen ist lächerlich, Ihr könnt Euch wohl denken, dass sie

nicht mit einemmale aus dem Himmel kommen können u. dass zwischen Schivelbein u. Polen manche gute Meile Weges liegt. Der Widerwille gegen Berlin ist so recht kleinstädtisch. Die Leute sollten froh sein, dass Berlin für sie sorgt, sonst würden sie Jahrhunderte lang in dem alten Mist sitzen geblieben sein. Eine Stadt, welche durch ihre Bevölkerung den vierzigsten Theil des ganzen Landes ausmacht, so gross als der ganze Regierungsbezirk Köslin ist, wird es noch wohl mit Ruhe ansehen können, dass die Pommern einen Krieg gegen sie anfangen. Die Pommern sollten nicht vergessen, dass Breslau, Magdeburg u. Köln auf unserer Seite sind. Niemand macht ihnen etwas streitig, man will ihnen nur grössere Freiheiten geben, u. da gebärden sie sich wie kleine Kinder, sind eigensinnig u. wollen nicht. Hätten die Berliner nicht die Revolution gemacht, so hätten wir noch die alte Soldaten-Wirthschaft; die Polizei u. das Beamtenheer ist noch gar nicht einmal vernichtet, u. doch muss das nothwendig noch geschehen. Allerdings ist die Lage der Dinge sehr gefährlich, aber sie wird nur durch diejenigen gefährlich, welche nicht mit einem Male Alles wollen, sondern die noch den alten Koth zur Hälfte behalten wollen. Ich will Dir ein Beispiel anführen: Wenn ein Haus in Flammen steht, u. eine ganze Stadt in Gefahr kommt, davon in Brand zu gerathen, so reisst man das Nachbarhaus ein, um die Fortsetzung des Feuers zu hindern. Will man da noch lange zögern, erst zusehen, ob das zweite Haus nicht noch vielleicht zu retten ist, so kann man durch dies Zögern die ganze Stadt verlieren. Man opfert also das Kleinere, um das Grössere zu erhalten. Ebenso ist es in der Politik. In so grossartigen Zeiten, wie die jetzigen sind, darf man nicht zaudern, sondern man muss grosse Schritte thun; diejenigen meinen es mit dem

Vaterland am besten, welche sich um kleine Opfer nicht kümmern, eine augenblickliche Gefahr nicht scheuen, um das Ganze zu retten. Diese Ueberzeugung hat ein nicht unbedeutender Theil der Berliner u. sie haben darin gewiss Recht. Dass nun aber zuweilen etwas geschieht, was nicht Recht ist, dass einmal ein übereilter u. unbesonnener Schritt gemacht wird, das kann bei einer so jungen Freiheit nicht anders sein. Die Kinder lernen um so früher gehen, je öfter u. härter sie fallen. Das hat also Alles nichts zu sagen. Wenn die Pommern aber endlich glauben, dass die Berliner an der allgemeinen Geldzerrüttung Schuld sind, dass alles Unglück von ihnen stammt, so irren sie sich sehr. Wären die Berliner ganz still gewesen, so würden die Sachen vielleicht noch schlimmer stehen, denn in Frankreich, Oesterreich, Polen u. Süddeutschland würde es doch nicht ruhig geblieben sein; der Krieg mit Dänemark wäre doch gekommen u. Handel u. Gewerbe würden ebenso zerrüttet sein.

Was nun Deine Angst um mich betrifft, so sollte ich meinen, dass Du, wie Du Deinen Sohn kennst, von ihm nicht erwarten wirst, dass er sich in schimpflicher Ruhe befindet, wenn die heiligsten u. ehrenvollsten Rechte der Staatsbürger zu vertreten sind. Wäre ich Militärarzt geblieben, so würde ich jetzt vielleicht in Schleswig u. ganz anderen Gefahren ausgesetzt sein. Du fürchtest Dich gerade so, wie man sich früher vor den Eisenbahnen fürchtete. Jedermann ist in jedem Augenblick seines Lebens Gefahren ausgesetzt; man kann ganz ruhig auf der Strasse gehen u. ein Ziegel vom Dach kann einen todtschlagen. Das muss man wissen. Dass ich nicht unnöthig mich in Gefahr bringe, habe ich Dir oft genug gesagt, u. ich dächte, Du hättest keine Beweise vom Gegentheil. Baue Dir also keine

Schreckbilder auf; vor seiner eigenen Phantasie muss man sich am meisten hüten u. gegen die kann einen kein Fremder schützen.

Dein

Dich herzlich liebender Sohn

Rudolf.

Charité, 1. Juli 1848.

Lieber Vater,

Dass Du so lange nichts von mir gehört hast, lag zum grossen Theil an dem Mangel an Zeit, der sich bei mir in einem Masse herausgebildet hat wie nie. Theils politische, theils medicinische Beschäftigungen füllen meinen ganzen Tag aus. Vormittags fesseln mich meine Amtsgeschäfte u. mein Cours, u. ich kann höchstens noch eine Zeitung lesen; Nachmittags habe ich allerlei Commissionssitzungen, Abends Versammlungen aller Art. Zweimal in der Woche hält unser Bezirksverein, der Friedrich-Wilhelmstädtische, Sitzung, wo ich Mitglied des Comités bin; einmal der Bezirks-Central-Verein, in dem die Abgeordneten aller Bezirksvereine sitzen, u. wo ich bisher auch Mitglied des Comité's war; einmal wöchentlich ist General-Versammlung der Aerzte, wo ich Vicepräsident bin. Dazu kommen Clubs, Handwerker- u. Maschinenbau-Arbeitervereine, u. endlich beschäftige ich mich in diesem Augenblick noch mit der Gründung einer medicinischen Wochenschrift, welche die Reform des Medicinal-Wesens nach den Principien unserer Zeit vertreten soll. Die einzigen Tage, wo ich mich einmal frei gemacht habe, waren die Pfingsttage, wo ich eine Excursion nach Freienwalde machte u. Försters einmal wieder besuchte.

Du wünschest nun etwas über die Lage der politischen Dinge u. namentlich der Republik zu hören. Ich kann darauf natürlich nur oberflächlich eingehen u. bei der Schnelligkeit, mit der jetzt die Ereignisse einhergehen, nur eine allgemeine Ansicht aussprechen. Durch die Zeughaus-Angelegenheit u. die Pariser Ereignisse hat für den Augenblick die Republik scheinbar sehr viel Terrain verloren, allein das ist auch nur für den Augenblick. Gerade diejenigen, welche der Republik am sichersten entgegenzuarbeiten hoffen, nützen am meisten. Die Majorität ist jetzt für eine demokratisch-constitutionelle Monarchie, für ein demokratisches Königthum, in dem der Volkswille das allein geltende Moment, der König nur der Ausdruck des Volkswillens ist. So denkt sogar ein grosser Theil der National-Versammlung, namentlich das linke Centrum, zu dem auch Dehnel gehört. In der That ist diese Verfassungsform ganz schön u. theoretisch höchst anerkennenswerth. Sie hat nur ein Bedenken, nämlich das, dass sie praktisch unausführbar ist. Preussen wird keinen König finden, der weiter nichts sein will, als der Ausdruck des Volkswillens, der sich ganz den Interessen seiner Person u. seines Hauses begiebt. Am allerwenigsten ist dazu dieser König fähig, obwohl er schon Zeichen einer Sinnesänderung von sich gegeben hat, welche allein ausreichen würden, um ihn als unfähig zur königlichen Gewalt zu bezeichnen. Im günstigsten Falle, wenn sich der König für jetzt geneigt zeigte, eine demokratische Verfassung zu beschwören, wird er doch nicht im Stande sein, sie zu halten. Die jetzt lebenden Hohenzollern sind durch ihre Erziehung so sehr daran gewöhnt, sich als etwas Apartes zu betrachten u. ihre Wünsche für die Wünsche des Volkes zu halten, dass sie sich nie darein fügen werden, selbst beim

besten Willen unwillkürlich nicht, immer nur dem Volkswillen nachzukommen. Das Volk wird sehr bald einsehen, dass es mit solchen Leuten nicht existiren kann, es wird eine neue Revolution machen u. dann nur die republikanische Staatsform annehmen.

Das wäre der günstigste Fall. Es ist aber kaum zu erwarten, dass der eintreten wird. Der König u. seine Brüder werden sich in die vollkommene Entkleidung von allen Majestätsrechten freiwillig nicht fügen: sie werden es nicht zugeben, dass ihnen weiter nichts übrig bleiben soll als das Recht sich fortzupflanzen. Macht die National-Versammlung einen Verfassungs-Entwurf in diesem Sinne, so wird wahrscheinlich der König abdanken u. der Prinz von Preussen die Krone übernehmen u. neue Unterhandlungen versuchen. Führen diese zu keinem Resultat, so ist ein neuer Conflikt zwischen Volk u. König da; führen sie zu einem, so ist das Volk in seinen Rechten betrogen u. der Conflikt ist auch da.

Im letzteren Falle könnte möglicherweise der König siegen, da die National-Versammlung auf seiner Seite wäre, wenn nicht die Verhältnisse von Deutschland mittlerweile eine ganz andere Gestalt angenommen hätten. Nach den neuesten Nachrichten von Frankfurt ist dort ein Reichsverweser bestimmt worden, der Krieg u. Frieden erklärt, Verträge schliesst, Gesandte u. Consuln ernennt, Generale beruft etc. — kurz, Preussen hat plötzlich aufgehört, eine europäische Macht zu sein u. dem Könige sind alle Souveränitätsrechte nach aussen hin abgenommen. Unter solchen Bedingungen ist das Königthum eine Illusion.

Es könnte nun weiter nichts übrig bleiben, als dass Preussen sich nicht fügt. Dann haben wir die Aussicht auf einen deutschen Bürgerkrieg. In Baden, Württemberg,

Rheinhessen u. Rheinbaiern, Darmhessen u. Rheinpreussen, in Schlesien, Thüringen, Franken, Braunschweig u. hier verstärkt sich die republikanische Partei täglich mehr u. in einigen Monaten stünde dann ein grosser Kampf bevor. Es wäre dann sehr leicht möglich, dass Russland von der einen, Frankreich von der andern Seite eingriffen u. das Ende könnte schwerlich etwas Anderes, als die Republik oder der Militärdespotismus, die Knute, sein.

Das ist meine Ansicht von der Sachlage. Möglich, dass menschliche Berechnung hier irre führt, u. dass es anders ausfällt, wir werden das sehen. Aber täuschen darf man sich darüber nicht, dass der grosse Kampf der Principien bevorsteht, u. da durch die Pariser Ereignisse die sociale Frage in ihrer ganzen Nacktheit auf den Kampfplatz getreten ist, so ist es wahrscheinlich, dass der Kampf hart sein wird.

Nächstens mehr. Vorläufig lebe recht wohl u. möge ein freundlicher Himmel so lange als möglich über Euch wachen.

Dein

Rudolf.

Berlin, Charité, am 29st. Septbr. 1848.

Lieber Vater,

Meine einzige Entschuldigung für mein langes Schweigen ist die, dass mir die Zeit unter den Händen entschwindet, ohne dass ich weiss, wie? Am Ende eines jeden Monats, einer jeden Woche ist es mir, als hätten sie eben erst angefangen. Die Ereignisse drängen u. treiben sich in hastiger Eile, Hoffnung u. Besorgniss schaukeln auf u. ab, jeder Tag bringt neue Ereignisse, u. weder die Politik noch die

Medicin lassen mir einen Augenblick vollkommener Ruhe. Eben jetzt ist es etwas ruhiger, aber es ist wie die Ruhe vor dem Sturm, wie die Schwüle vor dem Gewitter. Ringsum am Horizont donnert u. blitzt es, überall dickes, drohendes Gewölk, u. nirgend ein Schirmdach! Das Barometer steht tief, sehr tief! —

Was zunächst Deine Angelegenheit betrifft, so beeile ich mich, Dir zu schicken, was Du wünschst. Die Mutter hatte mich gebeten, für Dehnel zu Michaelis die noch rückständigen 50 Thlr. zu senden u. ich war bereit, dies in den nächsten Tagen zu thun. Ich füge nun dazu noch 25 Thlr. u. überlasse es Dir, darüber nach Deinem Bedürfniss u. nach den Umständen zu disponiren. Es wäre mir sehr lieb, wenn die Angelegenheit mit Dehnel endlich beigelegt werden könnte, da ich diese als eine persönliche betrachte. Vielleicht begnügt er sich vorläufig mit 25 Thlr. u. ich bin dann bereit, in einigen Wochen noch 25 Thlr. nachzuschicken. Kannst Du das so arrangiren, so würde ich Dir sehr dankbar sein.

Was mein Kommen anlangt, so glaube ich kaum, dass ich im nächsten Monat Zeit haben werde. Ich habe vorgestern einen neuen Cours angefangen, den ich Ende Oktober beendigen möchte, um dann für die Studenten mit dem Anfange des neuen Halbjahrs einen zweiten beginnen zu können. Reise ich aber noch, so ist das nicht möglich. Zu Weihnachten hoffe ich dagegen, wenn sonst alles gut geht, die Reise bestimmt machen zu können. Dass ich im August nicht abkonnte, um Dir die Erndte einbringen zu helfen, habe ich sehr bedauert; ich habe mich überdies damals nicht besonders wohlbefunden. Während der Höhe der Cholera-Epidemie war ich mehrmals unwohl, wie fast jedermann in Berlin, doch ist das Alles vorüber, die Cholera

selbst hat fast ganz nachgelassen u. ich bin jetzt vollkommen auf den Beinen. Dass Ihr verschont geblieben seid, freut mich sehr u. will ich wünschen, dass es so bleiben möge. Nimm Dich nur recht in Acht u. sei namentlich vorsichtig bei Diarrhoe. Die darf man jetzt nicht vernachlässigen; gehe dann zu rechter Zeit zu Bett, trinke etwas Pfeffermünzthee, u. verlasse das Zimmer nicht zu zeitig.

Die Politik geht jetzt wieder sehr schlecht u. ich bin sehr niedergeschlagen. Der Tod Struve's bekümmert mich sehr, denn das war einer der nobelsten Geister Deutschlands, so ein rechter Republikaner von strengen Sitten u. der äussersten Thatkraft. Was aus Deutschland werden soll, sehe ich noch nicht ein. Ein Schreckensregiment bereitet sich überall vor mit Kartätschen u. Belagerungszuständen, so scheusslich wie nie zuvor. Keine Unterdrückung durch feindliche Gewalt kann so niederträchtig sein, wie dieser innere Bürgerkrieg, dieser Kampf der rohen Gewalten im eigenen Lande. Der Rückschritt, den man so lange fürchtete, ist jetzt da; alles wird wieder in Frage gestellt. Ueberall der Militärdespotismus u. das geknechtete Volk, überall die Unsittlichkeit der Regierenden, die Demoralisation der Völker. Jede neue Zeit verlangt die Blutaufe, aber ich habe nicht geglaubt, dass sie so qualvoll sei. Meine eigene Bethätigung an diesen Dingen ist jetzt eine sehr mässige. Wir haben in unserem Bezirk einen Bürgerverein (den Friedrich-Wilhelmstädtischen), der entschieden demokratisch ist u. sich desshalb nicht der Gunst der Reactionär's zu erfreuen hat. Der ist es, den Dein Bruder meint. Wenn er die Mitglieder als erbärmliches Gesindel bezeichnet, so mag das von seinem Standpunkt richtig sein. Gewiss sind viele davon Proletarier, aber der Geist unserer Zeit hat auch diese zu Menschen gemacht.

Du brauchst Dich deshalb nicht zu beunruhigen; Leute, wie Waldeck u. Ruge haben es nicht verschmäht, vor diesen Proletariern als Redner aufzutreten, u. unsere Plakate u. Adressen haben sich immer der Anerkennung Seitens der freisinnigen Männer zu erfreuen gehabt. Standesunterschiede aber kennen wir nicht, denn in der Politik soll jeder gleichberechtigt sein, u. wenn unser Volk einmal ein politisches sein soll, so muss es auch politisch gebildet werden. Der Sinn für Gesetzlichkeit findet sich nicht über Nacht. — Ausser diesem Verein bin ich nur noch als Deputirter bei dem Bezirks-Central-Verein, welcher von allen Bezirks-Vereinen durch Abgeordnete beschickt wird. Da bin ich Vicepräsident u. glaube mich dessen nicht schämen zu dürfen. In dem demokratischen Verein dagegen bin ich seit 4 Monaten nicht gewesen. Dass Du aber meinen Namen nicht in Verbindung damit gelesen hast, liegt nur an der Vossischen Zeitung, für deren armselige Klatschereien freilich nur die Verhandlungen des constitutionellen u. patriotischen Vereins passen. Zur Zeit, als der demokratische Club in seiner eigentlich gefürchteten Gestalt da stand, war ich allerdings Mitglied u. habe wiederholt darin gesprochen; in der Zeitungshalle hättest Du damals auch meinen Namen finden können, u. wenn die Schivelbeiner sich darüber geärgert oder aufgehalten hätten, so würden sie nur ihren Mangel an politischer Bildung gezeigt haben. Dass ich jetzt nicht daran Theil nehme, hat darin seinen Grund, dass ich ohnehin mehr als genügend beschäftigt bin.

Meine Stellung zur demokratischen Partei kannst Du am besten daraus ersehen, dass ich kürzlich auf die Empfehlung der Abgeordneten Waldeck u. Schramm (von Langensalza) in dem Kreise Ziegenrück in Thüringen zum Deputirten zur konstituirenden Versammlung gewählt

worden bin. Ich habe 18 von 25 Stimmen gehabt. Da ich noch nicht 30 Jahre alt bin, wie das Wahlgesetz verlangt, so habe ich natürlich ablehnen müssen; wäre ich alt genug, so sässe ich in diesem Augenblick in der Versammlung u. würde jedenfalls zur äussersten Linken gehören, wenn ich auch nicht immer die Mittel, welche sie zur Erreichung ihrer Ideen vorschlägt, billige.

Die medicinischen Reformen beschäftigen mich ausserordentlich. Ich habe Dir wohl schon geschrieben, dass ich mit Dr. Leubuscher zusammen eine Wochenschrift, genannt „die medicinische Reform" gegründet habe, die wöchentlich einen Bogen stark erscheint. Diese Zeitschrift u. die Sitzungen der General-Versammlung der Aerzte mit den dazu gehörigen Commissionen haben mich viel Zeit gekostet. Wir befinden uns in der äussersten Opposition mit der Regierung u. Herr Geh. Rath Schmidt hat für das Medicinal-Ministerium eine eigene Broschüre gegen mich geschrieben, worin er mich auf's heftigste anfällt. Unsere Sache ist aber so gut, dass auch solche Angriffe ihr nichts schaden; der Kampf kann freilich noch hart werden u. er ist nicht ungefährlich, doch hoffe ich, dass wir ihn überstehen werden. Das Archiv wird dadurch nicht weiter gestört; es geht ruhig fort u. es sind schon zwei Hefte davon erschienen, so dass zu dem zweiten Bande, dem diesjährigen Jahrgang, nur noch eins fehlt.

Du siehst, an Bewegung fehlt es mir nicht, immer ist wieder neuer Kampf da, u. ich muss gestehen, dass ich ermüden würde, wenn nicht die principielle Beruhigung mich tröstete u. gerade diese Zeit des Kampfes die gleichgesinnten Leute inniger zusammenführte. Meine Beziehungen zu meinen Freunden sind ungleich herzlicher geworden, als sie es je waren, u. ich habe manche Bekannt-

schaft dabei gewonnen, welche mir ohne dies wahrscheinlich nie zugefallen wäre. Dahin zähle ich namentlich zwei der edelsten u. liebenswürdigsten Leute aus Königsberg, Dr. Goldstücker, einen Philologen (Sanskritist) u. Prof. Rosenkranz, der jetzt vortragender Rath im Staatsministerium ist u. dem zu wiederholten Malen das Cultusministerium angeboten worden ist. Ich hoffe, dass diese Freundschaften lange halten sollen.

Grüsse die Mutter recht vielmal, u. sage ihr, dass sie ruhig sein sollte. Ich denke, dass ich ihr auch bald schreiben werde; jetzt bin ich zu sehr aufgeregt, als dass ich ihr noch einen guten Brief schreiben könnte. Lebe recht wohl u. schreibe bald einmal

Deinem

Dich herzlich liebenden Sohn

Rudolf.

Berlin, am 19. Decbr. 48.

Lieber Vater,

Ich schreibe Dir nicht, um Dir einen weitläufigen Brief zu schreiben, sondern um meinem Versprechen überhaupt nachzukommen, da ich das Uebrige der mündlichen Unterredung vorbehalte, u. dann vornehmlich, um Dir zu Deinem Geburtstage meine Glückwünsche darzubringen. Wir beide haben da ein schweres Jahr hinter uns: Du, wie Du mir in Deinem letzten Briefe geschrieben hast; ich, wie sich einfach ergiebt, wenn man die Ereignisse dieses Jahres zusammenstellt. Zwei grosse Epidemien, Typhus u. Cholera, u. zwei grosse Revolutionen, eine des Volks u. eine der Aristokratie, das wird nicht so leicht wieder zusammenfallen. Und nun diese grossen Schwankungen der öffentlichen

Meinung, diese furchtbaren Oscillationen des Rechtsgefühls. Monatelang die höchste u. nobelste Exaltation, u. jetzt die greulichste u. niederträchtigste Demoralisation. Ich kann wohl sagen: solche Jahre wünsche ich weder Dir, noch mir, noch sonst wem wieder; so etwas einmal erfahren zu haben, genügt vollkommen. Aber ich befürchte, dass es nicht das letztemal gewesen ist. Der Boden für die Revolutionen ist geschaffen; jetzt wird er von der Reaction geackert u. über kurz oder lang wird ihn wieder das Volk bestellen. Möge Dir daher noch lange Gesundheit u. alles Wohlergehen vorbehalten sein; die alte Ruhe wirst Du, glaube ich, nicht wieder einkehren sehen. Auch glaube ich nicht, dass Du das wünschen kannst. Die Geschichte will vorwärts, ihre Aufgabe ist die geistige u. leibliche Befreiung des Menschengeschlechts, u. ich bin noch jetzt überzeugt, wie vor etlichen Monaten, dass es dazu zunächst der Republik bedarf.

Es ist freilich in diesem Augenblick schwer zu sagen, was die nächste Zeit bringen wird. In Frankreich, in Italien, in Oesterreich, bei uns hat die Contrerevolution gesiegt u. sie fängt an, überall ihren Sieg schamlos zu benutzen. Der demokratische Kaiser, Louis Bonaparte, scheint wirklich vorzuhaben, die National-Versammlung aufzulösen u. ein neues Wahlgesetz mit Census zu proklamiren (octroiren); das preussische Kaiserthum in Deutschland, das slavische in Oesterreich — beginnen sich drohender zu gestalten. Wie lange das dauern wird, vermag jetzt niemand abzusehen, allein dass es nicht lange dauern kann, möchte wohl nicht zweifelhaft sein. Alle politischen Fragen sind jetzt Geldfragen u. durch die Geldfrage werden sie wieder sociale Fragen, u. man mag sich daher drehen u. wenden, wie man will, die letzteren kommen immer wieder zum Durchbruch.

Was hilft es uns, dass jetzt durch die octroirte Verfassung für einen Augenblick Ruhe u. Ordnung da ist, wenn uns die Kosten, welche sie macht, ruiniren. Die National-Versammlung würde bis zum Februar mit allen organischen Gesetzen u. der Verfassung fertig geworden sein u. hätte während der ganzen Zeit nicht soviel gekostet, als die Mobilmachung des Heeres in einer einzigen Woche kostet. Es werden jetzt wöchentlich 2 Millionen für die Armee verbraucht; die freiwillige Anleihe muss schon erschöpft sein, die Bestände von früher waren sehr gering u. die laufenden Einnahmen werden eben ausreichen, die Ausgaben bis zum Zusammentritt der Kammern zu decken. Dann wird für uns die grosse Anleihe kommen, wie sie in Oesterreich, in Baden, in Nassau, in Württemberg gekommen ist. Der National-Wohlstand wird ruinirt u. dann taucht die Frage der Republik immer wieder von Neuem auf. Dass die jetzige Revolution sie nicht weiter gefördert hat, liegt daran, dass uns die ausreichenden Persönlichkeiten fehlen; diese müssen sich erst allmählich entwickeln. Die Schmähungen, Verleumdungen u. Verfolgungen, die jetzt über sie ergehen, werden sie erst recht bilden. Lasse Dich durch das Geschrei der Leute, u. auch durch das nichtswürdige Schreiben des Herrn Mühler über Waldeck's Persönlichkeit nicht irre führen: wir haben in Preussen keinen verständigeren u. bedeutenderen Mann im Augenblick. Ich habe Waldeck in den schwersten Zeitverhältnissen gesehen u. gesprochen, u. kann versichern, dass ich ihm vollkommen vertraue. Ich hoffe auch, dass unser Wahlbezirk für das nächste Mal es sich nicht wird nehmen lassen, ihn wieder für die Kammer zu wählen. Wir beschäftigen uns eben aufs lebhafteste mit der Organisation unserer Partei für die Wahlen u. das ist es hauptsächlich, was mich jetzt fesselt. Wie steht es

bei Euch? Grüsse Dehnel von mir u. sage ihm, dass, wenn ich käme, ich ihm helfen wolle, wenn es ginge. Ich denke zum ersten Weihnachtstage einzutreffen u. 4—5 Tage zu bleiben. Grüsse die Mutter vielmal.

Dein Rudolf.

Briefe aus dem Jahre 1849.

Berlin, am 14. Jan. 49.

Lieber Vater,

Meine Zeit ist so sehr in Anspruch genommen, dass Du mir verzeihen wirst, wenn ich mich auf einige Worte beschränke. Von der Reise bin ich vollkommen wohl zurück gekommen und mein körperlicher Zustand lässt nichts zu wünschen übrig. Die übrigen Angelegenheiten betreffend, so nimmt die Wahlbewegung fast meine ganze Zeit in Anspruch. Das Central-Comité ist fast im ganzen Lande von den Zweig-Comités der Volkspartei anerkannt u. unsere Flugblätter sind allerorts verbreitet. Die Regierung betrachtet uns als sehr gefährlich u. hat allerlei Nachstellungen begonnen, die nur in den letzten Tagen plötzlich unterbrochen sind. Wir hoffen auf einen günstigen Ausfall der Wahlen, obwohl die Gegenpartei mit einer scheusslichen Gemeinheit u. ungeheuren Mitteln wühlt. Siehe Dir nur unser Flugblatt No. 11 an. Wie steht es bei Euch? Schreibe mir doch bald darüber. — Von den beifolgenden Flugblättern gieb, so viel Dir gut scheint, an Dehnel u. namentlich an Runge, den ich sehr zu grüssen bitte.

Viele Grüsse an die Mutter; sage ihr, dass ich nach den Wahlen der Wahlmänner schreiben werde. — Ob ich selbst

zum Wahlmann gewählt werden werde, steht sehr dahin, da wir in der Charité für uns wählen sollen. Nun ist das ein böses Ding. Der oberste Verwaltungsbeamte, Hr. Rechnungsrath Esse, ist Wahlcommissar; das ganze Haus ist bureaukratisch organisirt u. so kann es leicht kommen, dass lauter reactionäre Wahlmänner durchkommen, zumal da keine Vorversammlungen gehalten werden dürfen.

Lebe recht wohl.

Dein

Rudolf.

Berlin, 8. März 49.

Lieber Vater,

Du musst diesmal sehr viel verzeihen, denn ich habe wirklich sträflich lange geschwiegen. Häufig genug habe ich mich angeschickt, Dir zu schreiben; allein immer hoffte ich, Dir zugleich wesentliche Nachrichten über die Gestaltung unserer Verhältnisse geben zu können; — immer hatte ich vergebens gehofft.

Wie unsere politische Lage ist, weisst Du aus den Zeitungen. Eine bestimmte Aussicht für die Zukunft haben wir alle noch nicht. Die Verhältnisse werden täglich verwickelter; die Entscheidung über die deutsche Frage kommt immer mehr in die Hände der Cabinette, u. das Volk wird in sein altes bevormundetes Wesen zurückgedrängt, aus dem nur ein grosser Schlag es wieder aufrütteln kann. Ein auswärtiger Krieg ist möglich, aber für die Sache des Volks ist davon sehr wenig zu erwarten. Bei uns wird nun freilich die Stimmung um nichts gemildert. Die übermüthige Weise, in der die Rechte u. das Ministerium in ihrer augenblicklichen, vielleicht nur scheinbaren Majorität

auftreten, drängt die Opposition zu einem dichteren Zusammenhalt u. man erwartet, dass bei den wichtigeren, materiellen Fragen der Sieg auf Seiten der Linken sein wird. Die Partei Grabow wird jedenfalls mit für freisinnige Einrichtungen stimmen. So wäre es allerdings möglich, dass das Ministerium Brandenburg sich nicht mehr lange halten kann. Was aber dann kommen wird, ist schwer vorauszusehen.

Dieser Haltung der allgemeinen Parteien gegenüber ist natürlich auch die Lage der einzelnen Personen schwankend. Ich selbst erwarte eigentlich täglich eine ministerielle Entscheidung über das Fortbestehen meines Verhältnisses u. es ist leicht möglich, dass dieselbe ungünstig ausfällt. Aus den Zeitungen wirst Du ersehen haben, dass das Kriegsministerium zwei Charité-Chirurgen entfernt hat, weil sie bei den Wahlen im Sinne der Oppositionspartei gewirkt haben. Mir hat das Cultusministerium gleichfalls die Frage vorgelegt, wie ich es mit meiner Stellung vereinigen könne, aufregende Flugschriften zu verbreiten? Ich habe darauf geantwortet, dass meine amtliche Stellung mit meiner politischen Thätigkeit nichts zu thun habe u. dass ich die erstere nicht gemissbraucht habe, um die zweite auszuüben. Ich habe darauf keine Antwort, jedoch wäre es möglich, dass man zu meiner Suspension schreitet. Herr Lehnert, der jetzige Direktor der Medicinal-Angelegenheiten, ist bei den Wahlen, wo ich Vorsitzender der Volkspartei war, auf meinen Antrag excludirt worden u. hat seitdem einen lebhaften persönlichen Widerwillen gegen mich. Sollte die Suspension wirklich erfolgen, so fragt es sich, ob man meiner Lehrthätigkeit Hindernisse entgegen setzen wird. Ich glaube nicht, u. es würden mir durch diese, durch meine literarischen Arbeiten, u. durch practisch-ärztliche

Beschäftigung immer noch Mittel genug zum Unterhalt bleiben. In dieser Beziehung brauchst Du also nicht besorgt zu sein.

Daneben geht ausserdem eine andere Unterhandlung, welche möglicherweise eine erhebliche Aenderung hervorbringen kann. Die medicinische Facultät in Würzburg hat nämlich bei dem baierischen Ministerium einstimmig darauf angetragen, mir die dortige Professur für pathologische Anatomie zu übertragen. Dieselbe bringt 1200 fl. Gehalt u. gegen 800 fl. Honorar. Das Ministerium hat darauf noch nicht entschieden, wahrscheinlich weil die baierischen Verhältnisse ebenso ungeordnet sind, als die unsrigen. Mein Schicksal hängt also gewissermassen von der Bildung des neuen Ministeriums in München ab. Wird es freisinnig, so ist an meiner Berufung kaum zu zweifeln. Geschieht dieses aber, so kann ich wiederum hier Bedingungen stellen.

Diese Angelegenheit beschäftigt mich zum Theil schon seit dem Januar, denn damals stellte die Würzburger Facultät die erste Anfrage hierher, um sich über mich zu erkundigen. Sie hat sich so lange hingeschleppt, dass ich in einer fortwährenden Spannung erhalten bin, da ich jeden Augenblick eine Lösung erwarten durfte. Die Bedingungen sind so günstig u. ehrenvoll, wie möglich; Würzburg selbst ist eine sehr schön gelegene, billige Stadt u. das dortige Krankenhaus ist eines der grössten in Deutschland. Kann ich hier nicht bleiben, so kann ich keinen günstigeren Platz für meine Thätigkeit finden, als diesen. Unangenehm wäre es allerdings, wenn gleichzeitig oder kurz hintereinander meine Suspension hier u. eine abschlägige Antwort in München erfolgte. Doch auch in diesem Falle müsste man sich trösten; auch in dieser Zwickmühle des Unglücks würde

sich ein Ausgang finden, wenn auch einige Monate dazwischen fielen, welche zu den unbehaglichen des Lebens gehören. Jedenfalls hoffe ich, dass Du mir keine Vorwürfe darüber machen wirst, dass ich meine Ueberzeugungen von dem wahren Wohle des Landes offen vertreten habe.

Was unser Wahl-Comité besonders hier gewirkt hat, ersiehst Du aus den Berichten der Presse. Die reactionäre Partei, welche sich noch nicht genug gefestigt glaubt, muss daher gegen die Theilnehmer alle ihre Pfeile ausschiessen, u. es ist nicht unmöglich, dass wir auch noch unserer Flugblätter wegen einen Pressprocess bekommen. Wir haben indess eine Menge sehr tüchtiger Juristen unter uns, u. diese sind einstimmig der Meinung, dass uns nichts geschehen könne.

Sobald mein Schicksal irgend eine entscheidende Wendung genommen haben wird, sollst Du Nachricht davon erhalten. Bis dahin sei so ruhig, wie ich es bin. Nach dem Regen muss doch immer wieder einmal Sonnenschein kommen, u. wir nähern uns ja dem Frühjahr. Lebe recht herzlich wohl.

Dein

Dich herzlich liebender Sohn

Rudolf.

Berlin, 21. März 1849.

Meine liebe Mutter,

Du musst nicht so sehr ängstlich sein. In Zeiten, so unsicher wie diese, muss man darauf vorbereitet sein, dass man einmal in eine schiefe Stellung kommt. Es ändert sich jetzt oft in wenig Tagen sehr viel. Heute sieht es aus,

als ob der Krieg wenigstens an allen 4 Ecken zugleich losbrechen müsste, u. morgen ist wieder überall Friede. Das Leben ist zuweilen etwas wechselvoll u. man muss sich darin finden. Zunächst ist von Deinen Befürchtungen noch nichts eingetroffen. Der 18. u. 19. März sind ohne Gefahr vorüber, ich bin noch in meinem Amte, u. nur die Kreuzzeitung hat ihre Galle wiederholentlich über mich ausgegossen. Du hast davon wohl gehört; Du wirst auch vielleicht gehört haben, dass darin steht, ich sei der Sohn einer Frau, welche in ihrem Wittwenstande von einer königlichen Gnadenpension lebe, u. ich sei bei meiner letzten Anwesenheit in Schivelbein von dem Herrn von K. mit sehr s c h l a g e n d e n Gründen belehrt worden. Ich habe sogleich eine Berichtigung an die Redaction geschickt, sie hat dieselbe aber nicht aufgenommen. Mir liegt auch nicht viel daran u. Ihr müsst Euch auch daran gewöhnen. Das sind so die Lügen, zu denen diese Partei greift, u. mit denen sie die Menschen gegen ihr eigenes Wohl aufzubringen weiss.

. . . . . .

Von Würzburg habe ich noch keine Nachricht weiter. Sollte es aber auch damit nichts werden, so steht mir eine andere Aussicht offen. Es ist mir nämlich seitdem wieder eine ordentliche Professur in Giessen, einer hessischen Universität, angeboten worden. Ist es also nicht das eine, so ist es vielleicht das andere, ja es wäre doch auch sehr möglich, dass ich hier bliebe.

Lasse also den Muth nur nicht sinken; es wird sich schon Alles machen. Lieb wäre es mir aber, wenn Du über meine Aussichten, von hier fortzugehen, nicht weiter sprächest. Es ist immer viel besser, nachher davon zu reden. Sage doch dem Vater, dass nach den neuesten Nachrichten der König wahrscheinlich die Kaiserkrone, vielleicht unter einem

andern Namen, annehmen würde, damit dann die Demokraten in ganz Deutschland durch preussische Soldaten unterdrückt werden. Mit Russland ist kein Krieg zu erwarten, auch nicht mit Dänemark.

Dein

Dich herzlich liebender Sohn

Rudolf.

Berlin, Charité, 6. April 49.

Mein lieber Vater,

Du wirst vielleicht schon aus einer Notiz der Kreuzzeitung ersehen haben, dass Deine Warnungen zu spät kamen. Es thut mir leid, dass Du auch diese Nachricht aus dieser Zeitung zuerst bekommen musstest, ich hatte noch immer gezögert, obwohl ich seit 8 Tagen den Stand der Dinge kannte, Dir zu schreiben, weil meine Unterhandlungen noch im Gange waren u. ich deren Resultat noch nicht übersehen konnte. Jetzt applaniren sich die Verhältnisse etwas mehr u. ich kann daher mit grösserer Gemüthsruhe die Sache darstellen.

Heute vor 8 Tagen bekam ich nämlich durch die Charité-Direction die Nachricht, dass der Herr Minister der geistlichen etc. u. Med.-Ang. mich abgesetzt habe u. zum 15. d. M. meine amtlichen Funktionen, zum 1. Mai Wohnung etc. aufhöre. Die nächste Veranlassung waren die Wahlen, die weitere meine unaufhörliche u. organisirte Opposition gegen die Regierung. Ich schrieb darauf dem Minister einen Brief, worin ich ihm die Unzulässigkeit seiner Handlung zeigte; mehrere einflussreiche Leute nahmen die Sache gleichfalls in die Hand, u. während ich dafür sorgte, dass

nicht in den Zeitungen ein zu grosser Lärm geschlagen wurde, entstand unter den Aerzten, Studenten etc. eine grosse Agitation, welche allmählich so anwuchs, dass die Herren vom Ministerium jetzt endlich einsehen, dass sie einlenken müssen. Heute sind zuerst Schritte bei mir geschehen; morgen werde ich wahrscheinlich eine „vertrauliche" Unterredung mit einem der Herren haben, u. so wird sich dann allmählich Einiges gestalten. Wie weit sie nachgeben werden, lässt sich freilich bis jetzt nicht übersehen. Es ist sehr leicht möglich, dass wenigstens Wohnung u. Nahrung fallen u. nur die reine Stelle bleibt, was ich mir gefallen lassen muss. Der Vorsicht halber habe ich daher schon schräg über eine Wohnung gemietet, die ich in diesem Falle zum 1. Mai beziehen würde. Dabei verliere ich freilich für den Augenblick mancherlei, indess ist das eben für den Augenblick; ein Wechsel im Regierungssystem u. das Blatt wendet sich gerade umgekehrt. Meinetwegen brauchst Du immer noch nicht besorgt zu sein. Meine Course sind der Art im Gange, dass sie mir diesen Ausfall vollkommen übertragen, u. selbst in dem Falle, dass mir Alles genommen worden wäre, würde ich mich haben halten können. Die Rücksicht auf Deine Wohlfahrt hat mich dabei am schwersten getroffen; indess war jetzt doch nichts mehr zu machen, u. am Ende bleibt mir die Aussicht auf eine auswärtige Stelle. Bis jetzt habe ich noch keine bestimmte Antwort von ausserhalb. In Baiern ist ein entschieden reactionäres Ministerium an der Regierung, welches den im vorigen Jahr wegen seiner ultramontanen Gesinnungen abgesetzten Philipps zum Professor in Würzburg machen wollte u. darüber mit der Universität in Conflikt gekommen ist. Dieser Conflikt ist für meine Sache in einer umgekehrten Weise vorhanden.

Jedenfalls sei nur getrost u. lasse Dir die Osterfeiertage, welche recht schön zu werden versprechen, dadurch nicht verderben. Schreibe mir bald, dass Du Deine Ruhe nicht darüber verloren hast u. dass sich die Mutter, die hoffentlich wieder ganz wohl ist, auch beruhigt hat. Sie muss aber vorläufig, wenn sie wohlauf ist, doch etwas an mich denken. Im Fall ich nämlich die Wohnung verliere u. ausziehen müsste, so würde ich mir selbst Bett, Handtücher etc. halten müssen. Da ich ein Schlafsopha besitze, so brauchte ich bloss Laken u. Ueberzüge zu Decken (eine wollene Decke werde ich mir kaufen), sowie zu Kissen. Diese, sowie Handtücher würde mir die Mutter vielleicht schicken können, wenigstens vorläufig soviel, dass ich den ersten Monat auskomme. In wenigen Tagen, denke ich, wird die Sache entschieden sein u. genauere Mittheilung folgen können; jedenfalls brauche ich nichts vor dem 1. Mai. Auch, wenn ich von hier weggehen sollte, würde ich jene Sachen nöthig haben. Im Uebrigen bin ich ausgerüstet.

Die allgemeine Politik hat sich wieder einen Augenblick gebessert. Die italienischen u. ungarischen Nachrichten lauten heute sehr günstig; in Schleswig ist der Krieg losgegangen u. bei uns haben die Antworten des Königs Alles verdorben. Die Dynastien ruiniren sich fast absichtlich. Das moralische Ansehen verlieren sie ganz; nur die Gewalt u. die Organisation wird sie noch eine Zeitlang halten. Der König hat ja auch wiederholt gesagt: Gegen Demokraten helfen nur Soldaten! — An Mutter schreibe ich, sobald ich bestimmte Nachricht habe, also in einigen Tagen. Viele Grüsse an die guten Freunde. Herzliches Wohlsein für Dich.

Dein Rudolf.

pr. 15/4.

Beantwortet am 16/4.

Wieder geschrieben am 21 Mai.

Berlin, 13. April 1849.

Lieber Vater,

ich beeile mich, Dir den Stand meiner Angelegenheit nach den Verhandlungen, die ich heute gehabt habe und wie sie in den letzten Tagen gegangen sind, kurz mitzutheilen.

Auf meine erste Bitte, die Maaßregel meiner Absetzung zu sistiren und mir Gelegenheit zur Vertheidigung zu geben, antwortete mir der Minister vor einigen Wochen ganz kurz abschläglich. Mittlerweile wurden aber von ihm selbst unter der Hand durch allerlei Mittelspersonen, unter denen sich auch einer meiner Lehrer befand, Unterhandlungen angeknüpft, welche dahin gingen, daß ich doch irgendwelche Concessionen machen möchte, damit der Minister nicht der Schwäche angeschuldigt werden könne. Die Entrüstung über seinen Schritt war aber allgemein und die Aerzte bereiteten eine energische Protestation vor. Unter die-

sen

freundschaftlichen Stellung genommen hat, nicht abgeschlossen werden könne.

Darauf ist man eingegangen. Heute war ich zu dem Direktor der Medizinal-Angelegenheiten Herrn Geh.-Rath Lehnert eingeladen, der mir mittheilte, daß ich provisorisch bleiben, aber Absetzung und Bestätigung vertagt werden solle, wenn ich erkläre, daß ich mich künftig der politischen Einwirkung auf die Charité und deren Beamte enthalten wolle. Darauf bin ich eingegangen und ich werde also meine Amtsfunktionen zunächst ungestört fortsetzen. Zum 1. Mai verlasse ich die Charité und beziehe eine sehr [illegible] gelegene Wohnung, Charitéstraße No 1. Meine Bitte an die Mutter, mir Leibwäsche und Handtücher zu besorgen, muß ich nun wiederholen; sollte sie nicht darauf eingerichtet sein, so muß ich es bald wissen, um mich hier einrichten zu können.

Rudolf

Wenn der Minister bestreitet, so hat er mir durch Lehnerdt Bescheid machen lassen, daß ich nicht persönlich zu ihm gekommen sei, u. mich aufge-fordert, bald dies so nachträglich zu thun. Ich werde es auch bald nachdrücklich ausführen, um ihm mündlich zu zeigen, welche Ungerechtigkeit u. Un-edle Handlung er begangen habe [illegible] zu einem Schritt zu sein, denn Lehnerdt wollte mir schon heute 150 Thlr. zu Experimenten an Geräten aus seiner Hand beitragen. Ich muß dann aber sehr vorsichtig sein, denn ich habe schon Concessionen genug gemacht, um ohne Beleidi-gung der [illegible] noch mehr einräumen zu können. Wie lange sich überhaupt ein solches Ministerium noch halten kann, weiß ich nicht. Alle Tage Ver-änderungen in der Kammer, u. doch geschieht nichts.

Ich schreibe bald wieder.

Dein Rudolf.

Berlin, 13. April 1849.

Lieber Vater,

ich beeile mich, Dir den Stand meiner Angelegenheit nach den Versammlungen, die ich heute gehabt habe, u. wie sie in den letzten Tagen gegangen sind, mitzutheilen.

Auf meine erste Bitte, die Maassregel meiner Absetzung sistiren u. mir Gelegenheit zur Vertheidigung zu geben, antwortete mir der Minister vorigen Sonnabend abschläglich. Mittlerweile wurden aber von ihm selbst unter der Hand durch allerlei Mittelspersonen, unter denen sich auch Damen befanden, Unterhandlungen angeknüpft, welche dahin gingen, dass ich doch irgendwelche Concessionen machen müsse, damit der Minister nicht der Schwäche angeschuldigt werden könnte. Die Entrüstung über seinen Schritt war aber allgemein, u. die Aerzte bereiteten eine energische Protestation vor. Unter diesen Verhältnissen schrieb ich nochmals, zeigte dem Minister, dass, wenn meine Einwirkung auf die Wahlen in der Charité die Veranlassung meiner Absetzung sei, wie er es angab, u. wenn diese als ein Missbrauch meiner amtlichen Stellung betrachtet werden könne, dies doch nur daher komme, dass man ganz ungehöriger Weise die Charité zu einer Wahlabtheilung gemacht habe. Wäre das nicht geschehen, so hätte man diejenigen Handlungen von mir, die man jetzt als amtliche auffasse, nur als private betrachten können. Hätte ich also nicht in der Charité gewohnt, so würde ich nicht in den Conflikt gekommen sein. Ich bäte ihn daher, meine Absetzung auf die Wohnung zu beschränken, da meine Amtsführung keinen Tadel gefunden habe u. ich von meiner wissenschaftlichen Stellung gerechterweise nicht abgesetzt werden könne.

Darauf ist man eingegangen. Heute war ich zu dem Direktor der Medicinal-Angelegenheiten Herrn Geh. Rath Lehnert eingeladen, der mir mittheilte, dass ich Prosector bleiben, aber Wohnung u. Beköstigung verlieren solle, wenn ich erkläre, dass ich mich künftig der politischen Einwirkung auf die Charité u. deren Beamte enthalten wolle. Darauf bin ich eingegangen u. ich werde daher meine Amtsfunktionen zunächst ungestört fortsetzen. Zum 1. Mai verlasse ich die Charité u. beziehe eine schrägüber gelegene Wohnung, Charitéstr. No. 1. Meine Bitte an die Mutter, mir Bettwäsche u. Handtücher zu besorgen, muss ich nun wiederholen; sollte sie nicht darauf eingerichtet sein, so muss ich es bald wissen, um mich hier einrichten zu können.

Was den Minister betrifft, so hat er mir durch Lehnert Vorwürfe machen lassen, dass ich nicht persönlich zu ihm gekommen sei, u. mich aufgefordert, dies doch ja nachträglich zu thun. Ich werde auch dies wahrscheinlich ausführen, um ihm mündlich zu zeigen, welche ungerechtfertigte u. unedle Handlung er vorgenommen hat. Er scheint jetzt zu allem fähig zu sein, denn Lehnert wollte mir schon heut 150 Thlr. zu Experimenten an Thieren aus freier Hand bewilligen. Ich muss darin aber sehr vorsichtig sein, denn ich habe schon Concessionen genug gemacht, um ohne Verdächtigung der Schwäche noch mehr annehmen zu können. Wie lange sich überdies ein solches Ministerium halten kann, weiss ich nicht. Alle Tage Niederlagen in der Kammer, u. doch geht es nicht fort!

Ich schreibe bald wieder!

Dein Rudolf.

Berlin, am 13. Mai 1849.
Charitéstrasse 1.

Lieber Vater,

ich schreibe Dir jetzt, nachdem meine Angelegenheiten endlich in ein bestimmteres Stadium einzutreten beginnen. Die Nachricht, welche Dir Jacobus gebracht hat, war richtig. Das bayerische Ministerium hatte endlich seine politischen Bedenken überwunden u. den Senat der Würzburger Universität beauftragt, mit mir in Unterhandlung zu treten. Sobald ich die officielle Anzeige davon erhielt, bat ich sofort den Minister des Cultus um eine neue Audienz. Diese verzögerte sich etwas, weil mittlerweile die Auflösung der zweiten Kammer erfolgte, u. das Cabinet sich in steten Berathungen befand. Endlich erhielt ich die Audienz. Der Minister war ausserordentlich freundlich, ja fast wehmütig. Er schwankte offenbar zwischen Scham u. Furcht — Scham, dass die bayrische Regierung liberaler war, als er, Furcht, dass seine eigene Partei ihn angreifen würde, wenn er mich beförderte. Er erkannte an, dass ich ein Recht habe, von ihm Anerkennung zu fordern, flüchtete sich aber dann hinter den Finanzminister, der ihm kein Geld geben werde, u. erklärte zuletzt, dass, wenn auch alle andern Schwierigkeiten überwunden würden, der König seine Genehmigung versagen würde. Zum Schluss forderte er mich auf, ihm officiell zu schreiben u. meine Bedingungen mitzutheilen.

Dies that ich. Meine Bedingungen waren: 1. Uebertragung der Prosectur in der Charité ohne Bedingungen. 2. Eine ausserordentliche Professur. 3. Ein Gehalt von 800 Thlr. Darauf habe ich jetzt Antwort erhalten, welche unter den höflichsten Formen ablehnt. Der Minister „erkennt in meiner Vocation die g e r e c h t e Würdigung

meiner wissenschaftlichen Leistungen, sowie meiner Lehrthätigkeit, bedauert aber um so mehr, mir keine Vortheile bieten zu können, welche mich bestimmen könnten, einen so ehrenvollen Ruf abzulehnen". Er ergeht sich dann in langen Auseinandersetzungen, dass weder in den Fonds der Universität, noch in denen der Charité Geld zu finden sei, dass die Zahl der ausserordentlichen Professoren an der Universität schon den Normal-Numerus übersteige, u. dass er mir definitive, bindende Versprechungen nicht machen könne.

In Folge dessen habe ich sofort nach Würzburg geschrieben, dass ich bereit sei, mit ihnen in definitive Unterhandlungen zu treten. Ich erwarte bald Antwort, u. wahrscheinlich werde ich mich dann verpflichten, zum Herbst (October) nach Würzburg zu gehen, so dass ich im Wintersemester dort meine Vorlesungen beginnen könnte. Hier kann ich den Sommer nicht weg, weil ich mittlerweile schon meine Vorträge angefangen habe, die sehr zahlreich besucht sind. Alles will jetzt noch bei mir hören, da die Sicherheit meines Abganges steigt.

In Giessen, wo die Universität 3 Candidaten der Regierung vorgeschlagen hat, bin ich als zweiter präsentirt worden, doch hat man mir angezeigt, dass man mir den ersten Platz geben wollte, wenn ich mich verpflichten wolle, eine etwa auf mich fallende Wahl als Abgeordneter nicht anzunehmen. Carl Vogt, der jetzt in Frankfurt die Linke führt, ist nämlich Professor in Giessen u. nun schon seit einem Jahre von dort entfernt, so dass die Universität garnichts von ihm hat. Gegen diese Möglichkeit will man sich bei mir sicherstellen. Ich hätte nichts dagegen, werde aber, da ich die Wahl habe, doch lieber nach Würzburg gehen.

23. Mai.

Soweit war ich gekommen, natürlich in der Absicht, Dir sobald als möglich diese Nachrichten zukommen zu lassen. Mittlerweile bin ich von Tag zu Tag so beschäftigt u. dann so abgespannt gewesen, dass es mir wie ein Traum vorkommt, dass schon wieder 10 Tage verstrichen sind. Eben erhalte ich Deinen Brief. Ich erkenne die darin enthaltenen Vorwürfe an u. acceptire sie um so lieber, als ich daraus sehe, dass Du mir ungleich mehr Vertrauen geschenkt hast, als Du gewöhnlich merken liessest.

Zunächst hast Du meinetwegen nichts zu befürchten. Ich bin ebenso wenig in eine Verschwörung verwickelt oder hätte von einer Anklage zu fürchten, als ich Waldeck für schuldig halte. Dass ich angeklagt werden könnte, dass irgend eine Schrift von mir als Pressvergehen bezeichnet werden könnte, lässt sich unter diesem Regiment nicht in Abrede stellen, denn jetzt ist Alles möglich. Trotzdem habe ich keinen Grund, es zu befürchten. Ich habe mich seit der Wahlangelegenheit an keiner Angelegenheit öffentlich oder ernsthaft betheiligt, welche dem Ministerium Gelegenheit geben könnte, gegen mich einzuschreiten; vielmehr versicherte mich noch gestern ein dem Ministerium sehr nahe stehender Beamter, dass ich sicher darauf rechnen könne, dass ich, wenn ich jetzt den Ruf nach Würzburg ablehnte, in kurzer Zeit Alles erlangen würde, was ich verlangte.

Mittlerweile habe ich von Würzburg keine Nachricht. Ich werde auch weiter keine Schritte thun, um diese Angelegenheit zu übereilen. Wir haben Zeit genug, da ich doch höchstens zum Winter-Semester dort meine Vorlesungen beginnen könnte. Hier habe ich sehr viel zu thun, da ich Morgens u. Nachmittags Vorlesungen halte, die

„Reform" wöchentlich herausgebe, ein neues Heft des Archivs unter der Presse ist u. ich ernstlich daran denke, ein grösseres Werk über pathologische Anatomie zu schreiben.

Die öffentlichen Angelegenheiten machen sich jetzt von selber. Das Chaos ist angebrochen u. wird wahrscheinlich noch grösser werden. Die Siegesnachrichten aus Ungarn bestätigen sich u. es ist sicher, dass die Russen bedeutende Niederlagen erfahren haben. Die Wahlen in Frankreich, wenn sie auch keine absolute Monarchie für die Rothen ergeben haben, zeigen doch eine solche Entwicklung des demokratischen Princips, namentlich in der Armee, dass sie einen grossen Einfluss auf die nächste Zukunft ausüben werden. Der Absolutismus kann, wie es sich jetzt zeigt, nur durch seine eigenen Mittel gestürzt werden. Die stehenden Heere, welche so lange die Stütze desselben gewesen sind, werden sich allmählich, wie sich in Baden schon gezeigt hat, zu seinen grössten Widersachern umgestalten. Die Reform der neuen Zeit wird wesentlich eine Militär-Reform sein.

In Deinen letzten Briefen drängst Du mich ausserordentlich wegen meiner Ansichten über Communismus u. Socialismus, u. verlangst namentlich Auskunft über die Berliner Association.

Um zuerst von der letzten zu reden, so besteht schon eine Arbeiter-Verbrüderung über ganz Deutschland, deren Central-Comité in Leipzig seinen Sitz hat. Die Berliner Verbrüderung ist also nur ein Theil dieser grossen Association. Sie zählt gegenwärtig, glaube ich, über 3000 Theilnehmer u. ist soweit vorgerückt, dass sie ein eigenes Haus zu ihren Geschäften, eine grosse Schneiderwerkstatt, eine Bäckerei, eine Cigarrenfabrik, einige Webstühle etc. unterhält. Was

sie für die Gesundheitspflege thut, kannst Du aus beiliegender Nummer der Reform ersehen.

Den Communismus als solchen halte ich, wie ich Dir schon früher sagte, für Wahnsinn, wenn man nämlich ihn direkt herstellen wollte. Den Socialismus dagegen erkenne ich als das einzige Ziel unserer Bestrebungen, freilich nicht dieses oder jenes System, wie es jetzt in Frankreich aufgestellt ist, sondern das Bemühen, die Gesellschaft zu vernünftigen Grundlagen zu führen, oder mit andern Worten, Einrichtungen zu treffen, welche uns dafür Gewähr leisten, dass der Pöbel aufhöre, zu sein. Das lässt sich nicht mehr ändern. Das Christenthum hat auch nur denselben Zweck gehabt. Es hat die Vorarbeiten bis zu einem gewissen Ziel geführt, von welcher die Sache der Menschheit jetzt von Neuem aufgenommen werden muss. Dies könnte ohne alle Gewaltsamkeit geschehen, wenn die Menschen, namentlich die, welche die Gewalt in Händen haben, etwas vernünftiger wären. Wie sie jetzt aber durchaus unvernünftig sind, so wird es ohne Blut u. Gewalt wahrscheinlich nicht abgehen. Ich habe die Ueberzeugung, dass es noch sehr lange dauern wird, ehe wieder Ruhe eintritt, denn dieses Eintreten von Ruhe ist an die Einführung einer neuen Art von Ordnung, der demokratischen nämlich, gebunden. Wir müssen das durchmachen.

Ich schicke der Mutter ein Daguerreotyp von mir u. lege Dir 50 Thlr. bei, in der Erwartung, dass Du davon besser Gebrauch machen kannst, als es bei mir augenblicklich der Fall ist.

Dein Dich herzlich liebender Sohn

Rudolf.

Berlin, 29. Mai 1849.

Lieber Vater,

Endlich ist das officielle Schreiben von dem Senate der Universität Würzburg angekommen. Man theilt mir mit, dass meine „ausgezeichneten Leistungen im Gebiete der pathologischen Gewebslehre" die Blicke auf mich gezogen hätten, dass man desshalb bei dem Ministerium für Cultus u. Unterricht meine Berufung an die Hochschule beantragt habe u. dass dieses genehmigt sei. Man frage daher jetzt bei mir definitiv an, ob ich die öffentliche, ordentliche Professur der pathologischen Anatomie mit der Leitung der klinischen Leichenöffnungen übernehmen wolle, womit ein Jahresgehalt von 1200 fl. verbunden sei, mit der Verpflichtung, jährlich einmal die pathologische Gewebslehre vorzutragen, welches Colleg bisher mit 10 fl. honorirt wurde, während es lediglich meiner weiteren Lehrthätigkeit anheim gegeben sei, ob ich durch Abhaltung von Privatcursen noch andere Quellen für Honorarien-Einnahmen mir eröffnen wolle.

Ich habe darauf ohne Weiteres umgehend geantwortet, dass ich bereit sei, zum nächsten Wintersemester in Würzburg einzutreten. Es ist also jetzt nur noch die Ernennung durch den König von Bayern nothwendig, welche, wie ich denke, unter diesen Verhältnissen sicher erfolgen wird.

Meinerseits ist nun Alles geschehen, diese Angelegenheit zu ordnen, u. Du wirst, denke ich, jetzt die Ueberzeugung gewinnen, dass ich, soweit es sich thun lässt, vorsichtig bin. Gewiss werde ich nicht leichtsinnigerweise meine u. Eure Zukunft auf's Spiel setzen, so wenig ich mich unehrenhafter Mittel bedienen werde, um meine persönlichen Wünsche zu fördern. In dieser Beziehung kannst Du Dich eben so wohl jetzt auf mich verlassen, als früher.

Allein ich bin auch jetzt noch der Ansicht, dass es Verhältnisse giebt, wo es unehrenhaft ist, seine persönlichen Interessen den allgemeinen vorzusetzen, u. ich trage kein Bedenken, Dir zu erklären, dass ich in einem neuen solchen Falle handeln werde, wie ich bisher gehandelt habe u. wie es die Verhältnisse erfordern.

Gegenwärtig ist es nutzlos oder wenigstens nicht so nützlich, als andererseits der für die Person entstehende Nachtheil es vernünftig erscheinen lässt, in die allgemeinen Ereignisse hineinzugreifen. Da, wo es nützt, in der Medicinal-Reform, führe ich meine Opposition unbekümmert fort, wie Du vielleicht durch die Kreuzzeitung erfahren hast. Der Satz, den sie neulich citirte, ist übrigens durchaus entstellt.

Wie der allgemeine Gang der Politik sich gestalten wird, kann sich vielleicht in wenigen Tagen klarer übersehen lassen, da gestern die französische Kammer eröffnet ist. Man spricht heute wieder viel von dem Erscheinen der Reichsverfassung u. des Wahlgesetzes im Staatsanzeiger, der heute Abend herauskommt, doch glaube ich nicht, dass dies geschehen wird, wenn nicht die Regierung bis dahin schon telegraphische Nachrichten aus Paris haben sollte.

Ueber unsere politischen Gefangenen erfährt man Nichts. Alles, was bis jetzt über Waldeck verbreitet ist, sind Lügen oder Vermuthungen. Jedenfalls liegt bis jetzt nichts ernstlich Gravirendes vor u. man wird sich vielleicht genöthigt sehen, die Anklage wieder fallen zu lassen. Kommt einer vor die Geschworenen oder vor das Kriegsgericht, so genade ihm Gott. Die Zusammensetzung beider ist der Art, dass an eine Freisprechung kaum zu denken ist. Das sind unsere constitutionellen Errungenschaften. Nun, wir wollen sehen, wie lange sie gegenüber den 217 Socialisten der

französischen Kammer u. der Stimmung in den östlichen Departements sich in dieser Glorie halten werden.

Ich hoffe, dass mein Brief mit dem Daguerreotyp u. dem sonstigen Inhalt angekommen ist. Es ist mir immer sehr erwünscht, von Euch Nachricht zu haben; jetzt kommt noch der Wunsch hinzu, von dem Eintreffen dieser Sendung zu hören.

Dein

Dich herzlich liebender Sohn

Rudolf.

Berlin, am 6ten August 1849.

Lieber Vater,

Du wartest gewiss mit Deinem Schreiben auf mich, u. ich, ich warte auf München. Meine Angelegenheit hat neue Verwicklungen erfahren, deren Entscheidung ich täglich erwarte u. die mich sehr gespannt erhalten. Als nämlich die Spenersche Zeitung anfing, mich zu einer Erklärung zu provociren, erhielt ich von verschiedenen Seiten die Andeutung, dass von hier aus gegen mich in München gearbeitet werde. Als nun die Zeit verstrich u. ich gar keine Nachricht bekam, schrieb ich nach Würzburg u. fragte, wie es stünde. Da kam dann bald die Antwort, dass die ultramontane Partei über meine Berufung in grosse Aufregung gerathen sei u. dass sie soweit gehe, in ihrem Organ, der Augsburger Postzeitung, dem Minister geradezu zu erklären, er mache sich des „Hochverraths" schuldig, wenn er meine Vocation beim König beantrage. Der Minister hat sich nun in der That in furore bringen lassen u. dem Würzburger Senat angezeigt, er könne mich nur dann berufen, wenn ich meine Gesinnung ändere u. Garantien gäbe, dass ich nicht auch Würzburg zum „Tummelplatze meiner

bisher kundgegebenen radicalen Tendenzen" mache. Der Senat hat die erste Frage entschieden abgelehnt, die zweite dagegen an mich gestellt. Ich habe darauf geantwortet, dass ich nicht die Absicht habe, einen Tummelplatz radicaler Tendenzen zu erwerben. Darauf ist nun noch nichts erfolgt, u. ich sehe der Entwickelung der Dinge ruhig entgegen, da dies keineswegs eine Lebensfrage für mich ist. Die Mitglieder der Würzburger Fakultät haben mir übrigens die Versicherung gegeben, dass sie diese Frage als eine Ehrensache betrachteten u. ich kann daher weiter nichts dazu thun. Bei dem Zustande der bairischen Politik lässt sich auch gar nicht absehen, was aus der Sache werden wird. Die Stimmung der jetzt zusammentretenden bairischen Kammer ist sehr zweifelhaft, u. die ultramontane Partei koquettirt geradezu mit dem Radicalismus, um für die Sonderbestrebungen des Wittelsbacher Hauses einen grossen Rückhalt zu haben. Selbst die pfälzischen Deputirten, die in die Empörung verflochten waren, werden nicht perhorrescirt. Jedenfalls brauchst Du Dich meinetwegen nicht zu beunruhigen, denn, wenn auch aus der ganzen Angelegenheit nichts wird, so werde ich mich schon durchschlagen.

In meinen hiesigen Verhältnissen ist keine Veränderung eingetreten. Ich habe auch für das nächste Semester meine Vorlesungen bei der Universität angekündigt, u. wenn aus der Würzburger Sache nichts wird, so lese ich hier fort, als wäre nichts vorgefallen. Ich habe weder meine Stellung an der Universität, noch die an der Charité aufgekündigt, u. hoffe daher, dass mir von dorther keinerlei Hindernisse bereitet werden. Im Gegentheil werde ich, wenn ich hier bleibe, von dem Ministerium, das bis dahin auch schon gewechselt haben könnte, Geld zu wissenschaftlichen Zwecken fordern.

Meine literarische Thätigkeit habe ich bedeutend eingeschränkt. Die „Reform“ ist seit einem Monat geschlossen, da die Realisirung der demokratischen Forderungen auch in der Medicin noch lange anstehen wird, u. die ewige Opposition jetzt meine Stellung nur erschweren würde. Das Archiv erscheint dagegen fort, u. es ist vor Kurzem das erste Heft des dritten Bandes herausgegeben worden. Im Winter werde ich mich auf alle Fälle damit beschäftigen, ein grösseres Werk über pathologische Anatomie zu schreiben, die buchhändlerischen Einleitungen dazu sind schon geschehen.

In der Politik ist jetzt nicht viel zu thun. Unsere Partei muss sich darauf beschränken, die Fehler der Gegner auszubeuten. Die Reaction schlägt sich selbst die grössten Wunden, u. je mehr sie wüthet, um so mehr schadet sie sich. Sie muss dem dummen Volke nochmals das Bild des Absolutismus in seiner ganzen Scheusslichkeit vorführen, wie in einem Spiegel. Alle diese Leidenschaften, aller dieser persönliche Schmutz muss sich selbst entleeren, damit das Volk vor ihm einen Ekel bekomme. Mögen sie hier die Edelsten des Volkes einsperren u. dann vergeblich nach Anklagegründen suchen, mögen sie in Berlin erschiessen, mögen sie in Schleswig ihre eigenen Versprechungen auf die kolossalste Weise brechen — immer zu! Es ist unser Vortheil. Man wird endlich einsehen lernen, dass bei uns der Constitutionalismus eine Lüge ist.

Mich hat man, seitdem ich in die mehr zuschauende Rolle getreten bin, ziemlich ungeschoren gelassen. Jetzt, wo wieder wegen des Monats November inquirirt wird, ist es möglich, dass man sich meiner auch noch erinnert, indess bin ich mir nicht bewusst, etwas gesagt zu haben, was mich ernsthaft compromittiren könnte. Die ganze Untersuchung scheint auch nur den Zweck zu haben, das Bild einer grossen

Conspiration zu erfinden, in das man Waldeck hineinziehen könnte; es wird aber nicht gelingen. —

Die Cholera ist noch immer sehr ausgebreitet u. heftig. Bei der grossen Zahl der Erkrankungen u. der Schnelligkeit des Verlaufs sehe ich mich zuweilen genöthigt, auch zu behandeln, obwohl ich dadurch Zeit verliere, die mir sehr kostbar ist. Es bleibt aber weiter nichts übrig. Wenn es nöthig wäre, könnte ich aber entschieden auch in Berlin mich auf die Praxis legen, wie ich hier sehe. Meine Hilfsquellen sind also sehr mannichfaltige.

Ich schicke Dir anliegend 50 Thlr. in Kassenanweisungen. Die Erndte ist da u. Michaelis wird kommen, also brauchst Du wohl Geld. Grüsse die Mutter herzlich; ich schreibe ihr, sobald Nachrichten von München da sind.

Dein Dich herzlich liebender Sohn

Rudolf.

Berlin, 21. Aug. 1849 Abends 7 Uhr.

Mein lieber Vater,

Soeben kommt ein Brief von Würzburg an, der mir meldet, dass das Ernennungsdekret für mich angekommen ist. Der Brief ist von dem Prof. Rinecker, dem Referenten in der Angelegenheit, also zuverlässig. Das officielle Schreiben steht demnach in der nächsten Zeitfrist zu erwarten.

So wäre denn diese so lang ausgezogene Sache endlich, wie es scheint, beendigt. Ich sage, wie es scheint, obwohl ich nicht einsehe, was jetzt noch dazwischen kommen sollte. Der Wechsel ist gross. Erst gestern ist der Brief an die Mutter abgegangen, in dem ich meine schwachen Hoffnungen auseinandersetzte, u. ich will hinzusetzen, dass sie

noch schwächer waren, als ich sie geschildert habe. Soweit ich bis jetzt die Sachen übersehe, werde ich daher meinen Plan in der Weise ausführen, wie ich an Mutter schrieb. Ich komme im Oktober nach Hause, lese hier im September u. gehe gegen November nach Würzburg.

Wir erfahren in diesen Tagen so recht den Wechsel des Schicksals. Heute stehen wir auf der Höhe u. morgen liegen wir im Abgrund, um übermorgen wieder oben zu sein. Die ungarischen Nachrichten bestätigen sich nur zu sehr. Alle Hoffnungen der letzten Monate sind zerstört, u. Napoleon hat Recht gehabt, die Welt wird für eine Zeitlang kosakisch. Das ist auch das einzige Erziehungsmittel, um die halben Menschen zu Verstand zu bringen. Aus dem Kosakenthum wird der Sieg der Demokratie hervorgehen müssen. Nächstens mehr.

Viele u. recht herzliche Grüsse der Mutter, die sich jetzt hoffentlich für einige Zeit beruhigen wird. Es hat mir wirklich ernsthafte Sorgen gemacht, dass die verdammte Kreuzzeitung mich immer wieder in Erinnerung gebracht hat. Welcher Triumph für sie, wenn ich nicht acceptirt worden wäre! Indess hattest Du Unrecht, zu sagen, es würde für mich ein Dementi gewesen sein. Ein Dementi gewiss nicht, nur ein Verlust u. daneben eine Anerkennung.

Nun Adieu. Auf baldiges u. frohes Wiedersehen.

Dein

Dich herzlich liebender Sohn

Rudolf.

Würzburg, am 30. Novbr. 49.

Mein lieber Vater,

Da bin ich nun endlich als wohlbestallter u. anerkannter Professor in der glücklichen Main-Universität. Heute habe

ich meine Thätigkeit im Juliusspital begonnen u. Montag werde ich meine Vorlesungen anfangen. Das ist das Ende der langen Reihe von Ereignissen, welche sich in der letzten Zeit zusammengedrängt haben u. über welche ich Dir zum Theil noch den Aufschluss schuldig bin. Du wirst es natürlich finden, wenn ich zunächst von meiner Verlobung rede.

Der Geh. Rath Mayer ist nicht, wie Du sagst, ein hochgestellter Beamter, sondern ein einfacher practischer Arzt, der den Titel eines Geheimen Sanitätsrathes ohne Amt bekleidet. Du brauchst Dich daher nicht vor ihm zu fürchten, kannst aber glauben, dass er als unbeamteter Mann jedenfalls ehrenhafter und liebenswürdiger ist. Von seiner Familie habe ich Dir schon erzählt, doch hast Du es wohl zum Theil vergessen, u. ich will Dir daher das Geschlecht entwickeln.

Mayer hat einen Bruder, der Hofgärtner in Monbijou (Berlin) ist u. eine Schwester, die an den Hofgärtner Fintelmann in Charlottenburg verheiratet ist. Seine Frau ist eine geborene Martins. Der bekannte Jurist u. Vertheidiger, frühere Oberlandesgerichtsrath Martins, gegenwärtig Mitglied der ersten Kammer (Opposition) u. der Oberbergrath Martins in Halle sind Onkel von der Mayer. Ein Paar Brüder von ihr sind Mechaniker (Pistor u. Martins). Von ihren Schwestern ist eine an den Geh. Cabinetsrath Illaire, die andere an dessen Bruder, der Hofstaatssecretair im Hofmarschallamt ist, eine dritte an den Professor Däge (Maler u. Mitglied der Kunstakademie) verheirathet.

Mayers haben 7 Kinder, von denen 5 Mädchen sind oder waren. Die älteste Tochter ist an den Arzt Dr. Ruge in Berlin, Bruder des bekannten Arnold Ruge, die zweite an den Geh. Finanzrath Seydel verheirathet; Röschen ist die

dritte, dann kommen noch zwei kleinere. Von den Söhnen studirt der älteste in diesem Augenblick in Halle Medicin im ersten Semester; der zweite ist noch auf dem Gymnasium.

Das sind die äusseren Verhältnisse der Familie. Wenn Du nach ihren äusseren Gütern fragst, so weiss ich darauf keine Antwort; ich habe niemals danach geforscht, ob die Rose auch mit Geld ausgestattet werden sollte, vielmehr habe ich solange gezögert, ihr meine Hand anzubieten, bis ich selbst im Stande zu sein glaubte, eine Frau ernähren zu können. Ich glaube nicht daran, dass Mayer ein grosses Vermögen gesammelt hat oder sammeln wird, obwohl er recht wohlhabend sein mag. Bei der Zahl der Kinder wird aber den Einzelnen kein zu grosser Ueberschuss bleiben. Es wird daher immer mehr oder weniger meine Sorge sein müssen, mit der Rose Haus zu halten u. ich freue mich dessen.

Ich kenne Mayer schon seit dem Anfange des Jahres 1846. Er ist u. war schon damals der gesuchteste Geburtshelfer u. Frauenarzt in Berlin u. als solcher Vorsitzender der Gesellschaft für Geburtshülfe, in der ich seine Bekanntschaft machte, die sehr bald vertraulich u. endlich Freundschaft wurde. Seine Familie lernte ich erst viel später kennen, im Laufe des nächsten Jahres, Sommer 1847. Röschen war damals fast noch Kind u. beschäftigte mich gar nicht, dagegen gewann die Mutter mich früh lieb u. namentlich seit dem März 48 bildete sich zwischen uns ein Vertrauens-Verhältniss heraus, das in seiner Entwicklung längst der Mayer eine mütterliche Stellung zu mir gegeben hatte, bevor noch von Röschen die Rede war. Es verging keine Woche, wo ich nicht ein bis zweimal u. vielleicht zuweilen dreimal bei Mayers war; ich kam gewöhnlich spät u. ging erst gegen Mitternacht wieder weg. Da wurde

dann viel gesprochen, philosophirt u. politisirt, u. die Mutter Mayer, wenn sie auch in wesentlichen Stücken anderer Meinung war, ging doch im Ganzen so in meine u. ihres Mannes Ansichten ein, dass wir für dritte Personen als vollkommen einverstanden erscheinen mussten. Der aristokratische Theil der Familie hat mir daher seit langer Zeit den Vorwurf gemacht, dass ich Mayer's verdorben habe u. meine endliche Verlobung hat in diesen Kreisen grossen Schrecken erregt.

Was nun die Rose betrifft, so hat es lange gedauert, ehe wir näher aneinander getreten sind u. noch bis zum Anfange dieses Jahres würde es mir keine sehr grosse Mühe gekostet haben, mich von ihr loszureissen. Rose ist sehr schweigsam, wenn sie nicht nöthig hat zu sprechen, u. so hat sie mehr meinen Gesprächen mit ihrer Mutter, mit ihren Eltern überhaupt zugehört, als sich daran betheiligt. Aber bei diesem Zuhören hat sie sich auch so in mich hineingehört, sie ist gewissermassen so durch mich erzogen worden, dass ich nicht weiss, wer mich jetzt besser verstehen könnte als sie. Und ich, ich habe sie liebgewonnen, ich weiss nicht wie u. wann; aber eines guten Tages bemerkte ich, dass sie mir unversehens in's Herz hineingewachsen war u. sich recht breit darin ausgebreitet hatte. Das fiel in eine sehr traurige Zeit. An demselben Tage, am letzten März, wo Röschen eingesegnet wurde, bekam ich das ministerielle Decret meiner Absetzung.

Damals hielt ich es für Ehrensache, meine Gefühle gegen Röschen zu verbergen . . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

So blieb ich kalt, auch als meine Bestallung angekommen war, u. doch liess es mich nicht von Berlin weg. Und als

ich endlich sah, wie Röschen von Tag zu Tag weniger im Stande war, ihre Betrübniss zu verbergen, als ich sah, dass sie litt u. offenbar um meinetwegen, da konnte ich auch nicht länger an mir halten. Am Montage war ich gekommen, Abschied zu nehmen, u. der Mittag schon fand uns Arm in Arm.

So ist es zugegangen. Im Einzelnen lässt sich viel darüber erzählen. . . . . .

. . . . . .

Soviel für heute. Zunächst schreibe ich der Mutter, wahrscheinlich durch Röschen.

Dein

Rudolf.

Würzburg, am 15. Decbr. 49.

Mein lieber Vater.

Hoffentlich ist mein erster Brief längst in Euren Händen u. hoffentlich bedeutet Euer Schweigen nicht, dass besondere Umstände eingetreten sind, welche Euch am Schreiben hindern. Nichtsdestoweniger betrübt es mich, so lange ohne Nachricht von Euch zu sein. Es sind eben erst 14 Tage, dass ich hier bin u. doch kommt es mir vor, als seien Monate darüber verflossen; Alles ist freundlich u. voller Aufmerksamkeit gegen mich, u. doch kann ich das Gefühl des Fremdseins nicht los werden. Und da ist mir jede Nachricht von der alten Heimath her, wie die Ankunft eines alten Bekannten. Röschen schrieb auch etwas lässig u. hat daher schon einen Scheltbrief bekommen; die Mutter Mayer, Goldstücker u. die Familie Langerhans haben mir Briefe geschickt, u. nur Ihr seid noch rückständig. Diesmal will ich hoffen, dass unsere Briefe sich wieder kreuzen müssen.

Am Donnerstag bin ich von dem Rektor „in Pflicht" genommen worden, d. h. ich habe drei Eide schwören müssen: einen Verfassungseid, einen Diensteid u. einen gegen geheime Verbindungen. So bin ich denn nun nach allen Seiten hin wohl installirt u. fungire in den Sitzungen der Fakultät, der ich als jüngstes, stimmberechtigtes Mitglied angehöre, als Secretär. Ausserdem haben diejenigen Mitglieder der Universität, welche Medicin u. Naturwissenschaften lehren, neulich eine Gesellschaft, die den Titel der physikalisch-medicinischen führt, gestiftet, in der ich als erster Secretär u. Mitglied der Commission zur Redaktion der Berichte, welche veröffentlicht werden sollen, erwählt bin. Meine Vorlesungen habe ich Montag vor 8 Tagen begonnen vor einem sehr zahlreichen Publikum. Wie viele sich wirklich inscribirt haben, weiss ich nicht. Das geht hier sehr langsam u. die Geldeinnahmen kommen daher spät ein.

Seit vorgestern habe ich auch das Hôtel verlassen u. eine kleine, aber freundliche u. mässig warme Wohnung bei dem Schreiner Reppenbacher auf dem Grabenberg bezogen. Meine Möbel u. Bücher sind ausgepackt u. aufgestellt, kurz Alles in Ordnung. Dass ich nicht alle meine Möbel mitgenommen habe, schrieb ich Dir wohl; nur die besseren sind hier. Die mir fehlenden Sachen liefert mir der Wirth, der ein Möbelmagazin hat, vorläufig miethweise.

Was nun die pekuniäre Stellung anbetrifft, die Dich wahrscheinlich vorzüglich interessiren wird, so ist es richtig, dass 4 preuss. Thaler 7 Gulden sind, wie Du Dich leicht auf den Zweithaler-Stücken überzeugen kannst. Ob die andere Rechnung, dass ein Gulden hier einem Thaler gleich zu achten sei, richtig ist, weiss ich noch nicht, doch scheint es mir übertrieben zu sein. Nur das ist wahr, dass unsere Collegien nach diesem Gesichtspunkt honorirt werden. Wo

ich in Berlin 10 Thlr. Gold bekam, da nehme ich hier 10 Gulden ein, so dass das ein sehr erheblicher Unterschied ist. — Meine Reisekosten-Entschädigung ist für die Reise wirklich darauf gegangen, denn von den 160 fl., die mir nach Abzug der Stempel- u. Taxgebühren blieben, hat der Transport allein über 80 gekostet. Wie ich hier sehe, hätte ich billiger dazu kommen können, denn während ich für den Centner $2\,^1/_2$ Thlr. bezahlen musste, konnte ich ihn hier für $1\,^2/_3$ bekommen. — Auch mein Gehalt ist für die erste Hälfte des Monats für die Hôtel-Rechnung gerade verbraucht, so dass ich, wenn ich in dieser Weise fortgelebt hätte, kaum zu existiren vermöchte.

Indess hoffe ich, dass bei einem zweckmässigen Arrangement sich dies Alles bessern wird. Ich muss freilich wieder Privatissima eröffnen, um meine Einnahmen zu steigern, u. muss daran denken, meine wissenschaftlichen Bedürfnisse durch literarische Arbeiten zu decken. Auf diese Weise wird sich bei einer gewissen Sparsamkeit auch wohl ein Hauswesen unterhalten lassen, ohne dass ich auf die Zuschüsse des Schwiegervaters zu recurriren hätte, u. so dass ich bei Gelegenheit auch Dir noch in Deiner schweren Aufgabe etwas helfen kann. Ich denke, wir müssen in dieser Angelegenheit ein Wort offen miteinander sprechen. Du wirst mir ungefähr sagen können, wie sich die Aussichten für Dich in den nächsten Jahren stellen, auf wie viel Ausfälle bei deinen Ausgaben Du etwa rechnen kannst. Darnach kann ich mich dann wiederum einrichten, u. ich hoffe, dass Du mir nicht das Leid anthun wirst, weniger Anforderungen an mich zu stellen, als ich es früher unter den ungünstigsten Bedingungen Deiner Haushaltung an Dich gethan habe. . . . . .

. . . . . .

Und nun, nachdem diese Äusserlichkeiten abgethan sind, lass' mich Dir meine herzlichsten, besten Glückwünsche zu Deinem bevorstehenden Geburtstage darbringen. Durch mich u. meine Schicksale hat dies verflossene Jahr vielleicht zu den ereignissreichsten u. eingreifendsten gehört. Wir haben alle Schwankungen des Glücks durchgemacht, u. jetzt, am Schlusse, können wir doch mit einer angenehmen Rührung zurückblicken. Kein Jahr ist wahrscheinlich für meine ganze Zukunft, u. damit wenigstens wohl für einen Theil der Deinigen, entscheidender. Noch niemals konnte ich daher meine Wünsche, insoweit ich an ihrer Erfüllung betheiligt war, mit einer grösseren Hoffnung auf die Erfüllung aussprechen, als jetzt; niemals hatte ich so sehr die Ueberzeugung, dass es mir möglich sein würde, zu Deinem Glücke beizutragen, als jetzt, wo ich, obwohl ferner als je, daran denke, selbst ein Haus zu bauen. Bleibe mir daher recht gesund, mein lieber Vater; dann hoffe ich, wird es auch uns gelingen, geistig frisch u. körperlich froh zu bleiben. Und mein Hauptwunsch ist: möge es mir gelingen, Dir bei jedem kommenden Jahrestage grössere Freude zu bereiten. Dein dankbarer, Dein Dich herzlich liebender Sohn Rudolf.

Briefe aus dem Jahre 1850.

Würzburg, 4. Juni 1850.

Lieber Vater,

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . Dass ich in diesem Semester wieder, wie es früher in Berlin war, einen ärztlichen Cours halte, schrieb ich Dir wohl schon; er kostet mich freilich

viel Zeit u. ermüdet mich noch viel mehr, allein der grosse Eifer, mit dem er besucht wird, entschädigt mich wieder; u. es ist doch immerhin am angenehmsten, wenn man von denen, welche einem am nächsten stehen u. mit welchen man am häufigsten verkehren muss, Anerkennung findet.

Von anderer Seite her scheint es freilich, dass unsere alten Feinde sich nicht beruhigen werden. Der Gang der europäischen Reaktion bringt es mit sich, dass die Angriffe auf die Universitäten, als die Heerde der Bewegung, sich erneuern, wie sie in den dreissiger Jahren geführt worden sind. Nach dem Fackelzuge, den die Studenten uns nach dem letzten Angriffe in der Augsburger Postzeitung, dem Organ der ultramontanen Presse, gebracht hatten, ist ein zweiter Artikel erschienen, der die Sache gerade in dem Sinne auffasst, dass er die ganze Universität der Beförderung destruktiver Richtung beschuldigt, die er nun freilich in mir u. in meinem Collegen Kölliker verkörpert sieht. Die europäische Reaktion ist solidarisch verbunden, u. ich bin auf die Herrschaft des Slavismus, der doch das Ende davon, wenn sie anders siegt, sein wird, vorbereitet. Die Art, wie es jetzt in Preussen geht, die vollkommene Vernichtung der Gerechtigkeitspflege, die officielle Immoralität, die organisirte Gewaltthätigkeit — müssen sich natürlich immer krasser u. bestimmter herausstellen u. es wird immer unerträglicher werden.

Wenn man uns angreift in unserer Existenz, so werden wir uns vertheidigen. Gewöhnliche Angriffe werden wir schweigend ertragen, um friedlich fortzuarbeiten. . . . .

. . . . . .

Wir haben nächstens auch einen schmerzlichen Verlust zu erleiden, indem unser College Kiwisch, der Professor der Geburtshülfe, einem Rufe nach Prag zu folgen gedenkt.

Scherer Virchow Kiwisch Koelliker Rinecker

Würzburg 1850.

Es kann dadurch hier Vieles anders werden, denn die Stellung, die sein Nachfolger sich hier machen wird, kann auch auf uns Alle sehr zurückwirken. Wer der Nachfolger sein wird, ist noch sehr unklar, da auch hier Religion u. Politik stark mit einschlagen.

. . . . . .

. . . . . .

Schreibe bald u. grüsse viel. Dein treuer Sohn

Rudolf.

Würzburg, 2. Oktbr. 1850.

Lieber Vater,

Du wirst endlich ungeduldig sein, von uns zu hören. Nun, wir sind wieder da, als alte Eheleute, mit zahllosen Erfahrungen, nach reichlichen Erlebnissen, zerrüttelt u. zerstossen. Unsere Reise, wenn auch nicht überall günstig, ja sogar nicht ohne Gefahren, ist doch im Ganzen so glücklich gewesen, dass sie jetzt im Rückblick uns wie eine g a n z u. immer begünstigte erscheint. Die kleinen Leiden verschwinden allmählich, u. immer mehr u. mehr stellt sich unsere Erinnerung des Ganzen als eine Kette sonniger, glücklicher Tage dar. Bis Kreuznach weisst Du, wie wir gekommen sind. Von da gingen wir Dienstag, 3. Sptbr. weg, machten dann nur in Baden-Baden u. Freiburg im Breisgau kurze Ruhepunkte u. kamen Donnerstag Abend in Basel an. Von da gingen wir über Bern u. Thun nach Interlaken, hielten uns dort ein Paar Tage auf u. machten Excursionen zu dem Giessbach u. auf den Abendberg, wo die berühmte Cretinen-Anstalt ist, gingen dann am Dienstag nach Lauterbrunnen zum bekannten Staubbach. Dort — bis dahin hatten wir Dampfschiffe, Post oder Privatwagen

gebraucht — wurde die Rose auf ein Pferd gesetzt u. so stiegen wir denn rüstig 6000 Fuss in die Höhe auf die Wengern-Alp, die gerade den grossen Eishörnern der Jungfrau, des Mönchs u. des Eiger gegenüberliegt, so dass man diese Kolosse von unten bis oben übersehen kann. Eben als wir oben ankamen, begrüsste uns von drüben krachendes Gepolter u. von der Jungfrau rasselte, von Abhang zu Abhang, donnernd u. stäubend eine grosse Lawine ins Thal hinab. Es ist ein eigener Anblick, so einen Berg von 10 000 Fuss unmittelbar vor sich aufgethürmt zu sehen, als ob man ihn greifen könnte, so nah erscheint er u. doch ist er durch ein weites Thal getrennt. Und nun so ein schneeiger Berg, so silbern, dass ein Paar der höchsten Vorsprünge den Namen der Silberhörner tragen, ein Berg, an dem kein Gräschen wächst, so öde, kalt u. hart! — Nachdem wir etwas Gems-Ragout nebst Zubehör genossen hatten, ging es auf der andern Seite wieder 3000 Fuss hinunter, was freilich 4 Stunden dauert, aber doch zuweilen Stundenlang so steil geht, dass einem die Kniee einbrechen. Da war es denn auch, wo der Rose ein grosses Unglück hätte passiren können. Ich stand auf einem hohen Fels u. sah der Strasse nach, die wir gehen sollten. Sie ging immer am Berge fort, hart am Abhange u. war so voll von Steingeröll, dass das Pferd jeden Augenblick ausglitt u. höchst unsicher ging. Es schien mir so unsicher, dass ich Röschen absteigen liess. Etwa zwei Minuten später glitt das Pferd ab u. schlug mehrmals übereinander den Abhang herab. — Nachher kamen wir herunten in Grindelwald an, einem Dorfe, das in einem breiten Thale, aber immer noch 3000 Fuss über dem Meere liegt. Das Korn war noch überall grün u. die Kirschbäume hingen eben voll frischer Früchte, von denen grosse Körbe auf der

Wirthstafel zum Dessert aufgesetzt wurden. Da sahen wir die ersten eigentlichen Gletscher u. hielten uns eine Zeitlang in einer grünen Eishöhle auf, rings umschlossen von Eis, so dass das Licht nur durch die Schichten desselben in die Höhle dringen konnte. Am nächsten Tage stiegen wir zum Faulhorn hinauf, etwa 8000 Fuss, dem höchsten bewohnten Punkt in Europa, d. h. die Wohnung ist ein einzelnes, ärmliches Gasthaus, das wie in Kamtschatka zu liegen scheint, so oede u. wüst ist es. Am nächsten Tage ging es wieder bergunter, an dem Rosenlaui-Gletscher vorbei nach Meyringen; von da durch das Oberhasli-Thal nach der Grimsel, wo wir das Siedelhorn, einen der am seltensten besuchten Berge erkletterten, u. dann am Rhone-Gletscher, über die Rhone-Quellen, zur Furka u. zum Gotthard, uns wendeten. Alles das nahm die Zeit von acht Tagen hin, von Interlaken bis zum Gotthard. Die Rose machte alles zu Pferd, doch grosse Strecken zwischendurch auch zu Fuss. Auf der sehr schönen, neuen Gotthardstrasse, auf der wir nun unsern Rückweg einschlugen, ging es zu Wagen schnell durch das Ursener u. Urner Thal, so dass wir schon Nachmittags Altdorf passirten u. am Vierwaldstätter-See eintrafen, wo uns ein Dampfschiff an der Tellplatte, dem Grütli vorbei nach Luzern schaffte. Dort fanden wir den ersten Brief von Mayers. Dienstag Abend gingen wir über den Vierwaldstätter-See zurück nach Wäggis u. gingen, beide zu Fuss, den 3000 Fuss hohen Rigi hinauf, wo wir bis zum folgenden Sonntag unser Standquartier aufschlugen. Gewiss der prächtigste Punkt, den ich gesehen habe! Man übersieht fast die ganze deutsche Schweiz, Alpen, Berge, Ebene, Seeen, Flüsse u. zahllose Dörfer u. Städte. Südlich u. westlich überall Schneeberge, von dem Glärnisch im Canton Glarus bis zur Blümlis-Alp im Westen des Cantons

Bern; nördlich schliesst der Jura, die Vogesen u. der Schwarzwald das weite Bild. Vom Rigi stiegen wir wieder zu Fuss hinab u. gingen über Zug nach Zürich, wo wir noch zwei Tage blieben u. von wo wir gestern vor acht Tagen über Winterthur an den Bodensee eilten, auf Dampfschiff nach Friedrichshafen übersetzten, u. dann über Ulm, Stuttgart, Heilbronn hierhergingen. Und es war schön!

Wir sind jetzt mit dem Gröbsten der Einrichtung fertig. Die eigene Küche ist im Gange, alle Kisten ausgepackt, die Schränke zum Theil geordnet, ein Theil der Besuche gemacht, Bekanntschaften für Röschen angeknüpft — u. es scheint, dass es recht gut gehen wird. Röschen ist recht glücklich, die Wohnung gefällt ihr, sie ist mit den Leuten zufrieden, sie findet sich in die Gebräuche. Sehr gut ist es, dass die Ferien mir gestatten, ihr in Vielem beizustehen u. hat sie es erst einmal gemacht, so geht es schon leichter. Da nun auch ihr Bruder bald kommen wird, so hoffe ich, wird das Heimweh nicht zu stark bei ihr werden.

Da hast Du einen vorläufigen Bericht. Bald soll mehr kommen. Schreibe dann auch Du bald, wie es Dir geht, wie es Dir noch in Berlin ergangen ist, u. was Du sonst Gutes vorhast.

Dein treuer Sohn Rudolf.

Briefe aus den Jahren 1851—1860.

Würzburg, 7. April 1851.

Lieber Vater,

Gewiss hast Du Recht gehabt, meinen Brief nicht in der ersten Aufwallung des Gefühls zu beantworten. Ging

es doch auch mir so, dass ich zuletzt fast bedauerte, Dir unter dem ersten Eindrucke geschrieben zu haben, u. dass ich mit dem Plane umging, Dir einen anderen, besänftigenderen Brief nachzuschicken. Ich danke Dir also von ganzem Herzen, dass Du gewartet hast u. dass aus dem Widerstreit Deiner Gefühle endlich nur die verzeihende u. versönliche Liebe hervorgegangen ist. Möge nun damit das Grollen u. Murren, welches bei Dir immer wieder sich hervordrängte, einer sanfteren u. milderen Stimmung dauernd Platz machen: Du wirst dann bei uns Beiden, bei Röschen so sehr wie bei mir, stets liebevolles Entgegenkommen, herzliches Vertrauen finden.

Dieser Conflikt hat es schliesslich gezeigt, was sich sonst allmählicher entwickelt haben würde, dass die Zeit, die Entfernung u. die Verschiedenheit der umgebenden Verhältnisse in unsern Anschauungen u. in unserm Gefühlsleben Manches verschieden zur Entwicklung gebracht haben. Du beurtheilst Dinge u. Personen anders, als ich es thue. Du hast Dich gewöhnt, gewisse Sätze immer unzweifelhafter aufzustellen, denen meine Ueberzeugungen widerstreiten, und andererseits hat mein Gefühl mich gelehrt, gewisse Berührungen unsanft oder schmerzhaft zu empfinden, welche Dir ganz gewöhnlich vorkommen.

Ein solcher Zustand der Verschiedenartigkeit der Anschauungen und Gefühle wird sich wohl überall unter ähnlichen Verhältnissen entwickeln müssen, u. eine vollständige Einigung ist unter so total differenten, äusseren Verhältnissen wohl nicht einmal zu hoffen. In einem solchen Falle bleibt immer nichts weiter übrig, als sich zu fügen, die Differenz anzuerkennen u. sie — zu dulden. Es ist die grosse Frage der Toleranz. Liebt man sich wirklich, so ist es ja nicht schwer, die Toleranz zu üben, denn die

Toleranz ist die Tochter der Liebe — es ist die eigentlich christliche Eigenschaft, die freilich von der heutigen Christenwelt nicht geübt wird. Wenn wir wissen, dass wir einer des Andern Liebe sicher sind, u. dass jeder nach seinen besten Kräften bestrebt ist, das Wahre zu suchen u. zu wirken, was bedarf es da weiter, um einander gegenseitig zufrieden zu stellen?

Ich kann nicht leugnen, dass es mir viel lieber wäre, wenn wir über die Toleranz hinaus bis zur vollständigen Einigung der Gefühle u. Ueberzeugungen gelangen könnten. Allein das wäre vielleicht kaum bei dauerndem Zusammensein, bei steter Verständigung über alle Fragen möglich; wie viel weniger bei dieser Trennung? Du berührst z. B. immer die Politik. Da kommt zuerst, wie es Tante Voss u. die Ordnungspartei verlangt, in grausem Gewande Communismus u. Socialismus. Es ist Dir gleichgültig, dass ich Dir früher einmal geschrieben habe, ich hielte den Communismus als solchen für einen Wahnsinn u. wiese die Systeme der französischen Socialisten zurück, weil sie den Absolutismus zurückbrächten. Dabei vergisst Du, dass das Ministerium Manteuffel, wenn es Linie und Landwehr mobilisirt, um das preussische Volk niederzuhalten, ganz in der Weise der Communisten u. Socialisten verfährt; der eine Theil des Volks arbeitet, um den andern zu ernähren, oder der eine frisst den andern auf. Lasse das System nur so fort gehen, so führt es ohne Umwege zu den französischen Systemen. Wir, die wir die sociale Reform wollen u. in dem Sinne der Freiheit Socialisten sind, wollen diesen Zustand eben verhüten. Aber Ihr, die Steuer Zahlenden, Ihr wollt nichts sehen. So hältst Du mir vor, dass ich darin geirrt hätte, dass Europa russisch oder republikanisch werden würde. Das ist zu komisch: fühlst Du denn die

Knute nicht? Glaubst Du, dass Graf Brandenburg aus blosser Ziererei gestorben ist, nachdem er in Warschau gewesen war? Weisst Du nicht, dass immer eine russische Note oder ein russischer Gesandter es ist, der nach Wien u. Berlin die Befehle des Czaren bringt, wie man sich zu verhalten hat?

Du scheinst aus meinem Stillschweigen geschlossen zu haben, dass ich meine früheren Ansichten für irrthümliche zu halten angefangen habe. Und doch ermahnst Du mich wieder zur Ruhe, als ob Du dem Frieden nicht recht trautest! Nun, ich acceptire die Ermahnungen, wenn auch mein Weib mir eine immer neue Ermahnung ist. Aber ich enthalte mich nicht desshalb von der Politik, weil ich meine frühere Politik perhorrescire, sondern einfach, weil ich mich enthalten will, weil ich keine aktive Politik treiben will.

. . . . . .

. . . . . .

Lebe recht wohl, lieber Vater, u. bleibe nur recht gut Deinem

Dich herzlich liebenden Sohne

Rudolf.

Würzburg, 20. Decbr. 1851.

Mein lieber Vater,

Du bekommst nun wieder einmal einen Geburtstags- u. Weihnachtsbrief gleichzeitig. Jedesmal, wenn ich mich niedersetzen wollte, kam Abhaltung, u. so ist denn vorgestern nur das Festpacket abgegangen, das nun vielleicht wenigstens rechtzeitig eintrifft. Du erlebst nun doch wieder unter neuen Bedingungen Dein Wiegenfest: zum erstenmale

grüsst Dich ein Enkel mit, der Deinen Namen trägt, und wenigstens ebenso liebenswürdig u. ebenso ungnädig ist, wie es sein Grosspapa nach Umständen sein kann. Nun wünschen wir Dir aber zu Deinem neuen Lebensjahre, dass aller Grund zur Ungnädigkeit beseitigt werde und das Geschick Dir Gelegenheit biete, Dich in der ganzen Grösse Deiner Liebenswürdigkeit, in der ganzen Heiterkeit Deines Herzens zu zeigen.

Freilich sind die äusseren Zeichen nicht sehr günstig. Das Jahr lässt sich nicht sehr heiter an. Die Sonne hat nun schon Wochenlang nicht mehr geschienen, gleich als ob sie die Niederträchtigkeit u. Gemeinheit der Menschen nicht mehr ansehen wolle. Theuerung u. Noth breiten sich immer mehr aus u. die Reaction hat die Versprechungen ihrer Jugend längst vergessen. Verfolgungen werden immer schamloser, mit immer empörenderer Offenheit organisirt u. jede freie, anständige Regung wird allmählich geknebelt.

Da bleibt dann freilich nur das innere, das häusliche u. das individuelle Leben übrig, die stillen Errungenschaften des täglichen Arbeitens, u. wir wollen wünschen, dass da Alles günstig fortgehen möge. So lange lässt es sich doch noch, wenn auch oft schwer u. sorgenvoll, ertragen: man kann sich abziehen u. abschliessen, wenn man nicht gewaltsam herausgerissen wird. Also vorläufig Muth u. Geduld u. Ausdauer, wenn auch noch wenig Hoffnung.

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . Was mich betrifft, so habe ich viel zu thun, doch schlage ich mich durch. Die Zahl unserer Studenten ist wieder gestiegen, es sind über 700 hier, darunter gegen 300 Mediciner. Dass ich in die Redaction

des grossen Canstatt'schen Jahresberichtes der Medicin, mit Eisenmann u. Scherer, eingetreten bin, habe ich Dir schon geschrieben, denke ich; auch hat man mich kürzlich zum Vorsitzenden der hiesigen physikalisch-medicinischen Gesellschaft gewählt, was Alles zu thun giebt.

Viele Grüsse u. bleib recht gesund u. heiter.

Dein Sohn Rudolf.

Würzburg, 2. Decbr. 52.

Lieber Vater,

. . . . . .

Die letzte uns betreffende Neuigkeit ist Dir vielleicht durch die Zeitungen zugekommen, ich meine den Ruf, den ich erhalten habe, die Klinik in Zürich zu übernehmen. Es ist dieselbe Stelle, welche Schönlein vor seiner Berufung nach Berlin inne hatte, u. in der nach ihm Pfeuffer u. Hasse wirksam waren. Trotz der sehr günstigen Bedingungen habe ich abgelehnt, da ich das Bedürfniss habe, mit den Arbeiten, die ich einmal so lange verfolge, zu einem gewissen Abschlusse zu kommen, was mir in der neuen Stellung auf Jahre hinaus unmöglich wäre. Man hat hier für mich eine Gehaltszulage, eine Stellung als Examinator u. ein kleines Siechenhaus beantragt, doch würde ich auch ohne das mich zum Bleiben entschlossen haben, so gern ich übrigens aus zahlreichen Gründen in Zürich sein würde.

Ich denke, es muss doch eine Zeit geben, wo man sich in seiner Thätigkeit auf Ziele beschränkt, die eine sichere Aussicht auf Erfolg darbieten. . . . . .

. . . . . .

Dein Dich herzlich liebender Sohn Rudolf.

Würzburg, 27. August 1853.

Mein lieber Vater,

Deine Voraussetzung, dass Dein vorletzter Brief mich verstimmt habe, war unrichtig. Manches war in demselben, was eine weitere Besprechung wünschenswerth macht, u. was zu besprechen nicht angenehm ist, allein der nächste Grund meines Schweigens lag doch in der anhaltenden Anspannung, in der ich mich das ganze Sommersemester über befunden habe. Ich war durch den Unterricht sehr angestrengt, durch das Haus, die Buben u. Röschen viel in Anspruch genommen, oft durch Besuche gehindert, endlich durch Angelegenheiten der Universität gleichfalls ungewöhnlich viel beschäftigt. Die letzteren betrafen namentlich die Besetzung der chirurgischen u. medicinischen Kliniken, deren hiesige Vertreter pensionirt worden sind, u. sie veranlassten mich, mit einem meiner Collegen eine Reise nach München zu machen, um von den Herren Ministern selbst zu hören, was sie bei der Wiederbesetzung, die uns natürlich sehr am Herzen lag, für Absichten hatten. Das war während der Pfingsttage. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Seit 14 Tagen haben wir Ferien, doch habe ich bis jetzt wenig Genuss davon gehabt, da ich noch immer sehr eifrig an einem Buche schreiben muss, das ich herauszugeben unternommen habe. Es ist ein grosses Handbuch der speciellen Pathologie u. Therapie, an dem die bedeutendsten Kliniker Deutschlands mitarbeiten, u. an dem ich selbst den allgemeinen Theil schreibe u. ausserdem die Redaction führe. Es erscheint in Erlangen, u. der erste Band (es hat 6 Bände) soll noch vor dem Wintersemester heraus. Ich weiss noch nicht, wie lange mich das aufhalten wird, doch

kann ich kaum daran denken, zu Euch zu kommen. Vielleicht gehe ich gegen Enpe nächsten Monats auf eine kurze Zeit zur Naturforscher-Versammlung nach Tübingen, wo ich viele Freunde zu treffen hoffe. Dann werde ich aber im nächsten Jahre sicher bestrebt sein, Euch wieder zu besuchen.

. . . . . .

. . . . . .

Anliegend erhältst Du 50 Thlr., die ich Dir gern vermehren würde. Mögen sie in Deiner Hand ruhen. Viele Grüsse an die Bekannten.

Dein Dich herzlich liebender Sohn
Rudolf.

Veitshöchheim bei Würzburg, 22. Septbr. 1855.

Lieber Vater,

Schon seit acht Tagen bin ich glücklich von Paris zurück u. ich hätte Dir gewiss längst geschrieben, wenn nicht an demselben Tage, wo ich zurückkehrte, auch meine Schwiegermutter mit ihrer Tochter Emmy hier einpassirt wäre. Erstere ist gestern Abend wieder abgereist, während Emmy bei Röschen bleiben u. in deren Wochenzeit die Wirthschaft führen wird. Vorläufig geht übrigens Alles seinen geordneten Gang. Röschen ist verhältnissmässig wohl u. die Kinder sind ganz über Erwarten gediehen, namentlich der kleine Abki. Du würdest ihn kaum wieder erkennen, so voll u. roth u. lustig ist er geworden. Um Carl's willen wünschte ich, sie könnten wenigstens noch eine Woche hier bleiben u. in der That ist es prächtig. Ueberall auf Strassen u. Feldern wird das Obst abgenommen, das dieses Jahr einen ausserordentlichen Ertrag gewährt. Der Wein reift u. ver-

spricht noch ein gutes Getränk zu liefern; die Staare sammeln sich zu vielen Tausenden u. machen ihre Exercitien; dazu das schönste Herbstwetter, dass es eine wahre Lust ist. Wir sind fast den ganzen Tag über draussen auf den Bergen oder im Garten u. ich kenne fast das halbe Dorf, während uns schon lange das ganze kennt. Allein Alles hat sein Ende u. so werden wir denn wohl Anfang der nächsten Woche wieder hineinziehen, damit ich wieder zur Arbeit u. Röschen zur Vollendung ihrer Einrichtungen kommt.

Uebrigens bin ich in nicht geringer Verlegenheit wegen eines neuen Rufes nach Zürich. Man scheint dort grosses Gewicht auf meine Berufung zu legen, u. nachdem ich am Tage vor meiner Abreise nach Paris eine Stelle als Prof. der Anatomie u. Physiologie ausgeschlagen hatte, fand ich nach meiner Rückkehr schon eine neue Anerbietung vor, worin mir eine ganz neu zu creïrende Stelle als Prof. der path. Anatomie u. path. Physiologie nebst einer Krankenabtheilung angeboten wird. Ich weiss noch nicht, was ich machen werde, jedoch würde ich selbst im Falle der Annahme kaum vor Ostern gehen.

Paris hat einen ausserordentlich grossartigen Eindruck auf mich gemacht. Ich war etwa 12 Tage dort, hätte aber noch ganz gut ebenso lange bleiben können, um nur die wichtigsten Sehenswürdigkeiten einigermassen zu mustern. Indess war das Fremdengewühl so gross u. es fanden sich so viele Bekannte, dass mir am Ende das Ding unerträglich wurde u. ich am Abende vor dem Tedeum absegelte, wobei mir noch das Pech passirte, dass ich den Schnellzug nach Strassburg um 3 Minuten verpasste u. dafür 14 Stunden später ankam, als ich gehofft hatte. In der letzten Zeit war ich noch besonders dadurch in Anspruch genommen,

dass man mich zum Mitgliede des statistischen Congresses gemacht hatte, wodurch ich eine Menge der schönsten Stunden verlor, ohne viel nützen zu können, da ich die Sprache nicht so sehr beherrschte, um eine Rede darin halten zu können. Ich wohnte während der Zeit mit Bucher u. Siegmund in einem Hause, u. hoffte Anfangs, dass auch Goldstücker von London herüber kommen würde, indess konnte er nicht abkommen.

Röschen, Emmy u. die Kinder grüssen bestens. Viele Grüsse an die Mutter.

Dein Sohn

R.

(An seinen Schwiegervater.)

Würzburg, am 15. Fbr. 1856.

Lieber Mayer,

Die Nachricht Louis' von dem Facultäts-Beschluss kam mir nicht unerwartet, da Reimer mir schon im voraus die Sache verrathen hatte. Ich bin natürlich gern bereit, zurückzukehren, wenn die Bedingungen sich günstig gestalten sollten, indess bessern sich unsere Zustände hier auch sehr u. ich sehe daher der Sache mit grosser Ruhe entgegen. Ueberdies zweifle ich sehr daran, dass man im Ministerium sich so leicht für mich umstimmen lassen wird.

Trotzdem würde ich es für leichtsinnig halten, eine Gelegenheit, die vielleicht nicht wieder kommt, vorübergehen zu lassen, ohne meinerseits die Schwierigkeiten, so viel ich kann, zu ermässigen. Nur scheint es mir unmöglich, für jetzt direkte Schritte von mir aus zu thun. Willst

Du selbst u. durch andere Freunde Dich darum mühen, so acceptire ich diese Hülfe dankbar. So könnte vielleicht Pätsch durch den Justizminister etwas wirken, den er, wie ich weiss, gut kennt.

Zunächst scheint es mir wichtig, dass jede zu schnelle Entscheidung vermieden wird. Man sollte also versuchen, ein Provisorium unschädlicher Natur zu begründen, das allenfalls ein Semester anhält. Sodann müsste die Facultät consequent bei ihrem Votum bleiben u. wo möglich auch der Senat günstig sein. Ich weiss nicht, wer Rektor ist; das wäre gewiss sehr wichtig, denn bei Prf. Haupt hat auch nur die Consequenz endlich durchgeholfen.

Will sich Onkel Emil der Sache annehmen, so würde vielleicht Grimm ein guter Bundesgenosse sein. Zufälligerweise habe ich erst neulich einen sehr freundlichen Brief (durch Dr. Schiller) an ihn geschickt. Kleineren Nutzen könnten etwa Quinke u. Gräfe stiften. Was Humboldt betrifft, so liesse sich der vielleicht umstimmen. Ich selbst kenne ihn nicht, doch könnte Onkel Emil auch wohl mit ihm sprechen. Oder kennst Du ein Mitglied der Familie Mendelssohn? Da er nun doch einmal zu den Juden hält, so müsste man ihm mit Juden beikommen. Schönlein wird nicht zu eifrig für Remak sein; ich kenne das von Alters her. Er hat schon früher Remak gegen mich postirt u. ihn endlich doch fallen lassen. Wenn Du ihn sehen solltest, so kannst Du ganz offen mit ihm sprechen.

Mein neuester Leitartikel aus dem Archiv dürfte vielleicht ganz nützlich sein, u. da Reimer die Freundlichkeit gehabt hat, mir einige Separatabzüge machen zu lassen, so schicke ich Dir beifolgend eine Partie davon. Einige davon sind adressirt u. ich bitte, sie unter die Leute zu

vertheilen. Vier stelle ich Dir zur Disposition. Vielleicht könntest Du eines davon Humboldt appliciren; glaubst Du, dass es gut sei, Lehnert, oder dem Minister selbst ein Exemplar zuzustellen, so thue es. Indess fällt mir dabei eben Schütz ein, der ja jetzt ein grosses Thier ist u. dem Minister selbst vielleicht die Wahrheit sagen könnte.

Mehr weiss ich im Augenblicke nicht zu thun; vielleicht ist es schon zu viel. Sollte sich die Sache in die Länge ziehen, so könnte ich vielleicht persönlich etwas wirken, da ich wahrscheinlich ohnediess in den Ferien nach Berlin kommen würde. Das Befinden meines Onkels, des Majors, ist so schlecht, dass ich wahrscheinlich, falls er überhaupt sich bis dahin durchschlägt, gleich im Beginne der Osterferien nach Anclam reisen werde.

Bei uns geht jetzt Alles recht gut. Leider beginnen hier acute Exantheme sehr zu grassiren, so dass ich für die Kinder nicht ganz ohne Sorgen bin. Indess ist vorläufig noch Alles in bester Ordnung. Mein Buch nähert sich seinem Abschlusse, was ich dringend wünsche, da es mich alle freie Zeit gekostet hat.

. . . . . .

. . . . . .

Dein

R. Virchow.

Ist der berühmte Leubuscher noch in Berlin? Hat Dr. Picard Dich besucht? Gefällt Dir Dr. Schiller? Ist Seydel zurück? Für Humboldt füge ich noch ein Exemplar der Spessart-Noth bei; vielleicht behagt ihm das.

Würzburg, 25. April 1856.

Lieber Vater,

Du wartest gewiss schon lange auf genauere Nachrichten, u. ich muss bekennen, dass hauptsächlich nur meine Faulheit Schuld ist. Wir sind am Sonntag Abend glücklich hier angekommen u. haben alle die folgenden Tage so prächtiges Wetter gehabt, dass wir so wenig als möglich im Hause geblieben sind. Es blüht hier Alles: Kirschen, Pflaumen, Birnen, Pfirsiche, selbst die Aepfel fangen an. Ich habe noch kein so prächtiges Frühjahr hier gesehen. Das Korn ist stellenweis schon $1^1/_2$ Fuss hoch, die Wiesen von einem prächtigen, frischen Grün, u. die Hitze ist so gross, dass die Kinder draussen ohne jeden Ueberzug herumspringen. Wir fangen unsere Vorlesungen erst nächsten Montag an, so dass noch etwas Zeit zum Geniessen bleibt.

Aber Du wirst mehr von Berlin, als von unserm Frühling wissen wollen. Erst am Donnerstag früh gelangte ich zu einer Besprechung mit dem Bevollmächtigten des Herrn Ministers, Freitag Abend hatte ich Audienz bei Sr. Excellenz selbst u. am Sonnabend früh hatte ich schon das officielle Berufungsschreiben in Händen. Es fehlt also nur die Genehmigung des Königs, die möglicherweise durch den Einfluss des Finanzministers oder irgend eines andern Ministers verzögert werden könnte. Man hat sich dazu verstanden, mir 2000 Thlr. Gehalt zu geben, ein neues pathologisches Institut zu bauen u. eine Abtheilung in der Charité hinzuzufügen. In Berlin sowohl als hier hat der Abschluss grosses Aufsehen gemacht, dort hauptsächlich, weil man es nicht begreifen konnte, dass gerade der Cultusminister mich ohne Bedingungen politischer Art zulassen würde, hier, weil man den Abschluss nicht so nahe ge-

glaubt hatte. Auch scheint es, dass man hier noch Versuche machen will, meinen Entschluss wankend zu machen. Indess kann davon nicht die Rede sein, sobald es nicht möglich ist, in Berlin Schwierigkeiten zu erregen, die meinerseits nicht gegeben werden sollen. Auf alle Fälle würde ich natürlich nicht vor dem Herbst übersiedeln.

. . . . . .

. . . . . .

Hier ist alles wohl. Die kleine Adele erholt sich nach ihren Pocken u. die Buben sehen prächtig aus. Herzlichen Gruss an die Mutter.

Dein Rudolf.

Würzburg, am 4ten Juni 1856.

Lieber Vater,

. . . . . .

. . . . . .

Von meinen übrigen Angelegenheiten habe ich Dir früher geschrieben. Ich hoffe, dass Du den Brief erhalten hast? Der König hat also jetzt seine Genehmigung ertheilt u. ich bin hier zum 1ten Okt. um meine Entlassung eingekommen. Meinen Umzug denke ich im Laufe des Oktober auszuführen, vielleicht schon etwas früher. Wahrscheinlich gehe ich aber noch vorher einmal auf ein Paar Tage nach Berlin, um Wohnung u. dergl. einzusehen u. für den Bau des mir zugesagten pathologischen Instituts zu sorgen. Letzteres habe ich mit dem technischen Direktor der Charité, Esse, den der Minister eigens hierher gesendet hatte, soweit als möglich festgestellt u. ich erwarte nur die näheren Pläne, da der Bau noch im Laufe des Sommers ausgeführt werden soll. Hier ist man jetzt in grosser Sorge wegen eines Nach-

folgers u. ich kann nicht anders sagen, als betrübt über mein Weggehen. Der König wird in 14 Tagen hier erwartet u. ich freue mich darüber nicht, da ich fürchte, dass es da noch zu allerlei Erklärungen kommen wird. Ich habe ihm die Anweisung auf 1000 fl. zurückgegeben; statt sie mir zu belassen, hat er mir sagen lassen, falls ich bliebe, wolle er mir 2000 geben;

. . . . . .

. . . . . .

Herzlichsten Gruss u. dringendste Bitte um baldige Antwort.

Dein

Dich herzlich liebender Sohn
Rudolf.

Würzburg, 26. Sept. 56.

Lieber Vater,

. . . . . .

. . . . . .

Wir sind seit etwa 10 Tagen von Brückenau zurück. Das Bad ist uns recht gut bekommen, am besten den Kindern, während Röschen ihr Kopfweh u. Schwäche noch immer nicht verloren hat. In neuen 10 oder 12 Tagen, also etwa den 6ten Oktober, wollen wir nach Berlin aufbrechen. Für den Transport der Sachen habe ich zwei grosse Wagen gemiethet, so dass wir fast Alles mitnehmen können. Freilich ist das eine bittere Angelegenheit, da die Fracht nebst Packerei, welche der Fuhrherr ganz vollständig besorgt, 500 fl. kostet. Indess hätte es mich auf der Eisenbahn nicht sehr viel weniger gekostet u. ich hätte eine grosse Menge Scherereien dazu gehabt. In Berlin werden wir

zunächst bei Mayers wohnen, da unsere künftige Wohnung (Leipziger Platz 13) erst eingerichtet werden muss. Auch habe ich die Absicht, falls mir die Zeit dazu bleibt, vorher noch zu der Säcularfeier der Greifswalder Universität zu gehen. Die Einrichtung des neuen pathologischen Institutes wird dann auch noch so viel Zeit wegnehmen, dass ich vor Anfang November schwerlich meine Vorlesungen beginnen werde.

Damit hast Du meinen Schlachtplan für die nächste Zeit. Vorher wirst Du aber wohl noch einmal hierher schreiben, damit wir nicht im Ungewissen über Deinen Zustand abreisen müssen. Du wirst Dich doch auch erinnern, dass der erste Geburtstag Deiner Enkelin nächstens bevorsteht u. obwohl Du ihre grosse Liebenswürdigkeit noch nicht aus Anschauung kennst, so wird Dich doch schon ihr Geschlecht verführen, Deine grosse u. herzliche Galanterie gegen sie nicht zu vergessen. Es thut mir wirklich sehr leid, dass Du sie jetzt nicht sehen kannst. Sie ist das heiterste u. munterste von unsern Kindern, so dick u. drall, dass es eine grosse Freude ist. Ihr Kopf ist freilich noch immer sehr kahl, indess sieht man umso schöner seine schöne Form, u. ich hoffe, dass, falls nicht noch grosse Veränderungen mit ihr vorgehen, sie einmal eine sehr nette Jungfer werden wird. Sie steht schon jetzt sehr gut, setzt sich u. erhebt sich, hat ihre eigene Sprache u. Mimik, benimmt sich gegen Fremde sehr verständig, kurz sie kann sich sehen lassen. Wenig fehlt, dass sie noch in ihrer Vaterstadt oder besser Geburtsstadt gehen lernte.

Und nun lebe herzlich wohl u. lasse recht bald Gutes hören. Röschen u. die Kinder grüssen dich herzlich. Von mir bestelle die besten Grüsse an die Mutter.

Dein treuer Sohn Rudolf.

Berlin, am 22. Decbr. 1857.

Mein lieber Vater,

Meine Geburtstagswünsche kommen diesmal in trüber Begleitung. Täglich waren Abhaltungen da, die mich nöthigten, noch zu warten, u. nun welche Trauernachricht! Ich fand Deinen Brief heut Nachmittag vor, als ich von der Charité zurückkam. Da schon morgen die Beerdigung sein soll, Vormittags 9 Uhr, so ist es mir unmöglich so früh zu kommen, u. hinterher kann ich wenigstens der Mutter nichts nützen. Wie sehr thut es mir jetzt leid, dass ich sie nicht früher habe kommen lassen! Vielleicht wäre ihr doch noch zu helfen gewesen, wenn sie, wie Du sagst, schon seit einiger Zeit gestöhnt hat. Die Art ihres Todes ist mir bis jetzt nicht recht verständlich u. Du würdest mir ein besonderes Gefallen erweisen, wenn Du mir mittheiltest, worüber sie eigentlich geklagt hat, ob über den Unterleib oder die Brust oder den Kopf, ob sie Husten, Brechen, Schwindel oder sonst etwas gehabt hat. Freilich kann das Alles jetzt nichts für sie nützen, aber es giebt doch eine gewisse Beruhigung, zu wissen, wie überhaupt der Hergang gewesen ist. Als wir bei Euch waren, hatte sie nur Klagen über den Leib, die an sich jedoch nicht gefahrdrohender Art waren, u. gewiss war ich auf nichts weniger vorbereitet, als auf die Nachricht ihres Todes.

. . . . . .

. . . . . .

Ich will Dir jetzt noch inniger als früher Gesundheit u. langes Leben wünschen; möge Dir Alles wohl gedeihen u. mögest Du Dich in Deinem einsamen Hause glücklicher fühlen, als es bis dahin der Fall war. Aber mögest Du auch daran denken, wie schnell der Tod den Menschen antritt u. seine lang ausgesponnenen Pläne unterbricht! Du hast

viele u. schwere Dinge vor. Du wirst Dir darüber ernstlich Rechenschaft geben müssen, ob Du sie bald ausführen willst u. kannst, oder ob Du, den langjährigen Wünschen der Verstorbenen u. den meinigen entsprechend, den Kreis Deiner Geschäfte vereinfachen u. Deine Mittel schonen willst. Möge eine friedliche u. herzliche Stimmung Dich umgeben u. Dir ein klares Urtheil zur rechten Stunde beschieden sein! Ja, ich kann nicht umhin, auch noch den Wunsch hinzuzufügen, der meiner gedrückten Stimmung vielleicht mehr, als einer klaren Voraussicht entspricht, mögen nicht neue schwere Unglücksfälle Dich treffen, möge nicht ein langsamer Verfall der Wirthschaft, die nun auf Dir allein lastet, ein allmähliches Verkommen des Hauses, das Du allein zu überwachen hast, eine Vertheilung Deines Besitzes an Fremde die nächste Folge sein!

Ich möchte nichts dringender, als dass wir uns verständigen, als dass wir friedlich u. miteinander leben könnten. Wie gern würde ich Dir mein Haus öffnen, wenn Du darin wohnen wolltest! Es wird jetzt sehr öde bei Dir sein zu den Festtagen. Wie wäre es, wenn Du Dein Haus zuschlössest u. die Weihnachtstage bei uns verbrächtest. Freilich wird es ein stilles Fest sein, aber den Kindern soll doch ihre Freude nicht entzogen sein u. Du wirst gewiss auch dabei Vergnügen finden. Komme zu jeder Zeit, wo Du willst, so wirst Du uns willkommen sein. Der Weg ist ja jetzt kurz, die Kosten gering, u. Du kannst, wenn Du willst, bald wieder zurück sein.

Oder wünschest Du, dass ich zu Dir komme? Ich würde Röschen, die sehr ängstlich ist u. ihrer Entbindung mit trüben Gedanken entgegen sieht, nicht gern verlassen. Auch habe ich zunächst keinen andern Wunsch, dessen Ausführung ich persönlich in Schivelbein betreiben möchte,

als die Herstellung eines würdigen Grabmales für die Mutter. Ich möchte, dass, wenn späterhin eines der Kinder einmal nach Schivelbein kommen sollte, es doch die Stätte, wo seine Grossmutter begraben liegt, leicht findet u. durch eine rechte äusserliche Herrichtung sich einprägen kann. Am liebsten würde ich es wünschen, eine über die ganze Gruft reichende, polirte Granitplatte mit dem Namen einsetzen zu lassen. Oder hast Du einen andern Plan? Auch wäre es wohl nöthig, den Besitz des Platzes auf so lange Zeit als möglich, sich zu sichern, damit nicht das Grab in Menschengedenken wieder aufgewühlt und zerstört wird.

Hast Du den Wunsch, dass ich zu einer solchen Besprechung oder zu andern Zwecken zu Dir komme, so will ich gern zwischen Weihnachten u. Neujahr aufbrechen. Lange kann ich freilich nicht ab, doch stelle ich Dir meine Zeit zur Verfügung.

Und nun sei herzlich gegrüsst u. möge es Dir recht wohl ergehen. Bei uns ist im Augenblicke Alles ziemlich munter u. bei besserem Wetter würden die Kinder wahrscheinlich sehr gedeihen. Alles grüsst u. küsst Dich. Schreibe recht bald

Deinem

Dich herzlich liebenden Sohn

Rudolf.

Berlin, am 28. April 1858.

Lieber Vater,

Hiermit empfängst Du 400 Thlr., die Dir hoffentlich aus den nächsten Schwierigkeiten helfen werden. . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Heute ist der letzte Tag der Ferien; in einer Stunde wird er verflossen sein u. von morgen ab muss ich Morgens um 7 Uhr wieder regelmässig in der Charité sein. Indess habe ich von den Ferien nicht viel gehabt. Meine Zeit ist jetzt noch so in Anspruch genommen, dass ich kaum schriftstellerische Arbeiten leisten kann. In dem Cours für praktische Aerzte, den ich während der Ferien gehalten, habe ich durch einen Stenographen nachschreiben lassen, u. seine Reinschrift wandert, nachdem sie corrigirt ist, sofort in die Druckerei. Den Ertrag des Buches wollen wir theilen. Mit meiner Hälfte werde ich sehen, dass ich mich in den Ferien ordentlich erhole. Ich habe eine sehr dringende Einladung nach Edinburgh, wo in diesem Sommer die englischen Aerzte eine Versammlung halten; doch werde ich wahrscheinlich nicht dahin, sondern zuerst die Familie wieder nach Misdroy bringen u. dann an den Rhein u. Main, namentlich zur Naturforscher-Versammlung nach Karlsruhe gehen.

. . . . . .

Und nun lebe recht herzlich wohl, bleibe recht gesund u. lasse bald etwas Gutes von Dir hören.

Dein

Dich herzlich liebender Sohn

Rudolf.

Berlin, 6. August 1859.

Lieber Vater,

Im Begriff, eine grössere Reise über das Meer zu beginnen, komme ich nochmals zu Dir, um Dir Lebewohl zu sagen. Alle Welt vereinigt sich diesmal, mir die möglichen Gefahren einer solchen Reise vorzustellen, u. es ist mir

daher doppelte Pflicht, nicht wegzugehen, ohne von Dir Abschied genommen zu haben. Ich gehe morgen früh von hier nach Lübeck, um von da nach Copenhagen, Christiania u. Drontheim zu gehen. Der Hauptdistrict aber, in welchem die Krankheit*) herrscht, derentwegen die norwegische Regierung meine Ansicht zu hören wünscht, ist Bergen-Stift u. dort werde ich mich also wohl am längsten aufhalten. Der geringste Termin meiner Rückkehr dürfte 5—6 Wochen sein.

. . . . . .

Dein

Dich herzlich liebender Sohn
Rudolf.

Berlin, 28. Septbr. 1860.

Lieber Vater,

Anliegend übersende ich Dir, wie Du gewünscht hast, 180 Thlr. in verschiedenen Papieren; mögen sie Dich über alle Schwierigkeiten hinausbringen.

Von unserer Reise**) sind wir glücklich u. sehr befriedigt zurückgekehrt. Wir waren in Marienburg, in Dirschau u. 2 Tage in Danzig, überall von dem schönsten Wetter begünstigt. Sonnabend früh Dampfschifffahrt die Weichsel hinab in das Meer bis gegen Zoppot, Nachmittags Spazierfahrt nach Oliva, Carlsberg etc. Sonntag Vormittag Besichtigung der Stadt, Rathhaus, Marienkirche, Bischofsberg etc. Ich habe sehr viel an Dich gedacht u. nur bedauert, dass Du nicht dabei warst. Denn es hat sich doch

*) Aussatz.

**) Besuch der Versammlung deutscher Naturforscher u. Ärzte in Königsberg u. Danzig.

seitdem viel verändert, was Dich gewiss sehr interessirt hätte, z. B. die Dirschauer Brücke, die wirklich ein Stolz u. Wunder der Welt ist. Auch war das Menschengewühl höchst lustig u. unterhaltend. Reden über Reden, alles voll übersprudelnder Heiterkeit. Wir wohnten im englischen Hause, wo ich auch das vorige Mal gewesen war. Nun, Röschen kann Dir mehr berichten.

Hier ist nun eine kleine Pause, die ich benutzen muss, um meinen Magen wieder in Ordnung zu bringen u. einige Studien auf der Königlichen Bibliothek abzuschliessen. Denn am 13ten Okt. beginnt unser Universitäts-Jubiläum, wo ich viele Freunde u. Bekannte von auswärts erwarte. Ich lasse mir auch schon einen neuen Talar dazu bauen, werde meinen Orden das erste Mal spazieren führen, zu dem eben der schwedische Nordstern — um den Hals zu tragen — hinzukam, so dass ich hoffe, einen richtigen Affen der Civilisation darstellen zu können.

. . . . . .

. . . . . Indem ich Dir bestes Wetter, volle Gesundheit u. glücklichen Beschluss der Erndte wünsche, schliesse ich mit der Hoffnung, bald von Dir zu hören.

Dein Dich herzlich liebender
Sohn Rudolf.

Briefe an seine Frau aus dem Jahre 1864.

Schivelbein, 26. Dezbr. 1864
Mitternacht.

Mein liebes Herz,

Da bin ich nun wieder in der alten Stube u. wieder liegt der Vater mit seinem schnellen Athem u. seinen wirren Träumen, jeden Augenblick im Begriff, aus dem Bette zu

steigen oder, wie er sagt, aus dem Keller zu gehen. Blocks sind Beide bei mir u. halten treulich aus. Erst seit heute Mittag soll der Zustand so gewesen sein; bis dahin ist mehr Ruhe gewesen, obwohl offenbar schon längere Zeit Verwirrung. Die Geschichte mit dem Curatorium*) zeugt für eine grosse Eingenommenheit des Kopfes. Heute hatte er mich erwartet u. hat oft nach mir gefragt; als ich nun kam, war er sehr erfreut u. zärtlich, anfangs auch erträglich klar u. besonnen. Aber es dauerte nicht lange. Zuerst rief er mich noch zu sich, um mir seine eingebildeten Klagen vorzutragen; jetzt geschieht das auch nicht, sondern er mattet sich ab, aus dem Bette zu steigen u. will es nicht glauben, dass er im Bette ist.

Dabei sind die Füsse sehr geschwollen, Hände, Füsse u. Ohren kalt, der ganze Eindruck sehr viel kraftloser, als das vorige Mal, der Husten selten, unergiebig. So sind die Aussichten recht schlimm, u. obwohl ich noch nicht sagen kann, ob keine Hoffnung mehr ist, so fürchte ich doch, dass der geschwächte Körper diese anhaltende Unruhe nicht aushält. Er hat selbst schon am Freitag erklärt, jetzt gehe es an's Sterben, u. auf einen Zweifel hat er diese Ansicht auf das Bestimmteste wiederholt. Auch hat er seine Werthsachen zusammengelegt, u. einem der Herren die Schlüssel dazu übergeben, um sie mir auszuantworten, was denn auch geschehen ist.

Morgen früh werde ich Dir noch einige Zeilen hinzufügen, auch, falls irgend eine Klarheit da ist, ein Telegramm schicken. Ich selbst bin wohl. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

*) bezieht sich wahrscheinlich auf die Major Virchow-Stiftung.

Carl Virchow
Der Vater Rudolf Virchow's

Am 27. Dez., früh 7 Uhr.

Wenn Du diese Zeilen erhältst, wird Dich die telegraphische Depesche längst unterrrichtet haben, dass das unruhige Herz des Vaters aufgehört hat zu schlagen. Die erste Zeit der Nacht war recht schlimm, er wollte auf, sah seine Thiere, rief seine Leute; nachher wurde er ruhiger, hustete loser, aber viel Blut, dann schlief er mit Unterbrechungen, endlich wurden die Athemzüge langsamer u. langsamer, es kamen lange Pausen, u. am Ende eine, die nicht wieder aufhörte.

Er hat Alles vorbereitet: sein Sarg ist fertig, seine Beerdigungsstücke bezeichnet, seine künftige Lagerstätte gesichert — wir haben nur auszuführen. Ich weiss noch nicht, wann die Beerdigung sein wird; wahrscheinlich Mittwoch. Aber vor Freitag oder Sonnabend werde ich wohl schwerlich zurückkönnen, da nun doch Alles zu ordnen ist. Wichtige Briefe können also nachgeschickt werden.

Grüsse die Kindlein in meinem Namen u. ermahne sie zu ernster Stimmung. Sei herzlich geküsst!

Dein

Rudolf.

Schivelbein, am 27. Decbr. 1864.

Mein lieber Schatz,

Es ist wieder Mitternacht geworden u. ich bin mit Hund u. Katzen allein, zum ersten Male in diesem Hause ganz allein. Selbst die Thiere können sich nicht in diese Einsamkeit finden. Und mich umdrängen tausend Erinnerungen. Das Leben des Vaters bis lange vor meiner Geburt schliesst sich mir in zahlreichen Dokumenten auf, u. ich lebe meine Jugend wie im Traum noch einmal durch. Und ich sage

mir dabei, dass es wohl zum letzten Male so geschieht. Ich komme mir mit diesem Tage alt u. fremd vor.

Heute morgen erst ist er dahingegangen. Aber wie viel liegt zwischen diesem Morgen u. dieser Mitternacht. Die Zeit mit ihrem gebieterischen Drängen lässt uns in dieser Gesellschaft selbst zum Schmerze keine Ruhe. Der Vater starb hier oben in seinem Zimmer, gleich rechts neben der Thür. Aber sein Körper konnte hier nicht bleiben, wo nun die Arbeit des Aufräumens beginnen musste; er musste auch nach der Sitte des Ortes feierlich aufgestellt werden, u. das konnte nur unten geschehen. Da liegt er nun schon in dem selbst bestellten Sarge, mit seinen Feierkleidern angethan, in der Hand einen grünen Strauss aus seinem Garten, u. sein Gesicht sieht ruhig, mild u. wenn auch recht blass u. etwas scharf, so doch nicht mager, ich möchte fast sagen, gesund aus. Ich wünschte, Ihr könntet den Eindruck selbst empfangen zu späterer Erinnerung. So wird er bis übermorgen bleiben. Mittwoch, wahrscheinlich Nachmittag, soll er in die Gruft zur Mutter gelegt werden, mit der er sich noch ein gemeinschaftliches Denkmal gewünscht hat.

Das Alles wurde schon im Laufe des Morgens, zum Theil schon vor Anbruch des Tages, begonnen u. kaum war hier oben ein wenig gelüftet u. gesäubert, so kam Herr Raatz von Belgard u. andere Leute u. sehr bald gab es alltägliche Besprechungen über die Nachlassmasse, die ja leider sehr nothwendig sind, mit denen ich Dich aber verschone. Darüber wurde es fast Mittag; ich war totmüde, aber erst, als schon die alten, mir so bekannten Glocken das Trauergeläute um den Vater begonnen hatten, konnte ich die Ruhe suchen. Ich habe dann ein Paar Stunden geschlafen, u. wieder Besuche gehabt, u. nun angefangen,

die Papiere zu ordnen. Es ist ein grosses u. ermüdendes Geschäft. Seit länger als 50 Jahren liegen die Papiere aufgehäuft, die kleinsten Zettel sind erhalten, fast lauter jetzt werthlose Sachen. Um mich liegen Berge von Papier, das vernichtet werden muss, u. doch habe ich nur erst genommen, was frei auf Tischen u. Schränken war. Im besten Falle sehe ich keine Möglichkeit, vor Freitag, vielleicht vor Sonnabend nach Hause zu kommen. Denn auch die Belgarder wünschen dringend einen Besuch.

Meine Depesche, die schon am Morgen aufgegeben war, kam auch noch Mittags zurück; sie war nach der Schillingstrasse gegangen. So hast Du wohl Brief u. Depesche fast gleichzeitig erhalten?

Lebe wohl, mein Schatz u. sei nicht zu traurig.

Grüsse die Kinder, schicke sie auf das Eis, auch den Ernst, aber sage den Grossen, ich machte ihnen Vorsicht zur Pflicht u. wenn dem Ernst etwas zustiesse, so würde ich es an ihnen ahnden. Sie müssen jetzt das Gefühl der Verantwortlichkeit kennen lernen.

Dein Rudolf.

Schivelbein, 28. Decbr. 1864.

Mein lieber Schatz,

Wieder ist es Nacht, u. ich bin noch einsamer als gestern. Heute Nachmittag um 3 Uhr haben wir den Vater zu Grabe gebracht. Die allgemeine Theilnahme, ich kann fast sagen, der ganzen Stadt hat mir den schmerzlichen Gang etwas erleichtert. Aber als ich draussen an der offenen Gruft stand, als der grüngeschmückte Sarg in den engen vier Erdwänden stand u. ich von dem Erdhaufen, der über dem

Grabe der Mutter aufgehäuft lag, die erste Handvoll Erde nahm, um sie hinunter zu schütten über die Leiche des Vaters, da brach meine Fassung zusammen, u. ich musste mich eilig durch den Kreis der Leidtragenden hindurchdrängen, um mich wieder zu sammeln. Einer folgte mir u. sprach mir tröstend zu, dem ich seit länger als 30 Jahren fern gestanden hatte, ein alter Genosse von der Schulbank, der jetzt Gutsbesitzer in der Nähe ist, Braun. Und dann kamen auch die Andern, vor Allem die Geistlichkeit, die nun schon die Trauerhaltung geändert hatte, u. sie begleiteten mich wieder nach Hause, blieben auch noch einige Zeit, um sich durch Trank u. Speise etwas zu stärken.

Es war ein schwerer Tag. Den ganzen Vormittag umdrängten mich die Leute, die Haus u. Land, Vieh u. Bücher kaufen wollen, u. ich war genöthigt, manchen hinauszuweisen, der gar zu ungestüm war. Aber ich kam doch nicht über Alles hinaus. Die Thiere können nicht hier bleiben, wenn ich fort bin, u. so muss ich mich ihrer entledigen. Schon habe ich den Hund u. verschiedene Katzen an Leute gegeben, die voraussichtlich sie gut halten werden; eine Kuh ist verkauft, über andere u. über die Hühner wird unterhandelt, die Enten sollen geschlachtet u. mitgenommen werden. Das Haus wird vielleicht die Stadt kaufen, um daraus ein Rathhaus zu machen, u. ich habe erklärt, dass ich gern darauf eingehen würde, da es mir u. meinen Kindern erwünscht sein muss, in einem öffentlichen Gebäude künftig die Stelle zu zeigen, wo unser Geschlecht einst seine Heimath hatte.

Magistrat u. Stadtverordnete erschienen in corpore, um die Leiche zu Grabe zu tragen. Von Belgard waren Raatz u. der junge Virchow gekommen. Alle hiesigen Familienglieder u. viele andere Leute waren da, so dass die Vorder-

stube unten nicht alle fassen konnte. Nur der Superintendent machte Anfangs Schwierigkeiten; er wollte den Leichnam nicht zu Grabe geleiten, weil der Vater sich „von der Kirche ferngehalten habe", u. erst nach einer Intervention des Bürgermeisters entschloss er sich. Dann hielt er aber eine gute, stellenweise sogar angenehme Rede u. streifte alles Zelotische ab.

. . . . . .

. . . . . Du bist meinem Wunsche zuvorgekommen, indem Du Onkel Hesse eine Nachricht geschickt hast. An Magunna's u. nach Anklam werde ich von hier schreiben. Eine Anzeige in der Zeitung wünsche ich nicht. Willst Du nicht Wegscheider's u. Körte's eine briefliche Mittheilung machen? Weisst Du sonst noch jemand, der sich für den Vater interessiren möchte, so theile es doch mit. Küsse die Kindlein u. bleibe recht munter.

Dein R.

Schivelbein, am 29st. Decbr. 1864.

Mein lieber Schatz,

Wieder ist ein Tag herum u. es ist noch einsamer um mich her geworden. Nur noch die Kanarienvögel, die über mir schlafen, sind als lebende Zeugen dessen, der hier so viele Jahre gewirkt hat, zurückgeblieben. Um mich her liegen wüste Haufen von Papier, die Erinnerungen von mehr als 50 Jahren, u. die Geschichte des menschlichen Herzens, wie es jung fühlt u. im Alter empfindet, ist mir selten so schroff vor die Seele getreten. Welchen Kummer bereiten sich die Leute, die sich doch am liebsten haben sollten u. die sich auch am liebsten gehabt haben, in der Verfolgung ihrer oft eingebildeten Interessen! Welch' ein

Bild des Unfriedens u. des Zankes ist mir aus diesen Bergen von Aktenstücken u. Briefschaften entgegengetreten, welche ich nun endlich heute zu Ende durchgesehen habe! Wie wächst das Misstrauen aus den unscheinbarsten Dingen, wenn die Leute erst aufgehört haben, sich gegenseitig auszusprechen! Ach, es ist mir oft recht weh um's Herz geworden, wenn ich Papiere nur deshalb zum Feuer verurtheilen musste, weil ich mir sagen musste, es sei besser, wenn sie nie geschrieben worden wären.

Nun ist auch das zu Ende. Morgen geht es an's Einpacken u. ich hoffe, dass ich übermorgen früh abreisen u. zum Abend bei Euch sein kann. Sollte das nicht möglich sein, so reise ich jedenfalls Sonnabend bis Stettin u. komme dann am Neujahrstage mit dem ersten Zuge.

Ich habe morgen noch viel zu ordnen. Von allen Seiten kommen Rechnungen, Käufer, Patienten, u. dann muss ich noch einige Anstandsbesuche machen, allerlei Recherchen anstellen bei Gericht u. bei der Stadt, genug es wird noch ein böser Tag. Ich habe bestellt, mich um 7 Uhr zu wecken.

Nun Adieu, mein Schatz! Ich will meine einsame Lagerstätte suchen. Hilf' Dir inzwischen durch. Grüsse die Kinder u. die Deinen u. behalte lieb Deinen

Rudolf.

Folgende Arbeiten sind in den Briefen erwähnt:

Brief vom 25. Oktober 1843:

De rheumate praesertim corneae. Inauguraldissertation 21. Oktober 1843.

Brief vom 29. November 1844:

Die ersten Arbeiten über die Verstopfung der Arterien wurden im Jahre 1846 veröffentlicht und zwar:

Ueber die Verstopfung der Lungenarterie. Frorieps neue Notizen aus dem Gebiet der Natur- und Heilkunde. 1846 Januar. Nr. 794.

Weitere Untersuchungen über die Verstopfung der Lungenarterie und ihre Folgen. Traube's Beiträge zur experim. Pathologie und Physiologie. Berlin 1846. Heft 2.

Beide Arbeiten wurden zusammen mit mehreren, später erschienenen im Jahre 1856 in den „Gesammelten Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medicin" unter dem Gesamttitel: „Thrombose und Embolie. Gefäßentzündung und septische Infektion" wieder abgedruckt.

Brief vom 9. Mai 1845:

Ueber das Bedürfniss und die Richtigkeit einer Medicin vom mechanischen Standpunkt. Rede gehalten zur Feier von Görkes Geburtstag am 3. Mai 1845 in dem med.-chir. Friedrich-Wilhelms Institut zu Berlin.

Im Manuskript vorhanden, nicht gedruckt.

Brief vom 24. Juli 1845:

Zur Geschichte des Carthauses. Baltische Studien. IX. Jahrgang, 2. Heft. 1844.

Brief vom 15. Oktober 1845:

1. Ueber den Faserstoff. Frorieps neue Notizen. 1845. Sept. Nr. 769.
2. Ueber die chemischen Eigenschaften des Faserstoffs. Henle's u. Pfeufer's „Zeitschrift für rationelle Medicin". 1846. Band IV.
3. Ueber die physikalischen Eigenschaften und das Zerfallen des Faserstoffs. Henle's u. Pfeufer's „Zeitschrift für rationelle Medicin". 1846. Band V.

Wieder abgedruckt in den „Gesammelten Abhandlungen".

Brief vom 20. December 1846:

Kritik des Rokitansky'schen Handbuchs der pathologischen Anatomie. Med.-Ztg. d. Vereins f. Heilk. in Preußen. Nr. 48, 50.

Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin. Herausgeg. von R. Virchow und B. Rein-

hardt. Berlin. Reimer. 1847. (Nach Reinhardts Tode 1852 von Virchow allein herausgegeben, wird gewöhnlich als Virchows Archiv bezeichnet.)

Brief vom 1. Mai 1847:

Ueber die Standpunkte in der wissenschaftlichen Medicin. (Gelesen in der Jahressitzung der Gesellschaft für wissenschaftliche Medicin zu Berlin am 5. December 1846.) Virchow's Archiv I. Bd. 1847.

Zur Entwicklungsgeschichte des Krebses, nebst Bemerkungen über Fettbildung im thierischen Körper und pathologische Resorption. Virchow's Archiv I. Bd. 1847.

Brief vom 13. Februar 1848:

Zur Geschichte von Schivelbein. Von Dr. Virchow, Prosector bei dem Charité - Krankenhause zu Berlin. Baltische Studien. XIII. Jahrgang. 2. Heft. 1847.

Brief vom 18. Mai 1848:

Mittheilungen über die in Oberschlesien herrschende Typhus-Epidemie. Virchows Archiv. Band II. 1848. (Auch als Monographie erschienen.)

Brief vom 29. September 1848:

Die medicinische Reform. Eine Wochenschrift. Jahrgang 1848. Herausgegeben von R. Virchow und R. Leubuscher. — Jahrgang 1849. Herausg. von R. Virchow.

Brief vom 20. December 1851:

Jahresbericht über die Leistungen und Fortschritte in der gesammten Medicin. Unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrten herausgegeben 1851—1865 von Scherer, Virchow und Eisenmann, 1866 bis 1893 von Virchow und Hirsch, von 1893 an von Virchow.

Brief vom 27. August 1853:

Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie. Herausgeg. von Prof. Dr. R. Virchow. Sechs Bände. 1854—1876.

Brief vom 15. Februar 1856:

Die Noth im Spessart. Eine medicinisch-geographisch-historische Skizze. Verhdl. d. phys.-med. Ges. in Würzburg. Bd. III. 1852.

Brief vom 28. April 1858:

Die Cellular-Pathologie in ihrer Begründung auf physiologische und pathologische Gewebelehre. Zwanzig Vorlesungen gehalten während der Monate Februar, März und April 1858 im pathologischen Institut zu Berlin von Rudolf Virchow. Berlin, 1858. Aug. Hirschwald.

Anmerkungen.

Angelstein, Karl, geboren am 14. Juni 1799 zu Nordhausen, gestorben am 9. Juni 1868, wurde nach Dieffenbachs Tode mit der interimistischen Leitung der chirurgischen Klinik beauftragt und führte dieselbe bis zu der im Herbst 1848 erfolgten Ankunft Langenbecks.

Barez, Stephan Friedrich, geboren in Berlin am 30. August 1790, war Geh. Ober-Medizinalrat und Professor e. o. an der Universität in Berlin, wo er eine lange Reihe von Jahren zu den beliebtesten, praktischen Ärzten gehörte. Er starb am 12. Januar 1856.

Betschler, Julius Wilhelm, geboren zu Landsberg in der Neumark am 14. Oktober 1796, wurde 1827 zum Prof. e. o. und Direktor des geburtshilflichen Instituts in Breslau, 1832 zum Prof. ord. daselbst ernannt. Der letzten seiner spärlichen gynäkologischen Abhandlungen liegen schon für die damalige Zeit veraltete medizinische Anschauungen zugrunde. Er starb am 17. Februar 1865.

Bucher, wahrscheinlich Bruno B., Bruder von Lothar Bucher, geb. 24. April 1826 zu Köslin, Kunstschriftsteller, wurde 1885 Vizedirektor, 1895 Direktor des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien.

Busch, Dietrich Wilhelm Heinrich, einer der berühmtesten Professoren der Geburtshilfe Deutschlands in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wurde am 16. März 1788 zu Marburg in Kurhessen geboren. Infolge der napoleonischen Kriege, die er zum Teil als Militärarzt mitmachte, verlebte er eine Reihe sehr bewegter Jahre. Dezember 1814 aus dem Feldzuge zurückgekehrt, wurde er zum Prof. e. o., 1817 zum Prof. ord. der Chirurgie in Marburg ernannt, wendete sich aber dann der Geburtshilfe zu und folgte 1829 einem Rufe als Professor der Geburtshilfe und Vorstand der geburtshilflichen Klinik nach Berlin. Er starb am 15. März 1858.

Crelinger, Auguste, geb. Düring, Schauspielerin, geboren am 7. Okt. 1795 zu Berlin, bildete sich nach ihrer Verheiratung mit dem Schauspieler Stich zu einer Schauspielerin ersten Ranges aus. Eine herrliche Gestalt, ein schöner Kopf, ein feuriges Auge, ein klangvolles Organ nebst durchgebildeter Sprache unterstützten die Künstlerin, deren vorherrschend rhetorische Anlagen auf Rollen hochtragischen Stils hinwiesen. Sie zog sich 1863 von der Bühne zurück und starb am 11. April 1865 zu Berlin.

Dieffenbach, Joh. Friedrich, geboren am 1. Februar 1792 zu Königsberg i. P., gestorben am 11. November 1847, berühmter Chirurg, ist als Schöpfer der plastischen Chirurgie bekannt. Er wurde 1829 zum dirigierenden Arzt der chirurgischen Abteilung an der Charité zu Berlin, 1832 zum Prof. e. o. an der Universität und 1840 als Nachfolger Graefes zum Prof. ord. ernannt. Eine genial angelegte Natur, von großer Schnelligkeit und Schärfe der Auffassung, dabei von unzerstörbarer Ruhe, Besonnenheit, Umsicht und Geistesgegenwart, begabt mit einer seltenen manuellen Geschicklichkeit, war er ein Operateur ersten Ranges.

Eisenmann, Gottfried, als Sohn eines Handwerkers in sehr dürftigen Umständen am 20. Mai 1795 zu Würzburg geboren, studierte von 1810 an Jura und erst später Medizin. Von 1822 an begann er in seiner Vaterstadt zu praktizieren. Seine schon 1818 sehr lebhaft gewesene Beteiligung an der Stiftung der Würzburger Burschenschaft führte in ihren weiteren Folgen 1823 zu seiner Verhaftung und Anklage auf Hochverrat. Im Jahre 1825 freigesprochen, widmete sich Eisenmann nunmehr einer energischen politischen Tätigkeit, die 1832 zu seiner abermaligen Verhaftung führte. Erst 1847 erlangte er durch Begnadigung die Freiheit wieder und wurde 1848 in das Frankfurter Parlament gewählt. Nach der Rückkehr von Frankfurt liess sich Eisenmann von neuem in Würzburg nieder und setzte die in seiner Festungshaft begonnene mediz. Schriftstellerei fort. Sein bleibendes Verdienst beruht in der Redaktion des von Cannstatt gegründeten (später als Virchow-Hirsch'scher Jahresbericht fortgeführten) „Jahresberichtes über die Leistungen und Fortschritte in der Medizin", die er von 1851 ab mit Virchow und Scherer gemeinsam herausgab.

von Frantzius, Alexander, geboren zu Danzig im Juni 1821, studierte Medizin und Zoologie, habilitierte sich 1851 in Breslau,

ging dann nach Paris, wo er praktizierte und naturwissenschaftliche Studien trieb. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland fungierte er von 1871 bis zu seinem im Jahre 1877 erfolgten Tode als General-Sekretär der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft.

Froriep, Ludwig Friedrich, geboren zu Erfurt am 15. Januar 1779 war zuerst Prof. o. der Geburtshilfe in Halle, später Professor der Anatomie und Chirurgie in Tübingen, und übersiedelte 1816 nach Weimar, wo er die Leitung des Landes-Industrie-Comptoirs seines Schwiegervaters Bertuch übernahm, ohne sich aber ganz der literarischen Tätigkeit zu entziehen. Er starb am 28. Juli 1847 als Direktor des Weimarischen Medizinalwesens.

Froriep, Robert, Sohn des Vorigen, geboren in Weimar am 21. Februar, wurde 1833 zum Prof. e. o. für chirurgische Anatomie in Berlin, zum Prosektor und Konservator des pathologischen Museums des Charité-Krankenhauses, zum Lehrer der Anatomie bei der Akademie der bildenden Künste und 1836 auch zum Medizinalrat und Mitglied des Medizinal-Kollegiums der Provinz Brandenburg ernannt. 1846 schied er aus seinen Stellungen an der Berliner Universität und Akademie aus und ging nach Weimar, um von seinem Vater die Leitung des Landes-Industrie-Comptoirs zu übernehmen. Er starb am 14. Juni 1861. — Obgleich er in den von ihm besonders kultivierten Wissenschaften, der beschreibenden und pathologischen Anatomie, keine hervorragenden Entdeckungen gemacht hat, förderte er durch seine zahlreichen Unternehmungen, welche den Zweck hatten, die Kenntnis der Leistungen des Auslandes auch in Deutschland zu verbreiten, die Wissenschaft wesentlich.

Goercke, Johann, geboren am 3. Mai 1750 im Dorfe Sorquitten in Ostpreußen, gestorben am 30. Juni 1822 in Sans-souci bei Potsdam, war ein angesehener Militärarzt. Sein größtes Verdienst besteht vielleicht darin, daß er 1795 die medizinisch-chirurgische Pepinière gründete und das 1724 errichtete Kollegium medico-chirurgicum, welches 1809 bei Gelegenheit der Stiftung der Berliner Universität aufgelöst wurde, als medizinisch-chirurgische Akademie für das Militär 1811 wieder ins Leben rief.

Goldstücker, Theodor, Sanskritforscher, geboren am 18. Jan. 1821 zu Königsberg i. Pr., lebte seit 1850 in London, wo er durch Vermittlung Wilsons, der ihm zugleich eine Neubearbeitung seines „Sanskrit Dictionary" übertrug, 1851 Professor

des Sanskrit an der Londoner Universität wurde. Er starb am 6. März 1872.

Graefe, Carl Ferdinand von, geb. 8. März 1787 zu Warschau, wurde 1810 als Professor und Direktor des klinisch-chirurgischen augenärztlichen Instituts nach Berlin berufen. 1822 wurde er zum dritten Generalstabsarzt und Mitdirektor der militärärztlichen Bildungsanstalten ernannt, in welcher Eigenschaft er den Unterricht und die wissenschaftliche Ausbildung bei dem gesamten Militär-Sanitätswesen unter dem Chef des letzteren, dem ersten Generalstabsarzt von Wiebel, zu leiten hatte. Wie G.'s klarer und praktischer Blick die Aufgaben des militärärztlichen Berufs ohne Mühe und ohne Irrtum erkannte, so bewährte sich dieser Blick auch auf anderen und solchen Gebieten der Medizin (z. B. der Bäderkunde), welchen G. seine Aufmerksamkeit nicht vorzugsweise zuwendete. Seine eigentliche Schaffenskraft entfaltete er in der Augenheilkunde und in der operativen Chirurgie. Er starb am 4. Juli 1840.

Graefe, Albrecht von, Professor der Augenheilkunde an der Universität Berlin, geboren den 22. Mai 1828 in Berlin als Sohn des Vorigen, widmete sich dem Studium der Medizin in Berlin, wo er besonders von Joh. Müller, Schönlein, Romberg, Dieffenbach und Wolff angezogen wurde. Erst der besonderen Anregung von Ferdinand Arlt, den er in Prag hörte und nahe kennen lernte, ist es aber zu danken, daß er sich der Augenheilkunde zuwendete. Nach weiteren Studien in Wien, Paris und London kehrte er 1850 nach Berlin zurück, wo er seine Tätigkeit als Augenarzt begann. In diese Zeit fällt die epochemachende Entdeckung des Augenspiegels durch Helmholtz, welchen G. als Erster in die Augenheilkunde einführte. Kurz darauf machte er großes Aufsehen durch einen Vortrag über die Schieloperation. 1854 gründete er das „Archiv für Ophthalmologie", in dessen Redaktion bald auch Arlt und Donders eintraten. Er wurde 1857 zum außerordentlichen, 1866 zum ordentlichen Professor ernannt, sein Ruf hatte sich über die ganze Welt verbreitet und Augenleidende aus den fernsten Ländern suchten bei ihm Rat und Hilfe. Leider war sein Körper der rastlosen Tätigkeit nicht gewachsen. Gräfe starb schon 1870 nach kaum vollendetem 42. Lebensjahr. — Er war neben Donders und Arlt ohne Zweifel der bedeutendste Augenarzt des 19. Jahrhunderts; ihm verdanken wir in erster Linie den jetzigen hohen Standpunkt der Ophthalmologie.

Grimm, Heinrich Gottfried, geb. am 21. Juni 1804 zu Sargstedt bei Halberstadt, wurde 1838 als Oberstabsarzt mit der Subdirektion der militärärztlichen Bildungsanstalten betraut und übernahm 1851 als Generalstabsarzt die Leitung des preußischen Militär-Medizinalwesens. In seine Dienstzeit fallen so wesentliche und zahlreiche Verbesserungen der Militär-Sanitätsverfassung, wie sie bei keinem seiner Vorgänger beobachtet wurden. Er starb am 24. Dezember 1884.

Hasse, Carl Ewald, geboren zu Dresden am 22. Juni 1810, wurde 1839 Prof. e. o. der pathologischen Anatomie in Leipzig, folgte 1844 einem Rufe als Professor der medizinischen Klinik und Pathologie nach Zürich, übersiedelte 1852 in gleicher Eigenschaft nach Heidelberg und 1856 nach Göttingen. Im Jahre 1878 zog er sich als Emeritus nach Hameln in der Provinz Hannover zurück, wo er am 19. Sept. 1902 gestorben ist.

Haupt, wahrscheinlich Moritz H., Germanist und klassischer Philologe, geboren am 27. Juni 1808 in Zittau, habilitierte sich 1837 in Leipzig, wo er 1841 a. ord., 1843 ord. Professor der deutschen Sprache und Literatur wurde. 1850 wurde er wegen seiner Teilnahme an der Bewegung von 1848 seines Amtes entsetzt, dann aber 1853 an Lachmanns Stelle als ord. Professor der klassischen Literatur nach Berlin berufen, wo er mit großem Erfolge lehrte. Er starb am 5. Februar 1874.

Hecker, Justus Friedrich Karl, berühmter medizinischer Historiker und Epidemiograph, geb. am 5. Januar 1795 in Erfurt, wurde 1834 zum Prof. ord. für Geschichte der Medizin ernannt. H. muß wegen seiner epidemiologischen Schriften als eigentlicher Begründer der „historischen Pathologie" bezeichnet werden und hat durch die Schöpfung dieser Disziplin sich ein unvergängliches Verdienst um die Medizin erworben. Er starb am 11. Mai 1850.

Henle, Friedrich Gustav Jakob, einer der bedeutendsten Anatomen und Pathologen, wurde geboren zu Fürth in Franken am 19. Juli 1809. Seine Studien machte er von 1827—1832 an den Universitäten Bonn und Heidelberg, an ersterem Orte besonders unter Joh. Müller, zu dessen Lieblingsschülern er zählte. Als 1834 Johannes Müller nach Berlin berufen wurde, trat H. als Prosektor bei ihm ein. Politischer Hindernisse wegen konnte er sich erst 1837 habitilieren, folgte aber schon 1840 einem Rufe als Professor der Anatomie nach Zürich. Hier erschien 1841 seine: „Allgemeine Anatomie", welche ihm schnell

einen Weltruf verschaffte und ihm diesen auch für alle Zeiten erhalten wird und hier gründete er auch mit Pfeufer die „Zeitschrift für rationelle Medizin". 1844 ging Henle als zweiter Professor der Anatomie nach Heidelberg, 1852 als Professor der Anatomie und Direktor der anatomischen Anstalt nach Göttingen, wo er am 13. Mai 1885 starb. — Die große Bedeutung Henles wurzelt in zwei Dingen: in seiner eminenten Tätigkeit als Forscher, Kritiker und Schriftsteller, dann als Lehrer durch die außerordentlich anregende Wirkung seines vortrefflich geordneten, lebendigen und geistreichen Vortrages. Als Forscher hat er die medizinische Wissenschaft mit zahlreichen, fundamentalen Entdeckungen bereichert und selbst da, wo er irrte, war doch sein Irrtum fast jedesmal die Quelle zu neuen Anregungen, die zur Wahrheit führten, so sehr verstand er es, die Punkte herauszufinden, auf die es gerade ankam, die Lücken aufzudecken, die andern entgangen waren.

Ideler, Karl Wilhelm, geboren am 25. Oktober 1795 zu Bendwisch bei Perleberg, wurde 1826 zum ärztlichen Leiter der Irrenabteilung an der Charité zu Berlin, 1839 zum Prof. e. o. und 1840 zum Direktor der psychiatrischen Klinik ernannt, als welcher er schriftstellerisch in hohem Maße tätig, sonst aber nicht von großem Erfolge begleitet war. Er starb am 29. August 1860.

Jüngken, Johann Christian, geboren 12. Juni 1793 zu Burg bei Magdeburg, gestorben 8. September 1875 wurde 1834 zum Prof. ord. der Chirurgie und Augenheilkunde in Berlin ernannt. Er war als Augenarzt viele Jahre hindurch für den Norden Deutschlands die berühmteste Persönlichkeit, wurde aber nach der Erfindung des Augenspiegels von seinem Schüler Albrecht von Graefe vollkommen in den Schatten gestellt.

Kiwisch, Franz, Ritter von Rotterau, der Schöpfer der modernen deutschen Gynäkologie und seiner Zeit der hervorragendste Lehrer der Geburtshilfe und Gynäkologie, war am 30. April 1814 zu Klattau in Böhmen geboren. Er war zuerst Assistent der geburtshilflichen Klinik, später auch Dozent der Gynäkologie an der Universität zu Prag, wo er drei Jahre, von in- und ausländischen Schülern besucht, in ersprießlichster Weise als klinischer Lehrer wirkte. 1845 ging er als Professor ord. der Geburtshilfe und Gynäkologie nach Würzburg, 1850 als Professor ord. des gleichen Fachs nach Prag zurück, wo er schon am 24. Oktober 1852 starb. Er war der Erste, der in dieser Disziplin mit der naturphilosophischen Richtung, welche damals als

Ausfluß der Schelling'schen Philosophie die Medizin beherrschte, brach und sich auf den realen Boden der Beobachtung begab.

Siehe das Gruppenbild: Würzburg 1850.

Kluge, Karl Alexander Ferdinand, geboren am 9. September 1782 zu Straußberg in der Mittelmark, wurde 1821 zum Prof. ord. bei der medizinisch-chirurgischen Militär-Akademie und zum Prof. e. o. in der medizinischen Fakultät der Berliner Universität, 1828 zum Direktor des Charité-Krankenhauses ernannt. Er starb am 26. Mai 1844.

Kölliker, Rudolf Albert, geboren in Zürich am 6. Juli 1817, studierte Medizin in Zürich, Bonn und Berlin, habilitierte sich 1843 in Zürich als Privatdozent, wurde 1845 Professor der Physiologie und vergl. Anatomie daselbst und ging 1847 in gleicher Stellung nach Würzburg, wo er seit 1866 Anatomie und Entwicklungsgeschichte lehrte und nach Zurücklegung des 80. Lebensjahres in den Ruhestand trat. Kölliker gehört zu den hervorragendsten Biologen der Neuzeit. Seine Hauptbedeutung liegt auf dem Gebiete der normalen Gewebelehre. Diese Disziplin hat er nicht bloß selbst mit zahllosen Einzelheiten bereichert, sondern auch in seinem „Handbuch der Gewebelehre für Ärzte und Studierende" in mustergültiger Weise dargestellt. Er starb am 2. Nov. 1905.

Siehe das Gruppenbild: Würzburg 1850.

Körte, Friedrich, praktischer Arzt und Geh. Med. Rat in Berlin, geboren am 16. Januar 1818.

Kuh, Johann Carl Christian, geboren in Breslau am 24. Juni 1804, wurde 1837 Professor der Chirurgie und Augenheilkunde bei der medizinisch-chirurgischen Lehranstalt zu Breslau. Er gründete die Taubstummen-Anstalt zu Ratibor, war Grubenbesitzer in Oberschlesien und machte sich um dessen Eisenbahnwesen verdient. Er starb am 21. Dezember 1872.

Langerhans, Paul, geboren am 25. Mai 1820, praktischer Arzt und Politiker, Mitglied der Fortschrittspartei, jetzt Stadtverordneten-Vorsteher in Berlin.

Leubuscher, Rudolph, geboren am 12. Dezember 1821 in Breslau, war 1847 vorübergehend in der Charité tätig, arbeitete mit Virchow und Reinhardt zusammen auf dem Gebiete der pathologischen Anatomie und gab 1848 mit Virchow „Die medizinische Reform" heraus. Nach Reinhardts Tode sammelte er dessen Schriften und veröffentlichte sie als: „Pathologisch-anatomische Untersuchungen" zusammen mit einer Biographie

Reinhardts. Er starb am 22. Oktober 1861 in Berlin als Prof. ord. honor. Leubuscher war ein eifriger Mitarbeiter an Virchows Archiv sowie an der „Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie".

Liebig, Justus Freiherr von, geboren am 8. Mai 1803 in Darmstadt, studierte in Bonn, Erlangen und Paris Chemie und wurde schon 1824 a. o., 1826 ord. Professor in Gießen, welches er teils durch seine anregende Tätigkeit als akadem. Lehrer, teils durch Gründung des ersten größeren chemischen Laboratoriums zu einem Zentralpunkt für das chemische Studium in Deutschland machte. 1852 folgte er einem Rufe nach München, wo er am 18. April 1873 starb. — Sein Hauptverdienst liegt auf dem Gebiete der organischen Chemie. Er erfand einen sinnreichen Apparat zur Bestimmung organischer Analysen, mit dessen Hilfe er nun alle wichtigeren Säuren untersuchte und seine theoretischen Ansichten über dieselben in der berühmten Abhandlung „Über die Konstitution der organischen Säuren" bekannt machte. Hierdurch gewann er die Grundlage zu dem weiteren Ausbau seiner Lehre vom Stoffwechsel. Die Resultate seiner Ermittlung der chemischen Vorgänge bei der Ernährung legte er in den beiden epochemachenden und seinen Weltruf begründenden Büchern: „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie" und „Die Tierchemie oder die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie" nieder. Eine Reihe anderer Schriften behandelt die Ernährungslehre der Pflanzen und Tiere, den innigen Zusammenhang, welcher zwischen der Ernährung der letzteren mit der der ersteren besteht, also den Kreislauf des Stoffes, und zeigt, in welcher Weise der Landwirt und der Arzt praktisch diese Theorien zu berücksichtigen haben.

Mayer, Carl, geboren am 25. Juni 1795 in Berlin, wo sein Vater Stadtchirurgus, Operateur und Geburtshelfer war, muß als einer der Begründer der Gynäkologie im modernen Sinne angesehen werden, insofern als er als einer der Ersten die modernen Untersuchungs- und Operationsmethoden kultivierte und besondern Wert auf pathologisch-anatomische und mikroskopisch-histologische Untersuchung der Gebärmutter legte. Schriftstellerisch ist er im Ganzen wenig hervorgetreten.

M. begann im Jahre 1814 seine Studien an der Berliner Universität. Der schon 1815 erfolgte Tod seines Vaters war ein um so härterer Schlag für ihn, als er dadurch genötigt wurde, die Mittel zur Fortsetzung seines Studiums selbst zu verdienen.

Im November 1817 wurde er Assistent bei Elias von Siebold an der neu errichteten Entbindungsanstalt der Berliner Universität. In dieser Stellung blieb er bis zum Jahre 1821, wo er endlich so viel Geld gesammelt hatte, um sich zur Promotion melden zu können. Seine Dissertation de polypis uteri zeigt, welche Erfahrungen er inzwischen gesammelt hatte und mit welcher Treue er die Lehren seines verehrten Meisters und Freundes in sich aufgenommen hatte. Er ließ sich nun als Gynäkolog in Berlin nieder, wo er bald zu einer sehr ausgedehnten Praxis gelangte, in der ihn seine natürliche Liebenswürdigkeit und seine Redegabe wirksam unterstützten. 1832 erbot er sich zur unentgeltlichen gynäkologischen Behandlung der städtischen armen Frauen und verfügte dadurch über ein großes Material, das er zur Demonstration seiner Untersuchungsmethoden im Kreise von praktischen Ärzten benützte. Die von ihm im Jahre 1844 veranlaßte Gründung der seitdem bestehenden geburtshilflichen Gesellschaft in Berlin, der ersten derartigen Gesellschaft überhaupt, kann als der höchste Triumph seines Lebens und zugleich als der stärkste Impuls für seine eigene wissenschaftliche Leistung bezeichnet werden. Er starb am 12. Februar 1868 und Virchow schildert seine Bedeutung in der am 23. Juni 1868 gehaltenen Gedächtnisrede wie folgt: „In den langen Jahren seiner Praxis, einer so erfahrungsreichen und so wohl benutzten Praxis, ist Mayer von den Grundsätzen der Sieboldschen Schule nicht nur nicht abgewichen, sondern er hat sie eher zu einer noch größeren Strenge durchgebildet. Die sorgfältige Beobachtung des natürlichen Verlaufes der physiologischen und pathologischen Hergänge, das unablässige Bemühen, die Tätigkeit des Arztes diesem erfahrungsmäßig gekannten natürlichen Verlaufe anzupassen, die fast pedantische Genauigkeit nicht nur des Krankenexamens, sondern auch der nach festen Regeln eingerichteten Krankenuntersuchung, die Entschiedenheit und Entschlossenheit des Eingreifens da, wo eine künstliche Abhilfe als unumgänglich notwendig erkannt war — das waren Eigenschaften der Sieboldschen Schule, aber niemand hat sie so scharf, so selbstbewußt, so folgerichtig durchgebildet als Mayer."

Siehe: Gedächtnisrede auf Carl Mayer, gehalten am 25. Juni 1868 von Rudolf Virchow. Berlin 1869.

Mayer, Louis, Sohn des Vorigen, geboren zu Berlin am 9. April 1829, war praktischer Arzt und Privatdozent für Gynäkologie

und Geburtshilfe an der Berliner Universität. Er starb am 13. Dezember 1890.

Meckel von Hemsbach, Heinrich, wurde 1821 zu Bern als Sohn des dortigen Professors der Anatomie und gerichtlichen Medizin, August Albrecht Meckel geboren. Er studierte Medizin in Halle, wo er sich auch habilitierte und zahlreiche Aufsätze und Schriften aus der Entwicklungsgeschichte und vergleichenden Anatomie publizierte. 1852 wurde er für das Lehrfach der pathologischen Anatomie und als Prosektor des Charité-Krankenhauses nach Berlin berufen, wo er mit nicht zu beirrender Pflichttreue sich dem Lehrberufe widmete, jedoch durch die Anstrengungen dabei das ererbte Brustübel sich mehr und mehr entwickeln sah. Kurz zuvor noch zum Prof. e. o. ernannt, starb er am 30. Januar 1856.

Mitscherlich, Eilhard, berühmter Chemiker, geboren am 7. Januar 1794 zu Neuenende bei Jever, studierte in Heidelberg, Paris, Göttingen und Berlin. Mit der Entdeckung des Isomorphismus begründete er, erst 25 Jahre alt, seinen Ruhm. Er ging im Auftrage der Regierung auf einige Jahre zu Berzelius nach Stockholm und wurde dann später Professor an der Universität Berlin. Er starb am 28. August 1863 in Schöneberg. Die Entdeckung des Isomorphismus, des Dimorphismus und andere auf dem Zwischengebiet der Physik und Chemie liegende Arbeiten machen Mitscherlich zum Mitbegründer der physikalischen Chemie.

Müller, Johannes, geboren am 14. Juli 1801 in Coblenz, studierte in Bonn und Berlin, wurde 1826 außerordentlicher und 1830 ordentlicher Professor der Anatomie und Physiologie in Bonn und 1833 in letzterer Eigenschaft Nachfolger seines Lehrers Rudolphi in Berlin, wo er bis zu seinem am 28. April 1858 erfolgten Tode eine überaus segensreiche Wirksamkeit entfaltete. Er war nicht bloß einer der größten Anatomen, Zoologen und Physiologen aller Zeiten, sondern hat auch in der Entwicklungsgeschichte und pathologischen Anatomie bahnbrechend gewirkt. Wie anregend er als Lehrer wirkte, zeigte die große Zahl seiner Schüler. Außer Virchow zählten zu diesen: Du Bois-Reymond, Brücke, Haeckel, Helmholtz, Henle, Remak, Schwann und viele andere.

Siehe: R. Virchow, Johannes Müller. Eine Gedächtnisrede, gehalten bei der Totenfeier am 24. Juli 1858. Berlin 1858.

Pfeufer, Karl von, geboren am 22. Dezember 1806 zu Bamberg. Eine ihm nicht zusagende Stellung als Landgerichtsarzt in der Vorstadt Au bei München vertauschte er 1840 als Nachfolger Schönleins mit dem Lehrstuhl der medizinischen Klinik in Zürich, wo er sich bald großen Erfolges als Lehrer erfreute und mit seinem Kollegen Henle die Herausgabe der „Zeitschrift für rationelle Medizin" begann, die neben Joh. Müllers, später Reicherts und Du Bois-Reymonds Archiv und Virchows Archiv zu den angesehensten Publikationen dieser Art gehörte. 1844 folgte er einem Rufe nach Heidelberg, wo er als Lehrer und ausübender Arzt eine große Tätigkeit entfaltete, 1852 übernahm er die klinische Professur in München. Mit den gleichzeitig an die dortige medizinische Fakultät berufenen Bischoff, von Siebold und Hecker brachte er in dieselbe frisches Leben. Er starb am 13. September 1869.

Preuß, Johann David Erdmann, geboren am 1. April 1785 in Landsberg a. d. Warthe als Sohn eines Schneidermeisters, studierte Philosophie und Theologie und war von 1812 an literarisch tätig. 1816 wurde er Lehrer der deutschen Sprache, Geschichte und Geographie am Kgl. Friedrich-Wilhelms Institut, 1834 erhielt er das Prädikat Professor. Im Jahre 1840 betraute man ihn mit der Herausgabe der „Oeuvres de Frédéric le Grand", die von Adolf Menzel illustriert wurden und ernannte ihn 1841 zum Historiographen der brandenburgischen Geschichte. Er legte im Jahre 1860 sein Lehramt nieder und starb am 25. Februar 1868. Seine verschiedenen Werke über Friedrich den Großen machten ihn seinerzeit sehr berühmt und haben auch heut noch Bedeutung und Wert behalten.

Quincke, Hermann, Geh. Med. Rat in Berlin, Vater von Heinrich J. Quincke, Professor der inneren Medizin in Kiel.

Reinhardt, Benno Ernst Heinrich, geboren am 14. Mai 1819 zu Neu-Strelitz in Mecklenburg, wendete sich schon früh der damals noch wenig verbreiteten Mikroskopie zu. Er wählte Berlin zu seinem Aufenthalt und pathologische Anatomie zu seinem Lebensberuf, obgleich die Beschaffung des Materials für ihn große Schwierigkeiten bot, da er keine amtliche Stellung hatte. 1849 wurde er Hilfsarzt bei der im Universitäts-Klinikum damals noch bestehenden Abteilung für innerlich Kranke und beim Abgange Virchows, mit dem er bereits 1846 das „Archiv für pathologische Anatomie" begründet hatte, dessen Nachfolger als Prosektor in der Charité. Er starb am 11. März 1852.

Unermüdlich tätig hat er durch die während seines Lebens publizierten und nach seinem Tode hinterlassenen Arbeiten eine Grundlage für neue, in die betreffenden Gebiete einschlagenden Untersuchungen gegeben.

Siehe: Virchow, Archiv für pathologische Anatomie. 1852. Band IV.

Remak, Robert, geboren zu Posen am 26. Juli 1815, war von 1843—47 klinischer Assistent Schönleins, habilitierte sich 1847 nach durch besondere Kabinetsordre Friedrich Wilhelms IV. erhaltener Erlaubnis, deren er infolge seiner jüdischen Konfession bedurfte, als erster jüdischer Privatdozent in Preußen an der Berliner Universität, erhielt aber erst 1859 eine a. o. Professur und starb am 29. August 1865 in Kissingen. Remaks hervorragende Arbeiten bewegen sich auf drei Gebieten, nämlich auf dem der mikroskopischen Anatomie der Nerven, dem der Embryologie resp. der Zellenlehre und auf dem Gebiete der Elektrotherapie. Überall hat er Epochemachendes geleistet.

Rinecker, Franz von, geboren am 3. Januar 1811 zu Schesslitz, bezog, noch nicht 16 Jahre alt, die Universität München zum Studium der Medizin, später auch die von Würzburg und Wien. Nur 9 Monate Privatdozent wurde er 1838 zum Prof. ord. der Arzneimittellehre und Poliklinik in Würzburg ernannt. Später las er auch noch Kinderheilkunde und nach der Rückkehr von einer wissenschaftlichen Reise nach Frankreich und England auch über Mikroskopie und Experimental-Physiologie, errichtete mit Leydig als Assistenten ein physiologisches Institut und wurde so der Wiedererwecker der anat.-physiol. Schule in Würzburg. 1863 trat R. von der Poliklinik in das Julius-Hospital über, übernahm die psychiatrische Klinik und 1872 die Abteilung für Syphilis und Hautkrankheiten. Sein Tod erfolgte am 21. Februar 1883. — Für das Aufblühen der Würzburger med. Fakultät war R.'s Wirken von unschätzbarem Wert; die Berufungen von Kiwisch, Kölliker, Virchow waren vorzugsweise ihm zu danken. Seine vielseitige, lebhafte, eigenartige Natur fand besonders Ausdruck in seiner Lehrtätigkeit; er hat fast alle Zweige des med. Wissens gelehrt.

Siehe das Gruppenbild: Würzburg 1850.

Rokitansky, Carl Freiherr von, geboren am 19. Februar 1804 zu Königgrätz in Böhmen, studierte in Prag und Wien, wurde 1834 außerordentl. und 1844 ordentl. Professor der pathologischen

Anatomie in Wien. Im Jahre 1867 als lebenslängliches Mitglied ins Herrenhaus berufen, nahm er auch am politischen Leben Österreichs Anteil und bewährte stets seine fortschrittlichen und freiheitlichen Gesinnungen. Er starb am 23. Juli 1878. Als pathologischer Anatom gehörte er zu den Zierden der medizinischen Fakultät und war einer der hervorragendsten Vertreter der berühmten „Wiener medizinischen Schule". Sein Hauptwerk war das Handbuch der pathologischen Anatomie (1841—46). Ausgezeichnet und geradezu mustergültig waren seine Darstellungen der mikroskopischen Veränderungen der Organe in Krankheiten. Dagegen vertrat er in allgemein pathologischen Fragen, vor allem in der Frage nach dem eigentlichen Wesen der Krankheit, einen demjenigen Virchows direkt entgegengesetzten Standpunkt. Er war Anhänger der Humoralpathologie und vertrat in seiner Krasenlehre die Ansicht, daß die Krankheiten auf eine fehlerhafte Mischung des Blutes zurückzuführen seien. Diese Ansicht wurde von Virchow aufs schärfste bekämpft, indem er zugleich an die Stelle der Humoralpathologie die Cellularpathologie setzte.

Rosenkranz, Joh. Carl Friedrich, Philosoph und Literaturhistoriker, wurde am 23. April 1805 zu Magdeburg geboren. Er folgte 1833 einem Ruf als Professor ord. an die Universität Königsberg, wohin er auch, nachdem er seit Juli 1848 als vortragender Rat im Ministerium zu Berlin tätig gewesen war, im Januar 1849 zurückkehrte. Er starb am 14. Juni 1879 in Königsberg. Rosenkranz entwickelte literarisch eine große Vielseitigkeit und Gewandtheit, indem er die Gedanken des Hegelschen Systems in alle Gebiete der Geschichte und des Lebens einzuführen suchte.

Ruge, Arnold, philosophischer und politischer Schriftsteller, geboren am 13. September 1803 in Bergen auf der Insel Rügen, beteiligte sich an der Bewegung von 1848 in demokratischem Sinne. Für Breslau in die National-Versammlung gewählt, gründete er in Frankfurt die äußerste Linke. Da ihm die Verhandlungen die demokratische Bewegung nicht gehörig zu beschleunigen schienen, begab er sich im Juli nach Berlin und leitete dort die von ihm herausgegebene Zeitschrift „Die Reform" als das Organ der Linken der Berliner National-Versammlung. Die Maßregeln vom 5. November 1848 hatten indessen die Unterdrückung des Blattes und die Ausweisung seiner Redakteure zur Folge. 1849 begab sich Ruge nach London und bildete

hier mit Ledru-Rollin, Mazzini, Daracz und Bratiano das „Europäische demokratische Comité für die Solidarität der Völker". Nach der nationalen Umgestaltung der deutschen Verhältnisse sprach sich Ruge publizistisch in Briefen an deutsche Zeitungen vielfach für Bismarcks Politik aus und bezog seit Februar 1878 vom Deutschen Reich einen Ehrensold von jährlich 3000 M. Er starb am 31. Dezember 1880 in Brighton.

Ruge, Ludwig, praktischer Arzt und Medizinalrat in Berlin, Bruder des Vorigen, geboren am 1. Juli 1812 in Bisdamitz auf der Insel Rügen, gestorben am 31. Dezember 1897 in Steglitz bei Berlin.

Scherer, Johann Joseph von, zu Würzburg, berühmter medizinischer Chemiker, geboren am 14. März 1814 zu Aschaffenburg, studierte in Würzburg Medizin und Naturwissenschaften, praktizierte zuerst als Arzt zwei Jahre und widmete sich erst später ganz der Wissenschaft. 1842 erhielt er in der medizinischen Fakultät zu Würzburg eine a. o. Professur und wurde 1847 daselbst zum Prof. ord. der organischen Chemie ernannt. Infolge von Todesfällen der Inhaber vereinigte er jedoch bald die Professuren der allgemeinen, anorganischen und pharmac. Chemie und die Direktion des neu errichteten chemischen Instituts in seiner Person, wozu im Laufe der Zeit noch das Lehrfach der Hygiene sich gesellte. — Für den von ihm gemeinschaftlich mit Virchow und Eisenmann redigierten Canstatt'schen Jahresbericht lieferte er viele Jahre die Referate über Chemie, Pharmakologie und Toxikologie. Er starb am 17. Februar 1869.

Siehe das Gruppenbild: Würzburg 1850.

Siegmund, Gustav, praktischer Arzt in Berlin, geboren am 20. Juli 1820, gestorben am 14. Februar 1902.

Schlemm, Friedrich, geb. 11. Dezember 1795 zu Salzgitter in Hannover, wurde 1829 zum Prof. e. o. der Anatomie in Berlin ernannt. Er wirkte neben Johannes Müller eine lange Reihe von Jahren als zweiter Professor der Anatomie und war ein ausgezeichneter, praktischer Anatom. Er starb am 27. Mai 1858.

Schmidt, Josef Hermann, geboren am 14. Juni 1804 zu Paderborn, verdienter Geburtshelfer und Medizinalbeamter, betrat die praktische Laufbahn in seiner Vaterstadt, veröffentlichte aber zugleich eine große Zahl wissenschaftlicher Arbeiten. 1834 wurde er zum Direktor des Paderborner Krankenhauses und zum Lehrer am dortigen Hebeammen-Institut ernannt, 1843

in das Kultusministerium nach Berlin berufen, wo er nach einem halben Jahr zum vortrag. Rat und Geh. Med. Rat, Mitglied der wissenschaftl. Deputation für das Medizinalwesen und 1844 nach dem Tode Kluges auch zum Prof. e. o. der Geburtshilfe und Direktor der Gebärabteilung der Charité ernannt wurde. Er starb am 15. Mai 1852.

Unter seinen Schriften wird angeführt: „Das Medizinal-Ministerium", Eine Antwort an Hrn. Rudolf Virchow. 1848.

Schönlein, Johann Lukas, berühmter Kliniker, geboren am 30. November 1793 zu Bamberg, gestorben daselbst am 23. Jan. 1864, wurde 1820 zum Prof. e. o., 1824 zum Prof. ord. der speziellen Pathologie und Therapie in Würzburg ernannt, 1830 infolge seiner Beteiligung an der politischen Bewegung seines Amtes enthoben, als Kreis-Medizinalrat nach Passau versetzt, folgte 1833 einem Rufe als Professor nach Zürich und wurde 1839 als Prof. der medizinischen Klinik und Leibarzt des Königs nach Berlin berufen. In dieser Stellung begann er Ostern 1840, unter ganz ungewöhnlichem und dauerndem Zudrange der Studierenden und Ärzte, seine Vorlesungen über spezielle Pathologie und Therapie, verbunden mit der Klinik, abzuhalten und wußte durch seinen Einfluß eine große Zahl talentvoller Schüler zu bahnbrechenden Arbeiten anzuregen.

Siehe Virchow, Gedächtnisrede auf Schönlein, Berlin 1865.

Seydel, Karl Theodor, geboren am 14. Juli 1812 zu Minden in Westfalen, seit 1847 vortragender Rat im preußischen Finanzministerium, wurde 1859 als Regierungs-Präsident nach Sigmaringen und 1863 als Oberbürgermeister nach Berlin berufen, wo er am 1. Juli 1872 starb.

Vogt, Carl, berühmter Naturforscher und Politiker, geboren am 5. Juli 1817 zu Gießen, studierte zuerst in seiner Vaterstadt Medizin, wendete sich aber nach seiner Promotion naturhistorischen Arbeiten zu, die er gemeinsam mit Desor und Agassiz trieb. Nach längerem Aufenthalt im Ausland kehrte er 1847 nach Gießen zurück, wo er eine Professur erhielt. In der Bewegung von 1848 wurde Voigt von der Stadt Gießen zum Obersten der Bürgergarde und in das Vorparlament, später auch als Abgeordneter in die National-Versammlung zu Frankfurt a. M. gewählt. Wegen seiner politischen Tätigkeit seines Lehramtes in Gießen enthoben, lebte er bis 1850 in Bern und wurde im Jahre 1852 zum Professor der Geologie, später auch der Zoologie in Genf ernannt. Er starb am 5. Mai 1895.

Vogts zum Teil streng wissenschaftliche, zum Teil populäre Schriften sind meist von zoologischem Inhalt. Zu lebhafter Diskussion gab seine gegen Rudolf Wagner in Göttingen gerichtete Streitschrift: „Köhlerglaube und Wissenschaft" Veranlassung. Er gilt als einer der Vorkämpfer des Darwinismus.

Waldeck, Benedikt, geboren den 31. Juli 1802 zu Münster, war von Beruf Jurist. Er erhielt 1848 vier Mandate zur preußischen National-Versammlung. Als hervorragendes Mitglied der Linken und als Vorsitzender des Verfassungsausschusses gewann er großen Einfluß auf die Ausarbeitung der Verfassung, welche dann die Grundlage für die oktroyierte Verfassung vom 5. Dezember 1848 wurde. Am 16. Mai 1848 wurde Waldeck als angeblicher Mitwisser einer revolutionären Verschwörung in Haft genommen und erst am 5. Dezember, nachdem sich die Anschuldigung als unbegründet und die kompromittierenden Briefe als gefälscht erwiesen hatten, in Freiheit gesetzt. 1861 wieder in das Abgeordnetenhaus gewählt, gehörte Waldeck hier zu den Führern der Fortschrittspartei. Er starb am 12. Mai 1870 in Berlin.

Wegscheider, Ernst Heinrich Gustav, praktischer Arzt und Geh. Sanitätsrat, geb. 8. Juni 1819 zu Halle, gest. 5. April 1893 in Berlin.

von Wiebel, Johann Wilhelm, geb. 24. Okt. 1767 zu Berlin, war von 1822 an Chef des Militär-Medizinalwesens und erster Generalstabsarzt und wirkte äußerst segensreich auf die Gestaltung der Kriegs-Sanitätsverfassung ein. Er starb am 6. Jan. 1847, wegen der Biederkeit und Einfachheit seines Charakters allgemein hochverehrt.

Wolff, Eduard, geboren in Berlin am 24. November 1794, gestorben am 30. Dezember 1878, Militärarzt, wurde 1832 zum Prof. e. o. an der Universität in Berlin ernannt und leitete bis 1857 die sogenannte „medizinische Klinik für Wundärzte" in der Charité.